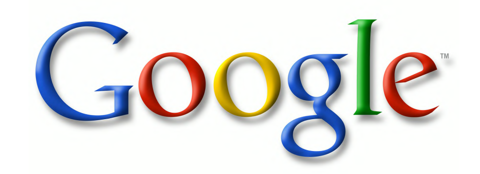






Dr.
Sc
War

Erzählungen

von

Therese Huber.

IV.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Gesammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In sechs Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Inhalt.

Kindestreue.

Kindestreue *).

Baron v. Anberg hatte von seiner Jugend an mit hohen Kriegsehren gedient; der Friede erlaubte ihm, seinen Abschied zu nehmen, um mit der Gattin seiner Wahl ein häusliches Glück zu bilden. Die große Welt, zu der er gehörte, glaubte nicht, daß dieses ungetrübt sein Theil geworden sei; Beweise konnte sie nicht führen, auch verlor sie ihn in dem letzten Jahre seines Lebens ganz aus den Augen, denn er brachte es auf einem seiner Güter in Schlesien zu, wo er, wie man sagte, an den Folgen früher erhaltener Wunden, mit Zurücklassung einer einzigen Tochter, starb. Emma war fünf Jahr alt, wie sie ihren Vater verlor; sein ganzes, sehr ansehnliches Vermögen fiel ihr zu, und dieser Umstand, verbunden mit dem ausgezeichneten Platz, der ihrer Mut-

*) Eine Anmerkung in Nr. 131 des Morgenblatts von 1823, wo diese Erzählung zuerst gedruckt wurde, besagt, daß die erste Idee derselben einem französischen Roman entlehnt sei; der Leser wird sich jedoch leicht überzeugen, daß der Einfluß oder Antheil, den ein französischer Roman hier haben konnte, unendlich gering sein muß.

Der Herausgeber.

ter in der Gesellschaft zugestanden wurde, machte es zu einem Gegenstand der Verwunderung, daß die schöne, junge Witwe dieses ihr einziges Kind, gleich nach ihres Gemahls Tode, in ein zwar sehr geschätztes, aber doch in ein der herrnhuter Gemeinde angehöriges Erziehungshaus schickte. Aber bald war Emma von der schönen Welt vergessen; ihre Mutter heirathete in zweiter Ehe einen mit allen Vorzügen der großen Welt ausgestatteten Grafen v. Alpeck, und lebte nun, mochte es in Berlin oder auf dem Lande sein, in allem Glanz und allen Zerstreuungen dieser großen Welt. Niemand konnte dieses tadeln; der Gräfin Alpeck war, auf besondere Verordnung ihres ersten Gemahls, ihr reiches Witthum bei ihrer zweiten Heirath geblieben, ihr zweiter Gatte vermehrte es mit einem ansehnlichen Nadelgeld, und die strengste Kritik konnte an ihrem Gesellschaftsleben nichts auszusetzen finden. Die dahingleitenden Jahre schienen auf ihre ausgezeichnete Schönheit gar keinen Einfluß zu haben; Jugendfrische bezeichnete noch die Umrisse ihres Gesichts, den Glanz ihrer Augen, die Weiße ihrer Zähne; die Männer schwärmten bewundernd um sie her, die Frauen flüsterten von unergründlichen Vortheilen ihrer Toilette, meinten aber, daß ihre Vorliebe fürs Spiel, so kaltblütig sie es behandle, schon, durch Anstrengung, Stillsitzen und Wachen allein, diese wundervoll erhaltenen Reize bald welken würde. Diese Damen irrten sich indessen; der Gräfin Kaltblütigkeit mußte sehr groß, ihr Spiel sehr gering, ihre Frische unverwüstlich sein, denn man konnte ihr nun unbezweifelt dreißig Jahre nachrechnen, und hätte geglaubt, ihr Recht geben zu

müssen, wenn sie zehn Jahre davon zu streichen Lust gehabt hätte.

Sie that das Gegentheil, indem sie Emma, nun in ihrem funfzehnten Jahre, aus der Pension zurücknahm. Emma, welche während dieses Zeitraums, ohne Vaterhaus und Mutter wiederzusehen, von Fremden in fremdem Lande erzogen worden war, hatte zwei Eindrücke ungeschwächt erhalten: das Andenken von der Güte ihres Vaters und der Schönheit ihrer Mutter. Der fromme Unterricht ihrer Lehrer hatte in ihrem empfänglichen Gemüth das Andenken des Verewigten mit dem Gedanken an Gott und Ewigkeit verschmolzen, und das Bild der schönen Mutter, um ihre Kindesliebe fest zu begründen, so reichlich mit Seelenschönheit geschmückt, als es mit Liebreiz in ihre Kindesphantasie sich eingeprägt hatte. Wie konnte Emma anders als mit den gespanntesten Erwartungen kindlicher Liebe die Reise nach Berlin antreten? Sie hatte nie über die Ursache gegrübelt, warum eine zärtliche Mutter ihr einziges Kind zehn Jahre lang von sich entfernt hielt. Der Vater habe es auf dem Todbette befohlen, hatte man ihr gesagt. „Sie müssen Ihre Frau Mutter auch dafür ehren, daß sie sich im Andenken an ihren Gatten einem so harten Gebot unterwirft," wiederholten ihre Lehrer — und unbeschränkt ist die Macht des Bestehenden, Dessen, was mit uns aufwächst. Der Mensch nimmt Verhältnisse mit im gewöhnlichen Gang der Dinge auf, die seiner Natur, wenn er sich einmal außer diesen Gang gestellt hat, als Unsinn, als Gewaltthat erscheinen. Emma bedurfte der überspannten Liebe für ihre Mutter, um dem

Schmerz, ihr geliebtes Montmirail nach dem Schluß ihres funfzehnten Jahres zu verlassen, das Gleichgewicht zu halten. Diese Anstalt war ihre Welt; ungetrübt von willkürlichen Befehlen, von rauhen Vorwürfen, von entnervenden Schmeicheleien hatte sich ihr Gemüth hier entwickelt; was sie umgab, foderte nur Liebe, und sie hatte für Alle genug. Gebet und Freude war in ihrem Herzen fast verschmolzen; denn der Anblick der langen Reihen von Schneebergen, wenn die Abendröthe sie färbte, der weite See, wenn er silberhell die hohen Ufer abspiegelte oder lichtgraue Streifen sein dunkles Blau als gähnende Abgründe hervorhob; der leise West, der den Duft der Weinblüte von den Vorhügeln des Jura herabwehte; oder der Jorant, der tobend von der Höhe des Chasserals niederfuhr: Alles erregte in Emma den Gedanken an Gott, und ihre Empfindung ward Gebet. Das Böse kannte sie nur durch die Geschichte und Gottes Verbot, und so schien es ihr, als wenn es nur immer in Büchern bestünde — sie verband es nie mit dem Gedanken an Menschen und Welt. Putzsucht, Eitelkeit konnte sie nicht kennen lernen, man lehrte ihr beide auch nicht hassen, machte es ihnen aber unmöglich, in ihrem Gemüth Wurzel zu fassen, indem man ihr die hohe Abkunft und die erhabenen Hoffnungen des Menschen nah ans Herz legte, sie die Arbeit lieben und sich für die Leidenden aufopfern lehrte; Emma war also mehr wie klösterlich, sie war in Rücksicht des Weltlebens, zu dem sie bestimmt war, sehr verkehrt erzogen.

In ihrem weißen Überwurf ohne Garnirung, und bis an das Kinn heraufreichend, einen flachen ungezier-

ten Strohhut, vermittelst eines himmelblauen Bandes auf das reiche, blonde, gelockte Haar befestigt, zart, schlank und sehr erwachsen für das eben angetretene sechzehnte Jahr, eilte Emma bei ihrer Ankunft an ihres Stiefvaters Hause die Stufen hinan und sank einer schönen Frau, die auf halber Höhe ihr erwartend die Arme entgegenstreckte, zu Füßen. Beide waren ohne Maß gerührt. Emma fand die Mutter ganz so schön wie das Bild, das ihrer Erinnerung vorgeschwebt hatte, und ihre Freudenthränen, ihre Liebkosungen, das Entzücken, mit dem diese Mutter jeden Zug, jede Bewegung ihres Kindes betrachtete, bewies ja, wie harmonisch ihre Seele dem Aeußern entsprach. Wie es darauf ankam, ihr Zimmer anzuweisen, drängte sich diese nach einer, dem Eingang von ihrer Mutter Schlafcabinet, wohin diese die Neuangekommene geführt hatte, entgegengesetzten Thür, weil sie ohne Nachdenken überzeugt war, ihr müsse ein Zimmerchen neben der Mutter angewiesen sein; statt dessen führte man sie durch das ganze Gemach zurück, über einen Gang in den einen Flügel des Hauses, wo sie in Besitz von drei artigen Zimmern, mit der Aussicht auf einen benachbarten Garten, gesetzt ward. Die Mutter hatte Sorge getragen, dieselbe mit hundert überflüssigen Luxusgegenständen zu überladen, deren Gebrauch Emma in ihrem Institut fremd geblieben war. Sie dankte für Alles, besann sich, wie sie, ihrer Mutter Absicht genügend, sie alle benutzen sollte, und ward dabei immer wehmüthiger, bis endlich, als die Mutter, sie an ein Tischchen mit glänzend zierlichem Frühstücksgeräth führend, zu ihr sagte: „Und hier ist Dein Früh-

stück, da der Schlüssel zum Thee," u. s. w., sie dieser mit Thränen um den Hals fiel und ausrief: „Soll ich denn als Fremde in meiner Mutter Haus leben, nachdem ich so lange ohne Mutter in der Fremde gelebt?" Die Gräfin war gerührt, schien aber mit Besonnenheit Emma's Gefühl in seinem ersten Ausbruch eindämmen zu wollen. Sie zog sie neben sich auf ein Sopha und stellte ihr vor, daß ihre Lebensweise, ihrem Range und den Gebräuchen der Welt, in der sie lebte, angemessen, eine höher gestimmte Liebe einbedinge, wie die, welche ein weichliches Beisammenleben zum Maßstabe nehme. „Ich sorge für Dein Glück, sagte sie, Du lebst für meinen Frieden; wir sind Eines des Andern gewiß, drängen aber nicht kleinliche Wünsche in eine festgesetzte Ordnung ein. Du mußt noch manchen Unterricht nehmen im Zeichnen, Musik, Tanz, Sprachen: diesem ist dein Vormittag gewidmet. Ich muß ihn mit Geschäften, mit Besuchen hinbringen. Hast Du eine Freistunde, so komm' zu mir, ich habe vielleicht hier und da eine Viertelstunde, die ich mit Dir zum Plaudern anwenden kann." — In diesem Augenblick kam ein Knabe in das Zimmer gesprungen und rief: „Mutter, die Leute sagen, Schwester Emma sei gekommen!" Hier erblickte er dieselbe, hielt betroffen inne, warf sich aber, wie jene ihre Arme ausstreckend auf ihn zueilte, an ihre Brust, wo er beschämt sein Gesicht verbarg, indeß Emma ihrem verschüchterten Herzen in einem Strome von Thränen und Liebkosungen Luft machte. Ein Bedienter meldete die Rückkehr des Grafen, Theodor ließ der Schwester Hand nicht los, in der andern trug

er ihren Strohhut, und so kehrten sie, das reizendste Bild von Kindheit und Jugendblüte, in der Gräfin Zimmer zurück, wo der Graf sie erwartete. Emma war schon um ihre unbedingte Unbefangenheit gebracht. Ehe sie in der Mutter Haus zurückkehrte, hatte sie des Stiefvaters gar nicht gedacht, als insofern sie begriff, daß eine Frau einen Gatten haben, eine Stütze bedürfen könnte. Nun beim ersten Eintritt ihre Erwartungen so schmerzlich getäuscht waren, hatte sie beim Namen dieses Stiefvaters eine schmerzliche Empfindung; allein indem Theodor sie fortzog und unterwegs ihre Hand an sein Herz drückte und mit liebefunkelndem Auge zu ihr aufsah, ward ihr sein Vater lieb; sie dachte, man müßte dem Kinde ihren Namen doch oft und mit Liebe genannt haben, dadurch verschwand ihre Verstimmung, und sie ließ sich von ihrem kleinen Führer willfährig zu dem Grafen hinziehen. Sein Empfang war mehr wie höflich, denn sie hatte durch Theodor den Weg zu seinem Herzen gefunden; er begrüßte sie schmeichelhaft und mit Güte, er bat sie, Theodors Vorliebe zu erwiedern, und dankte diesem mit eleganter Wendung für die Liebe seiner schönen Schwester.

Emma hatte, obschon mit etwas Misbilligung von Seiten ihrer Mutter, eben Erlaubniß erhalten, ihren Bruder in sein Zimmer zu begleiten, wo er ihr sein Spielzeug zu zeigen versprach, als die Flügelthüren aufgingen, und eine ältliche noch wohlerhaltene Frau mit stolzer Haltung und strenger Miene hereintrat. „Die Baronin Steinfels, Deine Tante!“ sagte die Mutter, indem sie dem Kammerdiener Theodorn fortzuführen be-

fahl. Die Baronin küßte indeß Emma auf die Stirn, sah sie kalt freundlich an und sagte: „Sie ist niedlich; aber nicht wahr, man hat dich ein Bischen verzärtelt in deinem Stift? Wir müssen sie recht viel in die Luft führen, aufs Land, Tanzen, Reiten; sie soll mit mir reiten! Es wäre Schade, wenn sie so treibhauszart bliebe." — „Gnädige Tante, ich bin viel spazieren gegangen, Berge gestiegen, habe im See gebadet, Madame Muray hoffte, daß ich stärker werden würde, wenn mein Wachsthum vorüber sei." — „Wachsthum vorüber! wiederholte die Baronin mit kaltem Scherz. Es läßt ihr hübsch — fuhr sie, zu der Gräfin gewendet, fort — diese herrnhutermäßige Einfachheit läßt ihr hübsch. Laß sie diese Kleider doch noch eine Weile tragen! Die niedliche Kleine! Sie gewöhnt sich indessen ein Bischen an Gesellschaft und wird von ihr doch noch nicht bemerkt." So sprechend spielte sie mit Emma's seidnen weichen Locken und wendete sich dann zu der Kammerfrau, die einen Ballen Seidenwaaren hereinbrachte, um für Emma's künftige Garderobe auszuwählen.

Emma bat um die Erlaubniß, in ihr Zimmer zu gehen. Ihre Kammerfrau wollte ihr eine Menge Putz zeigen, welchen ihr die Gräfin in ihre Schubfächer eingeräumt hatte. Emma wies sie zurück, litt ungern, daß man ihren von der Reise zerknitterten Ueberwurf mit einem frisch gebügelten vertauschte, und legte statt einer Rosa-Scherpe, welche ihr die Dienerin hinhielt, ein schwarzes Sammtband an, was ihr bei der Zartheit ihrer Haut, dem Rosenhauch auf ihren Wangen, den blauen zarten Adern, die sich längs ihres lilienweißen

Halses hinschlängelten, wirklich etwas von einer Ordens-Novize geben mochte. Wie man sie zur Mittagstafel rief, fand sie eine Menge Menschen versammelt, deren Namen man ihr nannte, die sich neugierig zu ihr drängten und gleichgültig von ihr fortgingen. Sie blieb während der Tafel stumm und unbemerkt; ihre Mutter erlaubte ihr, wie sie später ins Schauspiel fuhr, auf ihr Zimmer zu gehen, denn außer dem Hause sollte sie doch nicht in ihrem Kostgängerkleidchen erscheinen. Emma richtete ihren Nähtisch ein und setzte sich dann an ein Klavier, das ihr die Mutter in ihr Zimmer gestellt, mit der Bitte, die Musik zu einer ihrer Hauptbeschäftigungen zu machen. Als Beschäftigung hatte sie dieselbe noch nie angesehen, nur als ihr tägliches Vergnügen, ihre Erhebung, ihre Freude. Sie hatte einen sehr gründlichen Lehrer gehabt und versuchte ihr Wissen an einigen auf dem Klavier liegenden Musikalien. Sie gefielen ihr nicht, aber ihre Geschicklichkeit ließ sie Schwierigkeiten überwinden, und nach einer Stunde freute sie sich, der Mutter einen Beweis ihrer gelungenen Bemühungen geben zu können. Noch ehe die Gräfin heimkam, hörte sie schon Wagen anfahren, und auf ihre Frage berichtete ihr der Diener, daß sich nach dem Schauspiel noch Gesellschaft bei ihrer Mutter versammelte. Die Reise, die Erwartung, die Befremdlichkeit alles Dessen, was sie umgab, und die ihr in jeder Rücksicht als Fehlschlagung vorkommen mußte, hatte sie körperlich so angegriffen, daß sie bei ihrer bisherigen, der Jugend so heilsamen Gewohnheit frühen Schlafes und frühen Erwachens in die größte Angst gerieth bei dem Gedanken,

noch so spät unter lauter fremden Menschen wachen zu müssen. Ihr Herzweh überwiegend, brachte diese Angst eine Art Fieber in dem zarten Mädchen hervor, das den Glanz ihrer Augen, die Durchsicht ihrer Haut zu so einem Grad erhöhte, daß der kleine Zirkel, der schon um die Gräfin versammelt war, sie bei ihrem Eintritt in den Salon mit einer Art Bestürzung betrachtete, in der Beifall und bei den Bessern Besorgniß lag. Die kindliche Gestalt in Geisterverklärung ergriff selbst den weltlichen Leichtsinn. Die Gräfin stellte sie nach und nach den Eintretenden vor, die verbindlich grüßten, aber, durch ihren Anzug und ihre Zartheit irregeführt, ihr als einem gefeierten Kinde begegneten. Jetzt trat auch ein Mann herbei, der nicht mehr Jüngling und auch nicht Das war, was Emma späterhin als schön bei den Männern rühmen hörte, der aber durch den in seinen Zügen ausgedrückten Ernst und Güte Emma weniger als die andern Männer erschreckte. Emma, sagte die Gräfin, Graf Herbert war deines Vaters Zögling, sein Waffengefährte, Du kannst ihn als den nächsten Freund unsers Hauses betrachten. Die Erinnerung an ihren Vater unter diesem Schwarm fremdartiger Geschöpfe war für Emma, wie eines Engels Erscheinung dem Pilger in einer menschenleeren Wüste sein kann. Ihr seelenvoller Blick heftete sich begierig auf den Fremden, und ehe sie sich noch über den Eindruck, den sein Gesicht auf sie gemacht, Rechenschaft gegeben hatte, befand sie sich in einem freundlichen Gespräch mit ihm, über ihr geliebtes Montmirail, über Alles, was sie zurückgelassen, und sie fühlte, wie ihr Herz seit ihrer Ankunft im Gespräch

mit diesem Namen zum ersten Mal natürlich schlug. Jetzt nahm sie wahr, daß Graf Herbert wiederholt zu einer Gruppe junger Damen, die sich mit einigen jungen Herren unterhielten, hinübersah; wie sie ihm eben mit dem Wunsche, nun auch etwas Angenehmes über ihrer Mutter Haus zu sagen, ihre Freude an Theodor schilderte, unterbrach er sie und sagte mit einer Wärme, die ihr unendlich wohlthat: „Hoffentlich, mein theures Fräulein, finden Sie bald andere Gespielen, die auch nach Ihren Freunden von Montmirail Ihr schönes Herz gewinnen werden. Erlauben Sie mir den ersten Versuch zu machen, indem wir uns an jene jungen Damen anschließen.“ — Er stand zugleich auf und nahte sich jener Jugend. Emma folgte willig, weil sie sich durch des Grafen Gespräch freier fühlte. Der Empfang, den sie bei ihren Jugendgenossen fand konnte ihren Muth nicht aufrecht halten: kalt, fast verächtlich blickten sie auf das kleine Kostfräulein, wie sie schon von ihnen genannt ward; die Eine fragte: ob sie in ihrer Pension auch große Gesellschaft gehabt? — „Wir waren immer in großer Gesellschaft, denn in unserm Haus lebten über funfzig Personen, und im Sommer wurden wir von den benachbarten Gutsbesitzern stets gütig empfangen,“ antwortete Emma mit einer Milde, die wol Barbaren, aber keine Salonfräuleins entwaffnen konnte. „Nun, und was hatten Sie denn im Winter für Gesellschaft?“ — Emma wendete sich fragend an den Grafen: „Gesellschaft? Wir brauchten keine Gesellschaft. Wir arbeiteten, wir machten Musik, tanzten.“ — „Ich dächte, nahm Graf Herbert das Wort, diese Damen thäten

desgleichen, um Fräulein Anberg mit unsern Zeitvertreiben bekannt zu machen." — Es kostete viele Umstände, ehe eines der Fräulein einwilligte, sich an den Flügel zu setzen; sogleich aber vereinigten sich Alle, Emma aufzufodern, um ihr zu folgen, man drang ohne Schonung in sie. Die Musik, die sie soeben gehört hatte, bewies ihr, daß ihre montmirailer Fugen sowie ihre Juraliederchen hier eine schlechte Rolle spielen würden; ängstlich bat sie, Noten holen zu dürfen, und von Herbert's freundlicher Nähe ermuthigt, wagte sie es, die Variationen zu spielen, die sie erst diesen Nachmittag eingelernt hatte. Sie waren nicht sehr schwer, aber Emma trug sie vollendet vor, sodaß ein paar ältere Herren am Spieltisch ihre Köpfe ausstreckten, um durch die Flügelthüre zu sehen, wer am Klavier säße. „Bravo! rief der eine der Gräfin Alpeck zu, die nicht von ihren Karten aufblickte; man sollte glauben, Fräulein Anberg käme aus der vornehmsten pariser Pension." Eben so lobend drückten sich die jungen Herren aus, sehr stumm wurden die jungen Damen, und Graf Herbert, der nun genug gethan zu haben glaubte, um sie an ihren kaltherzigen Jugendgenossinnen zu rächen, unterhielt sich mit ihr über ihren Musikunterricht, ohne sie zu weiterer Bemühung um die Gesellschaft zu bewegen.

Endlich war der erste Tag im Mutterhause zu Ende. Die Gräfin, deren Spiel länger wie aller Andern dauerte, erlaubte Emma, nachdem die jungen Damen sich entfernt hatten, ohne weitere Umstände sich zur Ruhe zu begeben. Es zog sie an der Mutter Brust; aber diese war so gänzlich mit ihrem Spiel beschäftigt, daß

sie sich nach einigen Sekunden Unsicherheit traurig von ihr entfernte — da fiel ihr Graf Herbert in die Augen, der hinter dem Stuhl eines der Mitspieler stand. Sie durfte ihn, das wußte sie, durch keinen Abschiedsgruß auszeichnen; aber sie ließ ihr redendes Auge mit wehmüthiger Dankbarkeit auf ihm ruhen. Ach, er war ja der einzige Mensch in dieser fremden Welt, der ihr Theilnahme bezeigt hatte. Sie hätte sehr gewünscht, sogleich beim Eintritt in ihr Zimmer allein sein zu können; aber die ihr zugegebene Kammerfrau stützte sich auf den Befehl der Mutter: sie mußte sich ausziehn, sich bedienen lassen, und erhielt nur durch die Bemerkung Erlaubniß, ihre Haare selbst zu wickeln, daß sie nur, auf die gewohnte Weise geordnet, die gewünschte Wirkung hervorbringen könnten. Endlich legte sie ihr gespanntes, schmerzendes Haupt aufs Kissen; sie betete, weinte, überdachte ihrer Lehrerin Ermahnungen und beschloß, sich in Allem, was nicht ihr Gewissen verbot, der Mutter Willen zuvorkommend zu fügen. Sie erinnerte sich, daß ihr die Lehrerin auch für den Fall, wenn sie den Ausdruck von ihrer Mutter Zärtlichkeit nicht sogleich verstehen möchte, empfohlen hatte, von der Zeit die Erfüllung ihrer Wünsche zu erwarten. Ihr Herz beruhigte sich, aber ihre Nerven zuckten; sie schlief spät ein und stand ermattet auf. Das Leben, das sie nun führte, war nicht gemacht, die zufällige Erschütterung ihrer Gesundheit zu heilen. Zuerst war es die Bemühung um die Umwandlung ihres Anzugs. In acht bis zehn Tagen gab der Minister v. P. einen großen Ball, und dort sollte sie, mit aller Eleganz der

Mode ausgeschmückt, in die große Welt eingeführt werden. Vorläufig mußte sich Emma an einen festeren Schnürleib gewöhnen, welches ihrem zarten Knochenbau vielmehr schadete, als er ihr lästig war. Die Lehrer stellten sich nach einander ein. Der Klaviermeister war der einzige, der ihr Freude machte; er erstaunte über ihr Talent, gab ihrem ernsten Geschmack seinen Beifall, machte es ihr aber zur Pflicht, immer ein brillantes Modestück im Vorrath zu haben, um die Gesellschaft zu vergnügen. Viel schlimmer war es mit dem Tanzmeister; er war von Frau v. Steinfeld empfohlen, sie wohnte selbst der ersten Lection bei und war über die Zierlichkeit, die Biegsamkeit der reizenden Gestalt ihrer Nichte ganz entzückt. Der Lehrer schmeichelte sich, durch so eine Schülerin seinen Ruf über alle seine Collegen zu erheben, und nöthigte das zarte Geschöpf zu Anstrengungen, die in diesem Alter nur bei einer sehr gesunden Brust unschädlich sind. Die Kammerfrau, welche, von Emma's mildem Wesen gewonnen, dieselbe schon von Herzen liebte, machte der Frau v. Steinfeld die scharf abgeschnittene Röthe bemerklich, welche auf ihres Fräuleins Wangen bei jeder Tanzlection entstand, ihr feuchtglänzendes Auge, ihre geschwächte Stimme, die sich nur nach einigen Stunden wieder herstellte. Frau v. Steinfeld nannte das Alles Verzärtelung und bat die Mutter, nur gleich anfangs ihr Ansehen zu gebrauchen, um diese kleinen Ziererein zu beseitigen.

Es war in Emma's Gemüth ein sonderbarer Zwiespalt zwischen ihren Pflichten, ihren Kräften und ihren Neigungen eingetreten. In ihrem Stift hatte man ihr

gelehrt, die schönen Künste nur als Schmuck des Lebens, nicht als Zweck desselben anzusehen; jetzt sprach man von ihnen stets zuerst, stets ausschließlich. Dort hatte Musik, Gesang, Tanz ihr stets die größte Freude gemacht; der Gesang gehörte zu ihren religiösen Freuden, der Tanz war der Begleiter jedes ländlichen Festes, jedes frohen Abends im Kreise ihrer Gespielinnen gewesen. Hier drang man ihr Singstücke auf, welche ihre Brust zerarbeiteten, ohne ihr Gefühl anders als mit Überdruß zu beschäftigen; jetzt mußte sie Tänze üben, sich zu Stellungen spannen, denen ihre zarte Bildung unterlag. Glühend heiß, mit schmerzender Brust, kostete es lange Zeit, ehe sie nach jeder Tanzlection sich erholte; der steife Schnürleib verhinderte sie freilich, dem Bedürfniß ihres schwachen Rückens gemäß, sich zusammenzubücken, aber um so weniger waren die künstlichen Pas, die gewaltsamen Sprünge Ausdruck der Fröhlichkeit. Wenn der Morgen mit Lectionen vergangen war, holte sie die Tante zu einer Spazirfahrt ab; dann kam das Mittagessen zu der Zeit, wo ihr ehemals die Feierstunde der Arbeit geschlagen; nach diesem durfte sie den Salon nicht mehr verlassen, und Mitternacht war unfern, wenn sie auf ihr Zimmer zurückkam. Bald fügte sich zu allen diesen, ihr bisher fremden Obliegenheiten noch die peinlichste, die einer modischen Toilette. Bisher hatte der zahlreiche Gesellschaftskreis ihrer Mutter sie stets „die schöne kleine Novize“ genannt, einzig, weil man sich unter einer von Herrnhutern geleiteten Erziehungsanstalt eine Art Kloster dachte; denn ihr Anzug zeichnete sich durch die bestimmteste Einfachheit, gar nicht

durch Farbe und Schnitt aus. Nun hatten aber Näherinnen, Schneider und Modisten ihre Bestellungen vollendet, und der Ball des Ministers fand statt. Emma erkannte sich selbst nicht, wie sie ihre Gestalt nach und nach bilden sah. Der kleine Absatz am Schuh hatte ihr die Nothwendigkeit, sich auf den Fußzehen zu bewegen, fühlbar gemacht, denn sie erschrak vor dem Lärm ihres eigenen Schrittes. Ihr schönes Haar spielte nicht mehr um ihren züchtig verhüllten Nacken; die Gräfin hatte den Anstand nach der äußersten Linie der Mode beobachtet, und bei dem stolzen Lockenbau schien ihr schön gebildeter Kopf viel höher als sonst auf dem alabasterweißen Nacken zu stehen. Ein grüner Zweig durchflocht ihr Haar, und eben solche Zweige hielten das Gazegewebe von dem Besatz ihres weißen Seidengewandes — das sechzehnjährige Kind war plötzlich zur erwachsenen, zartblühenden Jungfrau geworden. Die Gräfin dankte ein Mal über das andere ihrer Schwester für den herrlichen Einfall, Emma ihren Freunden in ihrem Pensionskleid vorgestellt zu haben; die Wirkung ihrer heutigen Erscheinung mußte dadurch auffallend verstärkt sein. „Aber es ist auch unglaublich, was ein guter Schnürleib, was Kopfputz, was Anzug thut!“ wiederholte sie, und rückte hier eine Locke, bog dort eine Falte an der Tochter zauberischem Putze. Theodor ward hereingebracht, um die Schwester zu bewundern. Er kam mit einem großen Strauß Wiesenblumen, die er soeben im Baumgarten gepflückt, freudig auf die Schwester zugelaufen, blieb aber betroffen stehen, sah auf ihren Putz, dann auf seine Blumen, legte diese betrübt auf einen

Stuhl und sagte: „Ach, so kannst Du ja nicht mit mir spielen!“ und setzte sich, kein Auge von Emma wendend, betrübt auf ein Bänkchen. Emma entschlüpfte der Kammerfrau, welche die Scherpe anheftete, und wollte Theodor umarmen; Mutter, Tante und Kammerfrau riefen angstvoll, als drohe ihr ein Abgrund: „Er ist ja ganz staubig!“ — „Du zerknitterst dein Brustbouquet!“ — „Er faßt Dich in die Locken!“ — Emma zog sich erröthend mit Thränen in den Augen zurück. Theodor aber rief zornig: „O Du arme Schwester, Dein kleiner Rock war viel hübscher, und wir waren viel vergnügter darin!“ und so ging er langsam, fast rücklings, zur Thür hinaus, seine bedenklichen Blicke immer noch auf die geputzte Schwester geheftet.

Ach, das war eine Vorbedeutung auf den heutigen Tag und auf das weitere Leben des guten Mädchens! Sie hatte manchen Gewissenszweifel bei der glänzenden Toilette gehabt. Zuvörderst quälte den armen Neuling noch der Gedanke, wie vielen Armen für das Geld, welches ihr Putz kostete, geholfen werden könnte! Das war eine ihrer Institutsansichten, welche die Lehrer dem jugendlichen Gemüth für zusprechender hielten als die Beweise der Nothwendigkeit, die Arbeiten des Luxus zu befördern; ihre zweite Beängstigung traf der ungewohnte Schnitt ihres Kleides. Fern sei es, ihn der Unanständigkeit zu beschuldigen; vor dieser hüten sich Weiber von Stand, wenn sie ihr Verhältniß recht einsehen, um ihres Standes willen; allein Emma war auch diese mäßige Entblößung nicht gewohnt, und außer der Scham empörte sich ihr natürlicher Schönheitssinn, der es un-

sinnig fand, die Brust zu verhüllen und den Rücken zu entblößen. Allein ihr Auge war schon einige Tage an den Anblick gewöhnt, ihre Mutter drückte ihren Beifall durch schmeichelnde Liebkosungen aus, und die Freude über diese versöhnte die arme, nach Mutterliebe schmachtende Emma mit ihrem Putze; der Spiegel und die sechzehn Jahre thaten das Uebrige. Allein Theodors Bestürzung und Zorn stellte den ganzen Auftritt in ein neues Licht. Es dünkte ihr plötzlich, als habe sie mit dem schlichten Kinderkleid auch alles Kinderglück von sich gegeben, als sei sie jetzt erst wirklich von ihren Jugendgenossen geschieden, und zu Dem, was sie dagegen einzutauschen hoffte, zu dem kindlichen Leben in der Nähe der Mutter, sah sie keine Möglichkeit vor sich. Zum Glück hatte sie nicht Zeit, sich diesen Betrachtungen zu überlassen, der Wagen fuhr vor, und die Angst, zum ersten Mal in einen fremden Salon zu treten, verdrängte jedes andere Gefühl.

Kaum waren die ersten Momente des Empfangs, der Vorstellung vorüber und Stühle eingenommen, so sagte Frau v. Steinfeld zu ihrer Schwester: „Sieh, ich bitte Dich, ist's nicht, als wenn die Kleine mit ihren Garnirungen die bestimmteste Haltung angelegt hätte? Das ist ein unbegreifliches Mädchen! Sieh, wie ungegezwungen sie den eiteln Walberg behandelt. — Ach! auf den Empfang kann Graf Herbert stolz sein. Das ist offenbare Vorliebe, da guckt das Institutsfräulein vor." Länger dauerte das Gespräch nicht, denn die Gräfin, welche nur zerstreut auf ihre Schwester gehört hatte und den Schritten der Hausfrau gefolgt war, welche

die Partien ordnete, eilte der ihr jetzt dargebotenen Karte entgegen und begab sich in ein entferntes Zimmer. Wirklich schien Emma's Haltung ein Wunderwerk. Bescheidenheit, allgemeines Wohlwollen, zartes weibliches Gefühl hätten ihrer Schüchternheit alles Linkische benommen; allein im Moment, wo sie beim Eintritt ins Vorzimmer ungeheueres Herzklopfen empfand, erinnerte sie sich ihres treuen Lehrers in Montmirail und rief sich selbst zu: „Nur der Schuldige soll sich fürchten!" und dieser, junge Mädchen beim Eintritt zum ersten Balle wol sehr selten beschäftigende Gedanke gab ihr eine wirkliche Zuversicht, die sie bis zum Ideal verschönerte. Die kleine Herrnhuterin ward plötzlich zu der Königin des Festes, man drängte sich zu ihr, ihr Tanz ward der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und wenn Schmeichelei befriedigen könnte, hätte Emma einen glücklichen Abend zubringen müssen. Sie war nicht unempfindlich gegen den sichtlichen Beifall, der ihr ward, aber glücklich, ungezwungen fand sie sich doch nur in dem Gespräch mit Graf Herbert: er setzte sie nicht in Verlegenheit, er war ernsthaft, und mit ihm war sie doch immer heiter. Gleich nach dem ersten Tanze bat sie ihn, der ihr mit Entzücken zugesehen hatte, sie zu ihrer Mutter zu führen; er schien zu zögern, allein sie zog ihn fort. Die Gräfin sah sehr erhitzt aus, Emma's Nähe schien sie in Verlegenheit zu setzen, sie erwiederte kaum deren zärtliche Liebkosung; wie sie sich aber einen Stuhl reichen ließ und Anstalt machte, sich neben ihr niederzulassen, rief sie ungeduldig: „Welch ein Einfall! Graf Herbert, fehlt es denn an Tänzern?" —

In diesem Augenblick eilte ein glänzendes Offizierchen vom Tanzsaal herbei und beschwor die bestürzte Emma, zurückzukehren; dieser sagte ihrer Mutter einige bittende Worte, welche die Gräfin nur mit einer kleinen Verbeugung an den Offizier beantwortete, wodurch sie ihm ihre Tochter zum Tanz übergab — und mit einem schmerzlichen Blick auf Graf Herbert folgte sie dem unerwünschten Tänzer.

Die Gesellschaft trennte sich nach und nach, und Emma wagte es nun wieder, dem Spieltisch ihrer Mutter zu nahen. Eine Zeitlang ließ sie sich durch Graf Herbert's geflissentliches Gespräch am Eingang des Zimmers aufhalten, nahm aber wahr, daß eine todte, ihr höchst schauerliche Stille an der Mutter Spieltisch herrschte. Plötzlich sah sie ihre Mutter aufstehen und hörte sie mit einer Art Ungestüm sagen: „Nein, Frau Präsidentin, für heute muß es genug sein. Ich möchte meine Verbindlichkeiten nicht steigern.“ Die Präsidentin zuckte die Schultern, der dritte Mann, ein alter General, zählte bedächtig einen Haufen Goldstücke in seinen Beutel und wiederholte kaltblütig: „Ich stehe Ihro Gnaden immer zu Befehl.“ Emma vergaß alle äußere Umstände, sie bemerkte nur, daß ihre Mutter die Farbe wechselte, eilte zu ihr und suchte mit zärtlicher Frage nach ihrem Wohlbefinden eine ihrer Hände zu ergreifen, die einen Stift hielten, mit dem die Gräfin Boutaden aufschrieb. Erschrocken nahm sie Emma's Nähe war, zog ihre Hand etwas unsanft zurück und sagte, zwar leise: „Das ist ja zudringlich! Warte, bis ich Dich abrufe.“ Das arme Kind fühlte ihr Herz brechen, ganz eigent-

lich. Es war ein physischer Schmerz, von dem sie später versicherte, er sei der Anfang ihres Hinsterbens gewesen, der Mehlthau, der auf ihre Blüte gefallen. Graf Herbert sah sie erblassen. „Die Hitze drückt Sie, sagte er laut; erlauben Sie mir, Sie an den Balkon zu führen. Ihre Frau Mutter behält Sie da im Auge." Emma heftete einen so schmerzvollen Blick auf ihn, daß er sich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu fassen und im Gehen ihr zuzuflüstern: „Nehmen Sie nicht so schwer, was vorübergehender Misverstand ist. Wenn wir das Spiel ernsthaft behandeln, mögen wir ebenso wenig dabei gestört werden wie bei einer Arbeit." Emma antwortete nicht, der Graf blieb am offenen Balkon stehen und beobachtete Emma's Blick, der sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel richtete. Es war Hoffnungslosigkeit und Gottvertrauen im sonderbarsten Verein. Der Mond wandelte durch zerrissene Wolken, jetzt aber gewann er einen heitern Plan, er versilberte das ihn kurz vorher verschleiernde schwarze Gewölk; Emma's Blick ward heiterer, ein paar helle Thränen rollten langsam über ihre Wangen, und, als sei mit ihren der Nebel des Grams niedergeschlagen, senkte sie ihren Blick freundlich auf Herbert und sprach von dem Mondenlicht an ihrem lieben montmirailer See. Beim Heimfahren machte ihr die Gräfin durch herzliche Sorge für ihre Gesundheit den kleinen Unmuth der vergangenen Stunde vergessen. „Fräulein Emma ist heiser geworden, hatte Graf Herbert beim Abschied gesagt; ich fürchte, der offene Balkon hat ihr geschadet." Das konnte nicht sein, die Juliusnacht war so lau! und wie

willkommen war diese Heiserkeit dem guten Kinde, da sie ihr die Aufmerksamkeit ihrer Mutter erwarb!

Emma fand sich sehr matt am folgenden Morgen, ihre Stimme war wieder frei, aber ihr Auge wunderbar glänzend, und die zarte blaue Schattirung unter demselben zeigte deutlich, daß dieses nicht der Glanz des Jugendmuthes sei. Sie fand, wie sie sich zum Frühstück einstellte, einen finster und demüthig aussehenden Mann im Zimmer, der sich soeben mit tiefen Verbeugungen von der Gräfin beurlaubte. Diese sah sehr blaß aus, empfing ihrer Tochter herzliche Begrüßung sehr zerstreut und suchte nach Papieren, indeß Emma sich mit Theodor beschäftigte, der sich unendlich freute, daß seine Schwester wieder „seine Emma" geworden sei, und ihr mit wahrem Genuß all seinen Spielkram in den Schoos legte, bei jedem Stück fragend: „Nicht wahr, das schadet auch nicht?" sich des gestrigen Verbots, das Ballkleid zu berühren, bitterlich erinnernd. Bald kam aber eine Botschaft von ihrem Stiefvater, der sie zu sich auf sein Zimmer beschied. Da das gemessene Benehmen dieses Mannes, sein zwar sehr achtungsvoller, aber fast bestimmter Ton gegen ihre Mutter ihr viel Schüchternheit einflößte, ging sie mit Herzklopfen zu ihm, welches bei der feierlichen Anrede, die er an sie begann, nicht abließ. Er sprach davon, wie ihr verewigter Vater ihn selbst zu einem ihrer Vormünder ernannt und so den ersten Grund zu der Verbindung mit ihrer Mutter gelegt habe, wie ihr Alter zwar noch so zart sei, daß es sie aller Geschäftskenntniß überhöbe; allein er bemerke mit Vergnügen einen so

ernsten Sinn an ihr, daß er ihr willig als Freund und Vater eine Übersicht ihres Vermögens geben wolle. Er nannte ihr nun Summen, die der einfachen Emma ungeheuer schienen, und setzte hinzu: „So lange sie unter meiner Verwaltung stehen, sollen sie sich nur vermehren; Ihr Vater, meine liebe Tochter, hat auch einen Plan entworfen, der sie nach mir in achtungswürdige Hände gibt — doch das kommt Ihrer Mutter zu Ihnen zu entdecken; ich rathe Ihnen nur für den Frieden Ihres künftigen Lebens, sich an geregelte Ausgaben zu gewöhnen, jede leidenschaftliche Laune zur Verschwendung früh zu beherrschen und — und überhaupt der Pflicht Ihres Geschlechts, sich dem Wohl der Ihrigen zu widmen, stets eingedenk zu sein." Emma war so ängstlich verlegen, daß sie ihres Stiefvaters Worte nur halb verstand; allein sie verriethen einen moralischen Sinn, und dieser zog sie mit Vertrauen zu diesem ihr bisher so fremden Mann. Ihre überströmend herzliche Antwort schien ihm jedoch peinlich, er ward wieder höflich und ging zu „einem andern Beweise von Vertrauen über, den er ihr zu geben gedächte," wobei er ihr ein ansehnliches Schmuckkästchen überreichte, dessen Inhalt Emma mehr durch seine Fülle als den ihr ganz unverständlichen Werth der Juwelen in Erstaunen setzte. Obschon, sagte der Graf, junge Damen keine Diamanten trügen, wolle er ihr doch einen Beweis seines Vertrauens geben, indem er diesen Schatz ihrer Obhut überlasse. Emma dankte, bat aber innig, sie damit zu verschonen, und dieses wie alles Übrige mit seiner väterlichen Güte ferner zu verwalten; nur ein paar lange Schnüre

der schönsten orientalischen Perlen nahm sie aus dem Kästchen, dergleichen hatte sie an jungen Damen ihres Alters gesehen und hatte eine jugendlich schwärmerische Vorliebe für sie.

Emma, in ihr Zimmer zurückgekehrt, tadelte sich selbst über die Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung, sie wiederholte sich ihre früh empfangenen Lehren der Selbstbeherrschung, die heute von ihrem Stiefvater empfangene Ermahnung von Mäßigung der Leidenschaft gesellte sich zu ihnen, und ohne zu wissen, was sie eigentlich bedürfe, kniete sie in ein Winkelchen ihres Cabinets und betete sehnsuchtsvoll „um den Frieden Gottes," denn sie wußte Das, was ihr fehlte, nicht zu benennen. Mit scharfer Dissonanz rief sie die Ankunft des Tanzmeisters aus diesem heiligen Aufschwung zurück. Sie war aber heute so erschöpft, daß sie den Lehrer bitten mußte, seinen Unterricht früher zu beenden. In diesem Augenblick trat Frau v. Steinfeld zu ihr herein. Sie wollte nachsehen, ob die Nichte, sowie sie gestern dazu aufgefodert ward, Herrn Dümont gebeten hatte, sie die Pas zur Gavotte zu lehren. Der Lehrer entschuldigte sich mit der Müdigkeit des Fräuleins; allein davon wollte die Tante, die nie ein körperliches Leiden gekannt, gar nichts hören: sie erklärte, daß junge Leute sich dergleichen Weichlichkeiten gar nicht erlauben müßten; sie verdanke ihre unerschütterliche Gesundheit ihren täglichen Ermüdungen durch Gehen, Reiten und häufiges Reisen; diese Mittel sollten auch Emma stärken. Augenblicklich mußte diese ihren Hut aufsetzen und mit ihr in den Park gehen,

Matt und stimmlos kam Emma von ihrem Spazirgange mit der Tante nach Hause, ward aber bei der Tafel sehr heiter bei dem Gespräch ihres Stiefvaters und des Grafen Herbert, die, nebst ein paar ältern Geschäftsmännern, über das Armenwesen der Stadt sich unterhielten. Sie erfuhr, wie viel Gutes in Berlin in diesem Fache geschieht, und unfähig, das Wie zu beurtheilen, sah sie mit Entzücken, daß die bunte Welt, mit der sie sich noch gar nicht zu befreunden vermochte, viele und große Opfer in guter Absicht zu bringen weiß. Besonders freute sie sich, daß Herbert, nach ihrem Bedünken, das Beste und Frömmste sagte; und obschon sie sich nicht herausnahm, an dem Gespräche Theil zu nehmen, winkte sie ihren „ältesten Bekannten," wie sie Graf Herbert scherzend nannte, in ein Fenster und bat ihn, während der Kaffee herumgereicht wurde, um die Erklärung einiger ihr unverständlich gebliebenen Punkte des Gesprächs. Graf Herbert befriedigte sie und sagte dann: „Sie haben eine schöne Ausbildung genossen, mein Fräulein, da Sie der Theilnahme an so ernsten Gegenständen fähig sind." Sie antwortete mit einem feurigen Lobe ihrer Lehrer und fuhr dann vertraulich schwatzend fort zu fragen: „Nicht wahr, wenn ich mündig bin, dann kann ich mit meinem Einkommen machen, was ich will?" — „Was ihr Gewissen gut heißt, wird meine junge Freundin thun." — „Ja, so mein' ich's!" und nun deutete sie an, welche der in ihrer Gegenwart erwähnten Anstalten sie unterstützen wollte; aber am erwünschtesten schien es ihr, eine Töchterschule auf dem Gute zu stiften, wo ihr Vater gestorben und beerdigt sei.

Emma's Angesicht glänzte wie das eines Engels, indem sie sprach. Wirklich schienen die zarten Formen ganz ätherisch zu werden, das Roth ihrer Wangen glich dem tiefen Kelch einer weißen Rose, und durchsichtig zart schimmerte ihr blendend weißer Hals. Der Graf war ausnehmend gerührt über die holdselige Gestalt; „diese Freude sollen Sie haben, mein Fräulein," sagte er. „Nicht wahr?" unterbrach sie ihn, freudig ihre Hände noch zusammengelegt und sie wie dankend emporhebend, „nicht wahr, Sie geben mir dann Rath?" — „Theueres, edles Kind, wollen Sie mir denn das Recht dazu geben?" fragte nun Graf Herbert seinerseits und faßte ihre Hände, die er ehrerbietig an seine Lippen hob. Plötzlich erinnerte sich Emma einiger Worte, die heute früh ihr Stiefvater gesprochen, von einem Plan ihres Vaters, ihr Vermögen auch nach ihrer Volljährigkeit in achtungswürdige Hände zu geben; sie waren ihr unverständlich gewesen, aber sie hatte nicht weiter an sie gedacht; jetzt fuhr eine Ahnung durch ihre Seele, daß Graf Herbert mit ihnen in Verbindung stehen könnte; sie erschrak heftig, aber die hohe Achtung, die ihr der Mann eingeflößt, und die schöne Einfalt ihres Herzens verhinderte sie zu irgend einer Spielerei ihre Zuflucht zu nehmen. Sie sagte zitternd: „Sie waren meines Vaters Freund, Sie haben das Recht, mich zu berathen." Weiter vermochte sie aber nichts hinzuzusetzen, sondern war froh, daß ihre Mutter sie gleich darauf abrief, um noch vor der Abendgesellschaft einige Besuche mit ihr zu machen.

Emma durfte diesen Abend allein zu Hause bleiben,

sie war darüber entzückt; sie beschäftigte sich mit Theodor, und wie man diesen zur Ruhe gebracht, nahm sie sich vor, recht lange Briefe an ihre Institutsfreundinnen zu schreiben; aber wie sie ihre Ideen sammeln wollte, wurden ihre Erinnerungen der in ihrer Mutter Hause zugebrachten Tage so lebhaft, daß sie nicht wußte, welche sie zur Mittheilung wählen sollte. Sie hatte sich oft mit ihren Freundinnen von der Hoffnung unterhalten, ihr Beisammensein mit ihrer Mutter solle sie für die Trennung von ihnen entschädigen. Sie hatte Tage geträumt, zwischen Arbeit und Lernen getheilt, Abende, am häuslichen Theetisch durch geistvolles Gespräch gewürzt, oder größere Gesellschaft junger Genossen, wo Musik, Tanz und artige Spiele die Abende kunstlos beleben würden. Was sie vom ersten Abend an sich bewußt war, fühlte sie jetzt mit ergreifender Heftigkeit: daß von allen ihren Erwartungen keine erfüllt sei. Wie in einem Schattenspiel gingen alle die Auftritte vor ihr vorüber. Beim Frühstück Putzmacherinnen und Kaufleute und zwecklose Besuche; zu Mittag fremde Gesichter und spärliches Gespräch; des Abends ein zwangvoller Anzug, Lichtgeflimmer, leerer Lärm. Unter den verworrenen Bildern ihrer Phantasie traten nur einzelne Momente immer wieder klar vor sie hin: Graf Herbert's milde, theilnehmende Weise, wie er hier und da ihr zum Schutze gedient; die Stimme ihrer Mutter am gestrigen traurigen Abend, wie sie das Spiel abzubrechen bat, und Graf Alpeck's geheimnißvolle Worte, die ihr einen von ihrem Vater bestellten Beschützer verhießen. Dieser letzte Gedanke behielt die Oberhand. Der

Beschützer, den sie zu errathen suchte, zeigte sich, ihren Träumen nach, in der halb undeutlichen Gestalt eines Engels, wie die babylonisch jüdischen Mythen sie schildern, der ihr einen Lilienstengel zuneigte, an dem helle Tropfen herabrannen. Das ist Himmelsthau, sagte Emma und streckte ihre Hand nach ihm aus. Das sind deine Thränen, antwortete der Engel. Aber jetzt nahm die Schlummernde wahr, daß ihre wohlmeinende Kammerfrau ihre Wangen trocknete, und vernahm, daß dieselbe sie unruhig schlafend, noch immer die Feder in der Hand, im Sopha zurückgelehnt gefunden hatte. Marthe beschwor ihr Fräulein, sich zur Ruhe zu legen: „Sie zittern ja wie ein Espenlaub, sagte die Treue; das macht der böse Traum. Ihre Thränen rannen ja über Ihre Wangen wie der Thau über ein Lilienblatt." Das Fräulein hatte sich vorgenommen, der Gräfin Nachhausekunft zu erwarten; aber sie fühlte sich dessen unfähig und gab den Vorstellungen ihrer Dienerin Gehör.

Kaum hatte Emma am folgenden Morgen ihre Kleidung übergeworfen, so trat ihre Mutter zu ihr ein. Innig dankbar für diese ungewohnte Güte, warf sich die Tochter in ihre Arme und entschuldigte sich, sie nicht erwartet zu haben. Liebkosend verbot ihr die Gräfin, dieses jemals zu thun. „Frühstücken Sie heute bei mir, liebe Mutter?" sagte die Kleine schmeichelnd und wollte jene bewegen, sich auf einen Divan niederzulassen; „sehen Sie, hier am Fenster, da sehen Sie gerade in die Rosenhecken hinein." Die Mutter sträubte sich: „Nein, nein! ich habe heute gar nicht Zeit, mit Dir zu frühstücken; ich komme, um eine Gefälligkeit von Dir

zu bitten." — Emma stand bestürzt und fragend vor ihr. — „Gieb mir die beiden Perlenschnuren, welche Du gestern aus Deinem Schmuckkästchen nahmst. Du trägst sie doch nicht, wenn ich Dir sage, daß ich keine nur halb so schöne habe." . . . Emma legte schon fröhlich lächelnd die Perlen um der Gräfin noch blendend schönen Hals: „Gewiß gebühren sie Ihnen, kleiden sie Sie — und nun ich sie an Ihnen sehe, kommen sie mir erst schön vor." Die Gräfin ward bald roth, bald bleich, sie drückte ihre Tochter an ihre Brust, murmelte unzusammenhängende Worte, die bald Segen, bald Gelübde ausdrückten, und eilte hinweg. Emma dachte während ihres einsamen Frühstücks diesem räthselhaften Auftritt nach, oder weinte vielmehr, ohne nachzudenken über ihre unheimliche Lage und ihrer armen Mutter unheimliche Lebensweise. Sie, um die sonst nichts wie Klarheit, Bestimmtheit im Wollen und Können geherrscht hatte, verstand jetzt von Niemandes Absicht und Endzweck, Willen und Mittel. Bei Tische fand sie ihre Mutter sehr heiter, sehr glänzend geputzt, und Graf Herbert, der nach den ersten mit ihr gewechselten Worten sogleich sich besorgt zur Gräfin wandte, sie auf Emma's gänzlich heisere Stimme abermals aufmerksam machend. Frau v. Steinfeld, welche gegenwärtig war, versicherte, daß die Nichte zu wenig der freien Luft genösse, schlug eine Spazirfahrt vor und erlaubte Graf Herbert, sie zu Pferde zu begleiten. Man stieg unter Bäumen aus; Herbert bemerkte mit Bewunderung die vielen praktischen Kenntnisse seiner jungen Freundin: sie kannte alle Pflanzen, schien viel Theilnahme für den Landbau zu bezei-

gen und sprach mit ihrer leisen Stimme und gebrochenem Deutsch voll zauberischer Herzlichkeit mit den Landleuten, die dort pflügten und das engelschöne Fräulein segneten, welches ihrem neben der Furche spielenden Kinde eine Silbermünze zurückließ. Das waren ein paar genußvolle Stunden! Die Tante selbst hatte so wenig Unruhe und Leere in ihnen gespürt, daß sie den Entschluß in ihr erzeugten, sich von ihrer Schwester Emma zur Begleiterin und Gesellschafterin bei ihrem Badeaufenthalt in Eger zu erbitten. Dort, war sie überzeugt, würden freie Luft und Spazirgänge ihrer Nichte Gesundheit bald stählen. Diese Zuversicht lockte ein mattes Lächeln auf Emma's holdes Gesicht; allein sie ließ sich den Vorschlag freudig gefallen, und ihre Mutter gab es um so mehr zu, da sie, ihres Gemahls fest ausgesprochenem Willen gemäß, das in jener Gegend gelegene Gut Oderau, welches Emma von ihrem Vater, der dort beerdigt war, geerbt hatte, den ganzen Herbst über zu ihrem Aufenthalt machen sollte. Emma war entzückt bei der Aussicht, auf so lange Zeit dem lästigen Stadtgewühl zu entgehen; sie rechnete alle Blumen her, die sie in Oderau noch blühen sehen würde, und versank in schwermüthige Träumerei, indem ihr endlich, vielleicht ein ihr aus den frühen Kinderjahren, wo sie dieses Gut bewohnt hatte, zurückgebliebenes Bild, eine kleine Wiese vor Augen schwebte, auf deren zartem Grün herbstliche Halmen, zahlreiche Zeitlosen ihre luftigen Kelche in der Abendsonne wiegten.

Sowie die vergangenen, gingen alle Tage dahin. Mit frommer Scheu nahte sich Emma nie mehr ihrer

Mutter Spieltisch, sie fragte nie mehr, wenn sie die Abende ohne sie abwesend war, ob sie spät zurückgekehrt sei, ihre Jugendfreuden waren dahin, die einzige Nahrung ihres Herzens war Theodors innige Anhänglichkeit und Graf Herbert's Theilnahme, der sich je mehr und mehr ihrer Geistesausbildung, ihrer Ideenberichtigung annahm. Ihr Stiefvater blieb in den Schranken kalter Höflichkeit, die aber bei manchem Anlaß Achtung für den Charakter, die Bildung seiner Stieftochter ausdrückte. Leider blieb auch die Gräfin sich gleich: die Sorge des Putztisches und das Bedürfniß der Gesellschaft nahm sie gänzlich hin, und Emma gewahrte mit Schrecken, daß Graf Alpeck ein paar Mal Vorschläge von Festen und glänzenden Landpartien mit Bestimmtheit von sich wies, wodurch seine Gemahlin aber nicht bewogen ward, die dazu bestimmt gewesenen Abende im häuslichen Kreise zu verleben.

Frau v. Steinfeld reiste nach Eger ab; Emma begleitete sie gern, obschon sie sich vor ihrem unbarmherzigen Spazirengehen fürchtete; Graf Herbert ward durch Geschäfte an einer Badereise verhindert, hoffte aber seine Freundin auf kürzere Zeit zu besuchen. Wie Frau v. Steinfeld, nach Gebrauch, bei ihrer Ankunft den Besuch des Badearztes empfing, ward dieser bei Emma's Anblick sehr betroffen und fragte: ob diese junge Dame den Brunnen zu trinken hierhergekommen sei? Frau v. Steinfeld verneinte es bestimmt, kramte weitläufig ihre Überzeugung aus, daß die jungen Leute heut zu Tage in Weichlichkeit untergingen, und rühmte sich ihrer Zuversicht, daß vermittelst Bergsteigen und frischer Milch-

nahrung die zarten Färbchen, den Rosenhauch von Emma's Wangen andeutend, bald dunkeln sollten. „Nur gemach, nur gemach, meine Gnädige! rief der alte Praktikus. Solche Verklärungsgesichter sind uns Ärzten a priori schon empfohlen, und — er nahm Emma's Hand, den Puls ihr fühlend — wenn die Ader so zittert, wie die Wellen im Forellenbach, die über Kiesel dem Abhange zueilen, und der Blick so glänzend ist, wie der Mond im Thautropfen, dann ..." — „Wahrlich, lieber Doktor, wir bedürfen höchstens Recepte, aber solche poetische Beschreibungen ..." — „Mache ich nicht alle Tage, meine Gnäd'ge! schreibe aber hier kein Recept, sondern gebe Ihrer Diät Beifall, doch kuhlaue Milch, keine frische, und kein Bergsteigen, sondern Ruhe unter Bäumen auf der Wiese." — Frau v. Steinfeld folgte dem Arzt nicht, und Emma fühlte sich täglich weniger fähig, der Anfoderung der sie bewundernden Menge in den Gesellschaftssälen und der Beharrlichkeit der Tante zu genügen; ihre Kräfte schwanden immer mehr, und wenn sie bis zur Sinnenverwirrung erhitzt am Abend auf ihr Lager sank, stand oft der Engel mit dem Lilienstengel vor ihr, und ihr frommer Sinn fing an, einen frühen Tod als eine frühe Seligkeit zu betrachten. In der Jugend ist der Tod so leicht, denn die Kraft, welche das Leben dann besitzt, stärkt auch, das Leben zu verlassen. Wir haben noch nichts begonnen, noch nichts verloren, wir wünschen nur, und was unsern Wünschen gewährt ward, schien in Vergleich der Sehnsucht immer schaal. Mit Vorliebe hing Emma dem Gedanken nach, nur noch ein Mal ihre Mutter zu sehen, und Graf Her-

bert noch ein Mal zu danken — denn er hatte die einzigen armen Blümchen auf die Sandwüste gesät, die sie seit ihrem Austritt aus ihrem geliebten Montmirail gepflückt hatte. Wie erfreulich war ihr daher die Ankunft dieses Freundes, den sie eines Abends, wie sie von einem ermüdenden Spazirgang zurückkehrte, unvermuthet vorfand. Graf Herbert schien bei ihrem Anblick tief erschüttert, doch noch viel mehr, wie ihre Stimme, durch die frohe Überraschung gänzlich erlöschend, ihr nur den stralenden Blick ihres Auges, nur den Druck ihrer fieberheißen Hand zur Bewillkommung übrigließ. Der Graf konnte seine Vorwürfe gegen Frau v. Steinfeld nicht gänzlich unterdrücken; er bat, den Arzt augenblicklich herbeizurufen, und begleitete ihn, nachdem er seinen Besuch bei den Damen beendigt, in sein Zimmer, wo er seine Ansicht von Emma's Gesundheit, als Abgesandter ihrer Mutter, von ihm erbat. Der wackere Doctor stand nicht an, zu gestehen, daß Emma's Leben in höchster Gefahr sei. „Sie ist, sagte er, eines der Geschöpfe, die man mit List an das irdische Treiben fesseln muß; ihr Hang strebt stets erdaufwärts, wie die Flamme, die da eilt, die irdische Nahrung zu verzehren, damit sie emporzusteigen nichts hindere. Da muß man stets suchen den irdischen Stoff zu vermehren, bis die Zeit ein Gleichgewicht herstellt. Aber bei dieser jungen Dame scheint man aus Irrthum gerade das Gegentheil gethan zu haben. Der Geist zehrt an der zarten Hülle, und die unpassendste Lebensweise . . ." Graf Herbert schien in der heftigsten Gemüthsbewegung über den Ausspruch des Arztes, er bat ihn um die größte Sorgfalt,

um die strengste Aufsicht. — „Zu diesem Zweck, sagte der Arzt und sah den Grafen zweifelhaft an, muß dem Ansehen der Frau Tante ein Gegengewicht gegeben werden.“ — Der Graf versicherte nochmals, von der Mutter bevollmächtigt zu sein; und mit dem nächsten Tage begann eine Veränderung in Emma's Lebensweise, die offenbar ihrem Zustande angemessener war. Anfangs schien Frau v. Steinfeld über des Grafen Eingreifen sehr empfindlich; nach einer Unterredung, die er in der ersten ruhigen Stunde mit ihr hatte, fügte sie sich ohne weitern Unwillen darein, und ohne sich Emma aufzuopfern, welche von einer sehr verständigen Kammerfrau begleitet und bedient war, brachte sie doch manche Stunde bei ihr zu, welche Graf Herbert durch Gespräch und Lecture zu verkürzen wußte.

Emma hatte mit sehnsüchtiger Liebe und ahnender Furcht nach ihrer Mutter gefragt. Sie wollte jeden Tag beschrieben haben, wo Graf Herbert sie gesehen, und wendete ihr Auge doch ängstlich ab, wenn seine Antwort offenbar irgend einen Umstand umging. Nach einer Reihe von Tagen war die geliebte Kranke offenbar gestärkt, ihr fieberhafter Zustand hatte einer heitern Mattigkeit Platz gemacht, die Genesung im Gefolge zu haben schien. Wie eines Abends der kleine Kreis vereinigt war, und Emma wieder fragte, und ihre schönen Augen ruhiger wie je zuvor auf ihres Freundes Lippen hafteten, sagte dieser gefaßt, aber sichtlich nur durch Selbstherrschaft und Entschluß: „Bisher mußte ich der Genesenden unangenehme Geschäfte und Gemüthsbewegung jeder Art ersparen, jetzt will ich Ihnen, theure

Emma, Alles mittheilen, was mich hierherführte, und was Ihre Frau Tante bewog, mir diesen ehrenvollen Platz in Ihrem innigsten Familienkreise zu gestatten. Lesen Sie diese Zeilen Ihrer Frau Mutter — ich mußte meine Selbstsucht streng beherrschen, um sie so lange in meinem Taschenbuche zu behalten — möchte sie nicht gestraft werden, nachdem Sie dieselben gelesen!" Emma fühlte sich heftig erschüttert, der Wechsel von Blässe und schwacher Röthe auf ihren Wangen verrieth es dem Grafen, und er bewachte sie ängstlich mit seinen Blicken, während sie das Blatt las. Die Gräfin schrieb:

Theures Kind! Dein Vater, dessen Andenken Dir so heilig ist, sprach in seinem letzten Willen den lebhaften Wunsch aus, Dich mit dem Sohne seines ältesten Freundes und Waffenbruders, des Grafen Herbert, verheirathet zu sehen. Er wollte, daß er Deine Bekanntschaft machen sollte, sobald Du in Deinem sechzehnten Jahre das Institut verlassen hättest; allein ohne besondere Veranlassung sollte er Dir, wenn er Neigung zu Dir faßte, erst in Deinem achtzehnten Jahre seine Hand anbieten. Der Graf hat Dir die zärtlichste Neigung gewidmet, Deine vortreffliche Erziehung hat Dir, unerachtet Deiner zarten Jugend, die Verdienste dieses edeln Mannes allen den leichtsinnigen Jünglingen vorziehen lehren, die Dich mit faden Schmeicheleien umgaukelten. Deines Vaters theuerstem Wunsch, seinem letzten Willen, scheint also nichts im Wege zu stehen; die besondern Veranlassungen aber, welche mir die Bitte, den Befehl abdringen, Dein achtzehntes Jahr nicht zur Vollziehung Deiner Verbindung mit dem Grafen abzuwar-

ten, wird Dir Dein würdiger Bräutigam, so weit er es gut findet, mittheilen. Du liebst mich, meine Emma, und Dein frommer Sinn wird das Demüthigende meiner Lage so bald wie möglich von mir nehmen. Denke der biblischen Verheißung vom Vater- und Muttersegen und sammle den meinen auf Dein Haupt."

Emma las mit zunehmender Spannung, ihre Hände zitterten immer heftiger, sodaß der Graf, wie sie das Blatt sinken ließ, ihre Rechte mit dem Blatte faßte und sich neben ihr auf ein Knie niederließ. „Emma, können Sie Ihres Vaters Wunsch erfüllen?" fragte er, bange um die Folgen dieses Auftritts für die Genesende. Sie konnte lange nicht sprechen, lehnte aber ihre Stirn, mit ihrer Empfindung kämpfend, an seine Schulter. „Herbert, sagte sie endlich, Sie lieben eine Sterbende; einen Bräutigam brauche ich nicht, aber wenn auf dem kurzen Wege, der noch vor mir liegt, ein Freund mich leitete — ach, so würde es schön sein!" — Dieser Auftritt schien selbst der Tante Gleichmuth zu erschüttern. Zur Theilnahme konnte sie sich nicht entschließen, aber sie schnitt der Andern Gefühl nicht nach Gewohnheit durch eine kalte Vernunftansicht ab, sondern blieb, ihr Gesicht auf ihr Taschentuch gelehnt, schweigender Zeuge. Graf Herbert rief freudig aus: „Eine glückliche Zukunft soll diese Ahnung widerlegen, meine Freundin! Sei es denn als Freund, daß Sie den Gatten annehmen, den Ihnen Ihr edler Vater empfahl; nur räumen Sie ihm das Recht ein, für Sie zu sorgen, um Ihr Vertrauen zu werben."

Der Graf schien recht zu haben. Emma's Kräfte

schienen wirklich bei der freundlichen Sorgfalt ihres Verlobten wieder zuzunehmen; ihre Vereinzelung hatte aufgehört, weil sie nun, ihrer beim ersten Anblick für den Grafen gefaßten Vorliebe ohne Bedenken nachhängend, in ihm einen Ersatz für die Lehrer, für die Freundinnen ihrer Kindheit gefunden hatte. Die erste vertrauliche Frage an ihn war die schwerste; sie betraf die geheimnißvolle Hinweisung auf die Ursachen der Beschleunigung ihrer Verbindung mit ihm. Es war sichtlich, wie peinlich ihr die Frage, wie noch mehr ihm die Antwort war. Graf Herbert handelte aber wie ein Mann, er wollte seiner Geliebten moralische Kraft heben, nicht nur ihre physische stärken. Er gestand ihr, so weh das ihrer kindlichen Liebe thun mußte, daß ein schlecht berechnetes Verhältniß der Einnahme mit der Ausgabe den Grafen Alpeck oft schon mit seiner Gattin entzweit hätte; die Gräfin habe die Billigkeit seines Tadels stets eingesehen und wolle nun zu einer gänzlichen Umschaffung ihres Hauswesens Anstalt machen, wozu sie aber eines ansehnlichen Capitals bedürfe, um dem Grafen die Kenntniß einiger Schulden zu entziehen, die seinen Unwillen reizen müßten. Jede Art, dieses Kapital aufzunehmen, mußte gefährliche Folgen für sie haben; nur ihre Tochter konnte es ihr ohne fremde Dazwischenkunft vorstrecken. Doch Emma hatte bis zu ihrer Mündigkeit nicht über den geringsten Theil ihres Vermögens zu gebieten, nur eine Heirath konnte sie mit Einwilligung ihres Gemahls in Stand setzen, ihrer Mutter Unrecht der Kenntniß ihres Stiefvaters zu entziehen. „Nachdem wir Ihre arme, irrende Mut-

ter so viel Vertrauen bezeigt hatte, fuhr der Graf hier fort, durfte sie mir nicht abschlagen, die ihr jetzt dringend nöthige Summe ohne alle gerichtliche Dazwischenkunft von mir als Darlehn anzunehmen. Ich konnte aber nur der Vorsehung danken, daß sie mir einen hinreichenden Grund gab, um die von meinem verewigten Freunde bestimmte Zeit zu verkürzen — ich bin kein Jüngling mehr, aber ebendeshalb sah ich mit schwerem Herzen durch diese Bedingung, die ich nicht bedurfte, über die Sie, meine theure Emma, allein entscheiden sollten, eine Reihe von Tagen, von Monaten vor mir, die mein Glück unentschieden ließen, die es mir rauben, verkürzen konnten.

Emma war, konnte die Ahnung davon gleich ihrer Unerfahrenheit selbst nicht entgehen, tief betrübt über die Schwäche ihrer Mutter, sie war ängstlich, gedemüthigt, und fühlte doch, wie jeder Umstand den Schritt, den ihre Mutter foderte, nothwendig machte. Der Graf hatte ihre Gefühle alle vorausgesehen, er ließ ihr Zeit, sich zu sammeln. Dann nahm er eben so ehrerbietig als zärtlich von neuem das Wort: „Ich weiß, daß meine Stellung gegen Sie etwas Unedles hat, weil ich durch ein Geldinteresse ein Recht an Ihre Hand gewonnen habe. Wenn ich bisher keinen andern Bürgen in Ihrem wahren, gesunden Gefühl gewann, überlassen Sie meine Rechtfertigung über diesen traurigen Umstand der Zeit! Allein abgesehen von Ihrer guten Mutter Verlegenheit, trieb mich die ängstlichste Sorge für Ihr Wohl, Ihr Leben — bei der Umgebung, der ich Sie überlassen sahe, mußte beides Gefahr laufen; ich ver-

stand den Sinn Ihrer bisherigen Erziehung und sahe Sie nun im quälenden Widerspruch mit Ihren Verhältnissen, einem so scharfen Widerspruch, daß er Ihrer schönen Jugendblüte drohte — ich hatte den Wunsch, den Segen Ihres edeln Vaters für mich; aber wahrlich, Emma! hätte ich Sie einen Würdigern vorziehen sehen, ich hätte ihm Ihre Rettung, Ihre Pflege, Ihr Glück übertragen." — Emma reichte ihm ihre Hand, noch immer unfähig zu sprechen, bis sie leise fragte: „Und wenn ich jetzt stürbe, erbte dann meine Mutter Alles?" — Der Graf ward bei diesen Worten sichtlich erschreckt, vielleicht empört. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und erstickte kaum einen Ausruf des Schmerzes. Emma erschrak, beharrte aber und rief, da der Graf schwieg, nach einigen Sekunden schmeichelnd seinen Namen. „Wenn Sie unverheirathet sterben, fällt Ihr Vermögen auf die Nebenlinie Halden," so sagte er endlich gefaßt. „Wenn das nicht gewesen wäre, lieber Graf — nahm nun das junge Mädchen mit zitternder Stimme wieder das Wort — dann hätte ich gebeten, meines Vaters Wunsche gemäß, mein achtzehntes Jahr abzuwarten. Unter Ihren Augen würde ich mich Ihrer würdig auszubilden gesucht haben; denn ich bin noch so jung, und diese letzten Monate haben . . . ." Sie kämpfte vergebens mit der tiefsten Wehmuth und lehnte jetzt, von ihr überwältigt, ihr Haupt auf des Grafen Schulter. Er hielt sie schweigend in seinen Armen, er war selbst zu bewegt. Sie begann nach einer langen Pause von neuem: „Sein Sie mir denn Freund, Führer, haben Sie Geduld mit mir, im Leben, im

Tode, helfen Sie meiner Mutter! — hier hob sie ihre gefalteten Hände empor — und reden Sie alles Andere mit ihr, mit meiner Tante ab, lassen Sie mich die Natur und Ihren Umgang rein genießen; ich bin ruhig, wenn Sie über mich walten."

Welcher Männerstolz hätte sich so kindlicher Milde gegenüber nicht begütigt gefunden? Graf Herbert war sehr besorgt, daß seine Geldverhältnisse zu der Gräfin Emma kränken mußten. Die Gräfin selbst hatte sich so sehr davor gefürchtet, daß sie ihm überließ, sie ihrer Tochter zu erklären, und mit einer Beschämung, welche in dem Augenblick ihre unselige Spiel- und Luxusleidenschaft zu überwiegen schien, ihrer Tochter kindliche Ehrerbietung in Anspruch zu nehmen, die sie als den einzigen, ihr Ansehen rettenden Ausweg betrachtete. Der Graf durfte der armen Emma nicht sagen, daß die Nachricht von der Gräfin bevorstehender Abreise nach Eger einige ungestüme Gläubiger dergestalt beunruhigt hatte, daß sie ihr erklärten, sich, wenn sie an einem gewissen Termin nicht bezahlt wären, an Graf Alpeck zu wenden. Die Gräfin hatte keinen Credit mehr, ihr blieb kein Mittel, als sich Graf Herbert zu entdecken. Dieser kannte ihre zerrütteten Geldverhältnisse weniger als ihr ganzer Gesellschaftskreis, der sie schon lange für verloren erklärte; er war als Freund des noch in achtungsvollem Andenken lebenden Baron Anberg bekannt, sein würdiger Charakter wies dienstfertige Mittheilungen zurück, allein er sah der Gräfin unsinniges Spiel vor seinen Augen und war deshalb über ihre Anvertrauung nicht befremdet. Seit er Emma erblickte, hatte er sei-

nen verstorbenen Freund für sein Vermächtniß gesegnet; jeden Tag verlebte er mit Furcht und Freude: Furcht, das holde Kind möchte einen der sie umschwärmenden Jünglinge dem ausgebildeten Mann vorziehen; Freude über ihre Vollkommenheiten und ihr rührendes, ihn auszeichnendes Vertrauen. Seiner Denkart gemäß würde es ihm den größten Schmerz verursacht haben, diese zarte Blüte, wäre sie ihm auch gänzlich fremd gewesen, in der Stickluft der großen Welt, in der die Gräfin Alpeck lebte, entfärben, untergehen zu sehen; aber die Tochter seines Wohlthäters, im höhern moralischen Sinne, die sein letzter Wille ihm anvertraute, um sie durchs Leben zu führen — sie erblickte er mit Entsetzen in dieser Gefahr. Doch sah er die Weisheit von des Vaters bedungenem Aufschub ein; er gelobte sich, keinen Schritt zu thun, um sich die Treue des jungen Mädchens zu versichern, bevor ihr reiferer Verstand ihre Wahl zu leiten vermöchte. Wie er aber die Folge der Herzensverarmung und der verkehrten Lebensweise in Emma's steter Wehmuth, in ihrer sinkenden Gesundheit wahrnahm, ward er mit sich uneinig, ob er nicht Mittel aufsuchen solle, die testamentarische Clausel zu umgehen; und gerade in diesem Nachsinnen gab sie ihm die Gräfin durch ihren Vortrag in die Hände.

Emma's Leben hatte jetzt seinen Frühling erreicht. In ihrem Gemüth verwob sich die Ahnung eines frühen Todes, die unaustilgbar in ihrer Brust ruhte, mit der kindlichen Zuversicht, unter einem theilnehmenden liebenden Schutze zu stehen, und dem jungfräulichen Glück einer liebenden Braut. Die Kurzeit war fast zu Ende;

einige wenige Gäste, welche mehr die Na
große Gesellschaft hier festhielt, bildeten ei
der Emma den ersten günstigen Begriff des
lichen Lebens in der großen Welt gab. Si
einem Kreise zu sprechen, wo nur das Lä
lacht, das Ernste nicht geflohen und die H
der ihre Unwissenheit noch ihre Menschenli
ruhigte. Mit Entzücken sah Graf Herbert
gen sich wieder runden, ihr Auge mit gleich
gem Lichte bei dem Morgenspazirgange w
Abendzirkel leuchten, nicht, wie bei seiner An
von schweren Augenlidern beschattet, Abends
mend umherirren. Er war unaussprechlic
und sah der nahen Abreise nach Oderau,
Hochzeit gefeiert werden sollte, mit Ungeduld

Da geschah es, daß eines der liebsten
des Badezirkels sich zur Abreise rüstete: ein j
ger, den der Heilquell von den späten Folg
der leipziger Schlacht verlorenen Armes ge
Die jungen Männer der Gesellschaft verab
ihn bis auf eine gewisse Strecke zu begleit
peinlich es dem Grafen Herbert war, Emma
zen Tag zu verlassen, mußte er sich doch mi
sellschaft verbinden. Der Frau v. Steinfeld
des Grafen Geschicklichkeit jeder Zwang zum
Emma's Gesundheit erspart worden, aber
für ihre Eitelkeit, daß sie sogar glaubte, au
sein, weil ihr künftiger Neffe ihr jede klein
keit wie ein Opfer verdankte. Ihre Vernunf
nicht unabhängiger von ihrer Phantasie gew

ihr also an dem Tage, wo Graf Herbert seinen Freund begleitete, der Vorschlag geschah, einen der schönen umliegenden Berge zu besuchen, nahm sie ihn für sich und ihre Nichte mit Bereitwilligkeit an. Der Weg war so schön, im Nachhausegehen stets bergunter, man wollte, um der Abendluft zu entgehen, ohnehin früh nach Hause, die Fliegen plagten oben auf der Waldspitze die Pferde; genug man beschloß, die Wagen nach Hause zu schicken, ein paar friedliche Esel für Emma und noch ein paar Genesende heraufzubringen, um auf ihnen die Rückkehr anzutreten. Emma war beunruhigt bei der ihr bevorstehenden Heimkehr, sie fühlte die Abwesenheit ihres Freundes, getraute sich aber keinen Widerspruch, sondern gab sich auf die liebenswürdigste Weise der Heiterkeit hin, welche die Gesellschaft belebte. Das Mittagsmahl war auf dem Rasen verzehrt, der Kaffee sollte auf einem vorspringenden Felslager genommen werden, wo einige einzelne Bäume jetzt anfingen Schatten zu geben, als einzelne Windstöße die Besorglichern der Gesellschaft aufmerksam machten. Der Wind war umgesprungen, er rollte Wolken in Südwesten zusammen, die Sonne stach, die Fliegen fielen unverschämt vor den Augen der Gesellschaft über die Zuckerschalen her. „Das gibt noch ein Donnerwetter!" murmelte ein Bauer, der den Rahm zum Kaffee von dem nächsten Dorfe gebracht hatte; und plötzlich war der Frieden aus der Gesellschaft gewichen, und die Zeitberechnung, noch vor dem Wetter nach Hause zu kommen, das einzige Interesse. Die Fußgänger hatten es in ihrer Hand, abzureisen; allein, da die erwarteten Esel noch fehlten, mußten ge-

rade die Schwächsten aus der Gesellschaft noch verweilen. Ein paar vernünftige Männer blieben ihnen zum Schutze zurück, die geduldigen Thiere säumten auch nicht lange, aber von dieser Seite hatten sie ihre Führer noch nie nach Eger hineingeführt, sie verfehlten im Walde den Weg und kamen erst in das Thal hinab, wie ein heftiger Sturm ihnen vom Badeort entgegenbrauste. Bald brach der beginnende Regen seine Kraft; dieser glich aber einem Wolkenbruch, sodaß die schweraathmende Emma naß, als sei sie einem Schiffbruch entronnen, bei ihrer Tante ankam. Ihre Kammerfrau eilte ihr an der Thüre des Hauses entgegen; über ihren Anblick, wie sie bleich und triefend von ihrem Thier in ihre Arme sank, erschrocken, rief sie einen Bedienten herbei und suchte sie unverzüglich in ihr Zimmer zu bringen. Von einem schüttelnden Froste durchdrungen, ließ sich Emma durch ihrer Tante Vorzimmer führen, hoffend, daß diese sie in ihrem Cabinet besuchen würde, allein ehe sie dahin gelangt war, öffnete sich die Thür der Baronin, und ihre Mutter eilte herbei, sie in ihre Arme zu schließen. Die Freude wirkte hier wohlthätig, sie fachte die erloschene Lebenswärme wieder an; aber der zweite Blick, den Emma auf die geliebte Mutter warf, zeigte ihr, daß ihre Ankunft nicht reine Freude verkünde. Bisher hatte die Zeit keine Mittel gefunden, ihre Rechte auf die Gräfin zu üben, jetzt, nahe am vierzigsten Jahre, konnte die Blühendste ihres Geschlechts sie nicht an Frische der Haut, am Schmelz der Zähne, an hoher Haltung übertreffen. So hatte Emma sie vor zwei Monaten bei ihrer Abreise verlassen, so schwebte sie vor ihr in

ihrer liebevollen Phantasie. Zehn Jahre schienen indessen an ihren Zügen genagt zu haben; Unruhe und Gram lagen auf ihrer Stirn, Sorge dunkelte den Umkreis ihres tief gesunkenen Auges. „Mutter, Sie sind krank! rief Emma, die Reise machte Sie krank, Sie müssen sich sogleich legen." — „Laß jetzt diese Kindereien, antwortete die Gräfin, ich habe, ehe Graf Herbert zurückkommt, wichtige Dinge mit Dir zu reden." — „Du tödtest sie, Schwester, wendete die Baronin ein; sieh, in welchem Zustande sie ist, laß sie sich auskleiden." Emma war durch der Mutter Anblick, ihr Wesen, ihre Worte so gespannt, daß sie der Tante zu widersprechen im Begriff war; allein ein Befehl ihrer Mutter bewog sie, in ihr Cabinet zu eilen, wo sie in größter Schnelle sich umkleidete und dann sogleich zu ihrer Mutter zurückeilte. „Nun, meine Mama, nun darf ich Sie tausendmal willkommen heißen!" rief sie, ihre Arme um sie schlingend, ihr zu. „Willkommen? das wünsche ich, denn in Deiner Hand liegt mein Leben; schnell, ehe Herbert sich zudrängt. Emma, mein Gatte hat mich verstoßen, er fodert Scheidung von mir, als einer Verschwenderin, einer Spielerin, ich bin entehrt, ich bin gebrandmarkt vor den Augen der Welt." — Sie hatte sich in ein Sopha geworfen und bedeckte ihr Angesicht mit ihrem Tuche. Emma's Arme waren bei diesem schrecklichen Geständniß wie erstorben von der Mutter Schultern herabgesunken, sie stand unbeweglich, bleich wie eine Bildsäule, als die Thür schnell aufgerissen ward und Graf Herbert hereineilte. Er wollte auf die Gräfin zueilen, als er Emma erblickte, voll Entsetzen sich

zu ihr wendete und sie, der eben die Sinne vergingen, in seine Arme auffaßte.

Der Sturm war zu heftig, zu vielseitig gewesen für Emma's schon erschüttertes Wesen. Herbert sah sich von dem seligen Hafen, in dem er das geliebte Geschöpf gesichert zu haben glaubte, wieder zurückgeschleudert auf das Meer der bängsten Sorgen. Von dem unseligen Abend an, wo die empörten Elemente ihren Körper und ihrer unglücklichen Mutter Ungestüm ihre Seele getroffen, hatte die Todesfreudigkeit von ihrem Gemüth Besitz genommen, und ihre Gestalt belehrte auch den Kurzsichtigsten davon — belehrte ihn und durchdrang ihn mit Wehmuth! Sie sah nicht krank, sie sah nicht hinfällig aus, nur vergeistigt. Man erwartete von ihr kein Leben mehr, empfand aber ihre Gegenwart, ihre Nähe als eine beglückende Erscheinung, dankte ihr jede Stunde, die sie der Gesellschaft schenkte; und indeß sie nur beschäftigt war, an Andern Theil zu nehmen, steigerten sich alle ihre Umgebungen unvermerkt in ihrer Nähe zu einer moralischen Höhe, in der es ihnen wohl war wie in einem beglückenden Traume. Die wenigen Tage, welche Emma mit ihrer Mutter und Tante noch in Eger zubrachte, pflegte Graf Herbert die schmerzlich-süße Täuschung, daß seine Heirath sogleich nach der Ankunft in Oberau vor sich gehen sollte, von dort hoffte er durch einen schnell gefaßten Entschluß seine junge Freundin nach der Provence zu entführen; gelang ihm dieser Plan, so hoffte er zuversichtlich, sie dem Leben wiedergeschenkt zu sehen. Er wußte nicht, was seine arme junge Freundin in diesen Tagen litt; denn bis jetzt hatte er von

den Ursachen zu ihrer jetzigen Unpäßlichkeit nur ihre unvorsichtige Landpartie erfahren, die Gräfin hoffte noch immer ihm einen Theil der Krise, welche ihr Schicksal in Berlin erfahren hatte, bis nach seiner Verbindung mit ihrer Tochter verbergen zu können, und drang deshalb ohne Aufhören auf die baldige Abreise nach Oderau. Emma's Betragen gegen den Grafen nahm im Innern des Familienkreises täglich an Befangenheit zu, dieser schrieb es der jungfräulichen Scheu eines kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchens zu, das erst jetzt die ihr bevorstehende Verbindung in all ihrem Ernste zu empfinden begönne, um so mehr, da ihr Bemühen, ihm Vertrauen zu zeigen, da ihre Uebereinstimmung in seine Ansichten, ihre freudige Theilnahme an seinen Grundsätzen, ihm die Harmonie ihrer beiden Seelen immer mehr darthat. An dem Abende, welcher der Abreise vorherging, sagte sich Emma von einem kleinen Gesellschaftszirkel los, und bat in einem Augenblicke, wo sie der Aufmerksamkeit ihrer Mutter entging, den Grafen, die Gesellschaft bald zu verlassen und ihr den Abend zu schenken. Diese Gunst beglückte ihn unendlich, er eilte, sobald er die beiden ältern Damen in den Zirkel eingeführt hatte, zu der ihn ängstlich erwartenden Emma zurück.

Die Gräfin war eines der schönsten und gebildetsten Mädchen ihrer Zeit gewesen; ihre Mutter hatte ihre sorgfältige Erziehung zu einer der Luxusausgaben gemacht, die sie, bei dem frühen Tode ihres Mannes, als verarmte Witwe zurückließ. Baron Anberg ward, nachdem er sich vom Kriegsdienst zurückgezogen, von ihren

glänzenden Eigenschaften bezaubert, er erkannte aber auch ein wohlwollendes Herz in ihr und ehrte die kindliche Zärtlichkeit, mit welcher sie, indem sie ihm ihre Hand gab, die Freude ihrer Mutter, ihr einziges Kind so wohl versorgt zu sehen, ohne Hehl für den mächtigsten Grund, bei der Zusage ihrer Hand, eingestand. Baron Anberg war sehr reich, eine englische Mutter, deren Familie zum Handelsstande gehörte, hatte in frühern Zeiten seinen Ansprüchen vielen Schaden gethan, später, wie die Begriffe im Fortschreiten waren, kaufte er durch ihr Vermögen Güter, die von keinem Lehn- und Fideicommiß belästigt waren, mit der Freiheit, sie, wem er wolle, zu hinterlassen. Er wendete seinen Reichthum edel an, hatte seinem alten Namen durch Anstand in der Hauptstadt und Gastfreiheit auf seinen Gütern seinen Glanz wiedergegeben, hielt aber fest darauf, Ordnung mit der Fülle zu verbinden. Das waren aber leider Lebensansichten, die seine junge Gemahlin, bei der sorgfältigsten Erziehung, nicht gelernt hatte, zu der auch jetzt die Gesellschaft ihrer Mutter sie nicht anleitete. Unerachtet des reichen Nadelgeldes, welches er seiner Gemahlin ausgesetzt hatte, unerachtet der zahlreichen Geschenke, die er ihr außerdem machte, wurden dem Grafen von Zeit zu Zeit ungeheuere Rechnungen für gänzlich werthlose und noch unnützere Spielwerke des Luxus gebracht.

Der Baron sprach als Freund mit seiner Gattin und legte ihrem Nadelgelde, wie sie ihm zu verstehen gab, daß die Bedürfnisse ihrer Mutter einen Theil der Summen gekostet, die sie zu Bezahlung dieser Rechnungen bestimmt hätte, eine ansehnliche Summe zu. Diese

Mutter starb; aber ihrer Tochter Ausgaben verminderten sich nicht. Das Trauerhalbjahr, das in den Winter fiel und die Gräfin von Bällen und öffentlichen Vergnügungen abhielt, gab ihr zuerst die Karten in die Hand. Es war, als wenn der Geist des Irrthums mit diesem unglücklichen Zeitvertreibe sich in ihr Herz schliche! Das Spiel ward bald ihre Leidenschaft, und da ihre Sittlichkeit nicht auf den festen Grund des Vernunftgesetzes gebaut war, hielt sie, die sich wohl hütete, einen sittlichen Vorwurf auf sich zu ziehen, das Spiel für die Enschädigung zärtlicher Leidenschaft, welche ihre Verbindung mit einem ältern Manne ihr nie vergönnt hatte. Ihr Gemahl versuchte alle Mittel, die Seelenkunde, Großmuth und die unendliche Milde seines Charakters ersinnen, wählen und beharrlich ausführen konnten; allein, da jeder Leidenschaft geregelte Gefühle schaal dünken, Pflicht als Zwang erscheint, so ward Emma's Mutter gleichgültig gegen die Misbilligung ihres Gatten, kalt für die Mutterfreuden, und sie sah sich endlich für ein Opfer des Leichtsinns ihrer Eltern an, die sie der Abhängigkeit von einem strengen Moralisten sich zu unterwerfen genöthigt hatten.

Anberg hatte viel ernste, viel schmerzliche Seiten des Lebens muthig ertragen; allein die Irrthümer seiner Gattin nagten an seinem Herzen, um so mehr, da er ihren Einfluß auf seine Emma fürchtete, deren Holdseligkeit der einzige lichte, oft aber auch Alles mit Wesenlicht überstralende Punkt seines Lebens war. Er machte nie Jemand mit seinem Kummer vertraut, er suchte nur ihr schützender Engel zu sein. Aber auch

das war ihm nur kurze Zeit vergönnt; die Wunden, welche die Schlachten, und die Wunden, welche ihm das Schicksal geschlagen hatte, kürzten sein Leben; ihm blieb nun nichts, als durch jedes Mittel, das Zärtlichkeit und Klugheit ihm einzugeben vermochten, das Wohl seiner Tochter zu sichern. Er entzog ihre Erziehung gänzlich dem Einfluß ihrer Mutter und suchte ihr späteres Glück durch eine Verbindung mit seinem vielgeliebten Zögling, den er als zarten Jüngling auf das Schlachtfeld eingeführt hatte, vorzubereiten. Gewiß befremdet es, daß ein Mann, dessen Eheglück wol zuerst an der Ungleichheit der Jahre gescheitert war, seine Tochter demselben Unglück auszusetzen wagte. Es läßt sich entschuldigen. An und für sich ist der Unterschied von funfzehn Jahren zwischen Gatten und Gattin, wenn er ein männlicher Mann ist und ein sittlicher Jüngling war, wenn sie als ein unverkünsteltes Mädchen, als eine liebende Tochter in seine Arme übergeht, nicht Hinderniß des würdigsten Eheglücks; allein Anberg fand gerade in der Ursache zu seinem Unglück die Gründe, auf welche er seiner Emma Glück zu sichern verhoffte. Er war überzeugt, daß keines Jünglings Herz so aufopfernd und innig lieben könnte wie das Herz des reifen Mannes. Jener sieht noch ein ganzes Leben mit seinen täuschenden Gestalten vor sich; dieser will keinen Wechsel weiter, hat keine gaukelnde Hoffnung im Hintergrunde, sondern setzt sein ganzes Leben ein, um sein ganzes Leben zu gewinnen. Graf Herbert war damals zwanzig Jahre alt, Emma fünf; aber er versprach in zehn Jahren ein Mann zu sein, welcher der funfzehnjährigen

Emma gefallen, den sie nach dreijähriger Bekanntschaft allen Andern vorziehen konnte. Die Gräfin war über ihres Gemahls testamentliche Verfügungen so bestürzt, daß sie einige Jahre lang ihre unselige Spielleidenschaft siegreich bekämpfte; Graf Alpeck, der zu Emma's Mitvormund ernannt war, hatte Gelegenheit, die schöne Witwe hier und da in den Geschäften ihrer Tochter zu sehen; er war nicht reich, aber er hatte Würde, Ehrgeiz, Ordnungsliebe; die Testamentsverfügungen des Baron Anberg mußten ihn überzeugen, daß das Gerücht seiner schönen Witwe nicht ganz Unrecht gethan hatte; allein ihr Gemahl hatte ihr ein außerordentlich starkes Witthum gelassen, das ihr auch bei einer zweiten Heirath blieb; er hatte ihr ein artiges Capital als Aussteuer, im Fall einer zweiten Ehe, vermacht, und ihre Reize besiegten alle andere Bedenklichkeiten. Die ersten Jahre befolgte die Gräfin rücksichtlich des Spiels die sich selbst auferlegten Gesetze. Sie hielt sich an eine Gesellschaft, welche das hohe Spiel unbedingt verwarf; aber sie schien die Sorgen, welche Befriedigung einer Leidenschaft mit sich bringen, zu ihrem Leben nöthig zu haben, denn sie überließ sich nun der ausschweifendsten Putzsucht und jenem geschmacklosen Geldverschleudern in Colifichets von jeder Gattung, wie wir sie bei unsern eleganten Frauen, zur Schmach des wahren Kunstgeschmacks, die Tische bedecken sehen. Nürnberger Tand vom kostbarsten Material, welcher, nach sechs Wochen zum Ekel geworden, mit Tand in anderer Gestalt, vermöge zwei Drittel Verlust, eingetauscht wird, und wofür am Ende des Jahres Summen ausgegeben sind,

für welche man ein Gemälde, ein Bildwerk hätte kaufen können, das ein ehrenvolles Denkmal des Wohlstandes wie des Kunstsinnes der Familie geblieben wäre. Der Graf konnte, so lange er nicht zur Bezahlung von Schulden aufgefodert wurde, die Thorheit seiner Gemahlin nicht beschränken; allein sie kränkte ihn und machte ihn aufmerksam auf jede Schwäche ihres Betragens. Da sein Beruf ihn nur wenige Wochen den Besuch seiner Güter erlaubte, hatte er ein artiges Haus in Charlottenburg zum Sommeraufenthalt gekauft und der Gräfin als Wochengeschenk bei der Geburt Theodors daselbst das zierlichste Gemach einrichten lassen. Sie war entzückt, schmückte es noch auf ihre Hand mit allem Ueberfluß des kleinlichsten Luxus aus und kam endlich auf den Einfall, sich zu ihrem Gemach in Bijou, wie sie das Landhaus benamt hatte, in Nachahmung einer ehemals in Warschau für ihre Thorheit berühmten Frau, einen goldnen Schlüssel machen zu lassen, in dessen Griff sie die schönsten Solitairs ihres Schmuckes fassen ließ und also unter die Spielwerke ihres Raritätenkrams legte. Durch eine Art Verabredung mit dem Juwelier ward die Rechnung für dieses Kleinod dem Grafen geschickt. Er war eben so sehr über den Belauf der Summe als die geschmacklose Thorheit des Gegenstandes aufgebracht, hielt sich aber eben so wenig befugt, sie zu bezahlen, als die Anwendung von der Gräfin Einkommen zu bestimmen. Er machte ihr Vorstellungen, welche sich noch mehr auf die Unwürdigkeit des Gegenstandes als die Verschwendung des Geldes bezogen. Die Gräfin, welche kein Mittel gefunden hatte, um diese Ausgabe zu bestreiten, hatte

sich geschmeichelt, bei dieser Gelegenheit ihres Gemahls Gefälligkeit zu gewinnen. Sie rechnete auf die Dankbarkeit, welche das Geschenk eines Erben bei ihrem Gemahl bewirken müßte, auf ihre Reize, die durch die neue Mutterschaft verjüngt schienen; sie war von der Nothwendigkeit, sich zu helfen, inspirirt und erklärte dem Grafen mit angenehmem Scherz, daß der Schlüssel zu dem Landhause gehöre, und er sich daher nicht weigern könne, ihn, so wie das Uebrige, zu bezahlen. Sie hatte des Grafen Charakter schlecht berechnet; er sah hier List, ihm aufgelegten Zwang, um eine verhaßte Verschwendung möglich zu machen, und erklärte fest und bestimmt, nie, weder diese noch eine ähnliche Thorheit zu befördern. Die Gräfin schwieg gekränkt, verlegen, unsicher, ob sie sich sollte belehrt, ob beleidigt zeigen. Ihr Gemahl ersparte ihr für den Augenblick eine Entscheidung, indem er sie sehr unwillig verließ. Die Gesellschaftsstunde drängte, und der Gräfin böser Engel wollte, daß sie sich heute mit Menschen zusammenfand, die sehr hoch zu spielen gewohnt waren. Ihre gewöhnliche mäßige Partie fehlte ihr; unruhig, sorgenvoll, gedemüthigt, ließ sie sich von der Auffoderung eines Bekannten verleiten, ihr Glück zu versuchen, und er lockte sie in sein Netz. Sie gewann diesen Abend, sie gewann den folgenden; der Graf hörte nicht weiter von der Juwelierrechnung sprechen; sie verlor auch wieder, doch blieb sich Gewinn und Verlust am Ende eines Zeitraums ziemlich gleich. Der Graf fand eine zufällige Gelegenheit, sich von dem Rückfall seiner Gemahlin in ihre ehemalige Leidenschaft zu überzeugen; er warnte, er

hatte endlich die Großmuth, sie um eine aufrichtige Darlegung ihrer Geldangelegenheiten zu bitten, und versprach ihr durch gänzliche Berichtigung derselben den schmählichen Nothbehelf des Spielgewinnstes ihr zu ersparen. Sie nahm seine Großmuth an, aber war nicht muthig genug, weder ihm ein aufrichtiges Geständniß abzulegen, noch dem Spiel zu entsagen. — Damals kehrte Emma zu ihr zurück. Der Anblick dieses holdseligen Mädchens erweckte alle edlere Gefühle ihres Busens, sie nahm sich fest vor, nur noch ein paar Abende ihr gegenwärtiges Glück zu benutzen, um drückende Schuldner zu befriedigen und dann dem Spiel auf immer zu entsagen. Doch welcher Entschluß waffnet gegen Versuchungen, denen man nicht aus dem Wege geht! Die schmähliche Bitte um das Perlenhalsband ihrer Tochter rettete sie aus einer drückenden Verlegenheit, und von da an schien ihr Entschluß unnöthig, denn das Glück lächelte ihr, und Scham vor der heiligen Unschuld ihres Kindes hielt sie von Wagstücken zurück. Mit Emma's Abreise nach Eger schien sie aber dem Unglück geweiht; mehrere große Schuldposten drängten sie, sie mußte einen Entschluß fassen und eröffnete sich dem Manne, den sie für ihren künftigen Schwiegersohn ansah. Hier war der Wendepunkt ihres Schicksals und dessen der schuldlosen Emma. Hätte sie sich dem Grafen ohne Rückhalt eröffnet, hätte sie ihm ihre Finanzen übergeben, so würde ihr Gemahl nie einen Verdacht über sie geschöpft haben, weil er, in seine Präsidialgeschäfte vertieft, so lange keine Foderung an ihn kam, keine Unordnungen geahnet hätte. Aber die dem weiblichen Geschlecht so eigene Schwäche,

dem Augenblick so viel möglich Bitterkeit zu nehmen, dem Zufall einen Theil der Angelegenheit zu überlassen, verführte sie, Graf Herbert nicht den ganzen Umfang ihrer Verlegenheit zu entdecken, um so weniger, da sie sein Entzücken, den im Testament ihres Gemahls anberaumten Aufschub abkürzen zu dürfen, von der Lebhaftigkeit seiner Neigung für Emma überzeugte, und sie nicht zweifelte, durch ihrer Tochter unbegrenzte kindliche Liebe sich nach geschlossener Heirath schnell aus aller Verlegenheit ziehen zu können.

Die Gräfin bezahlte mit des Grafen Herbert Darlehn ihre dringendsten Spielschulden, sie opferte auch den ganzen Schatz kostbaren Spielwerks auf, um mit dessen Erlös Handwerker zu befriedigen; ihre nahe Abreise auf ihr Gut begründete das Verschwinden dieses Tands von ihrem Putztische, aber gerade diese beiden Umstände zogen ihr Verderben nach sich. Einige jener Kostbarkeiten wurden durch die Unvorsichtigkeit des Kaufmanns von neuen Käufern erkannt; die Nachricht von der Gräfin Abreise, von der nahen Heirath ihrer Tochter veranlaßte ein paar Mäkler, denen sie ansehnliche Summen schuldig war, sich nach den nähern Verhältnissen ihres Vermögens, die man seit des Baron Anberg's Tode vergessen hatte, zu erkundigen, und mit der Härte, die jetzt so gern von Menschen der niedern Klasse gegen den Adel geübt wird, eilten diese, den Grafen um Bezahlung von seiner Frau Schulden anzuhalten. Dieser, von dem Streiche übermannt, suchte durch den Vorwurf eines seiner Gemahlin gespielten Betrugs die schimpfliche Wahrheit vor sich selbst zu entkräftigen; die

schadenfrohen Plebejer, durch seine Unvorsichtigkeit empört, erwiesen ihre Foderung nicht nur mit seiner Gemahlin Handschrift, sondern nannten ihm diesen alten Obersten, jene unsterbliche Hofdame, die schon durch ein paar Regierungen durch dürr, kalt, unverändert ihre Beute zusammenscharrte, ohne daß ihr blutloses Gesicht bei dem Einstreichen des Raubes eine Schamröthe, ohne daß ihre langfingrige, bleiche Hand bei der Angst ihrer Gegner ein Zittern befallen hätte, zu deren Befriedigung die Summen angewendet waren. Des Grafen Zorn kannte keine Grenzen, er verwies diese Leute an die Gerichte und gab dadurch allen Gläubigern seiner Frau das Lärmzeichen, ihre Schuldscheine einzureichen. Nach drei Tagen, in denen er verweigert hatte, die Gräfin zu sehen, sandte er ihr durch seinen Advocaten die Abschrift seiner, auf unleidliche Verschwendung gegründeten Scheidungsklage und den Befehl, bis zum Ausspruche des Gerichts sich auf eines seiner Güter zu begeben. Der Gräfin Verzweiflung war grenzenlos, ihre Tochter, Graf Herbert allein konnten den ihr drohenden Schlag abwehren. Sie schmeichelte sich, von ihr hinreichend große Opfer zu erhalten, um ihre Schulden zu bezahlen und ihren Gemahl dadurch zur Rücknahme der Scheidungsklage zu bewegen. Eine herzliche Wiedervereinigung konnte sie, die so lange sein Herz hatte darben lassen, nicht hoffen, aber sie schmeichelte sich dann, vom Ansehn eines allgemein geschätzten Schwiegersohns unterstützt, dem öffentlichen Urtheil zu gebieten, und hoffte in der Nähe ihres Schwiegersohnes, den sie zärtlich liebte, zu bleiben. Aber auch jetzt konnte sich diese

tadelnswerthe Frau nicht zu einem offenen Betragen gegen Den, welcher ihr Retter sein sollte, entschließen. Scham und Stolz verleiteten sie, von Emma das tiefste Geheimniß über ihre Verhältnisse zu ihrem Gemahle bis nach der beschleunigten Vollziehung ihrer Heirath zu fodern. Dabei hatte sie aber Emma's zartes Gefühl nicht berechnet. Die Geständnisse, welche ihre Mutter ihr machte, zerrissen ihr Herz, sie war zu jedem Opfer für ihre Rettung bereit, sie hätte ihr Leben gern dahingegeben, sie von unseligen Irrthümern geheilt zu sehen; aber Graf Herbert, den Mann, den sie über Alles ehrte und vertraute, zu betrügen, war ein Gedanke, den sich ihr ganzes Wesen versagte. Deshalb drang sie mit der tiefsten Ehrerbietung, aber unerläßlich darauf, dem Grafen sein Wort zurückzugeben, weil er sich nicht mit der Tochter einer so unglücklichen Mutter verheirathen dürfte; sie würde dagegen ihren Vormund auf das dringendste bitten, die während ihrer Minderjährigkeit angehäuften Ueberschüsse ihres Einkommens ihrer Verfügung zu überlassen. „Dann leben wir, sagte Emma mit rührender Innigkeit, dann leben wir auf einem Gute, wo meine Mutter Herrin sein wird wie zu Lebzeiten meines theuern Vaters; ich will Gott alle Tage um die Verlängerung meines Lebens anflehen, mein Bemühen, es gänzlich Ihnen, meine geliebte Mutter, zu widmen, wird mich stärken, und in wenigen Jahren ist Ihre Ehre hergestellt. Ich hoffe, Graf Alpeck wird, durch diese Maßregel besänftigt, seinen harten Entschluß zurücknehmen." — „O das ist zu spät, die Klage ist eingegeben, in der Hauptstadt bin

ich als Spielerin und Verschwenderin gebrandmarkt, unterbrach die Gräfin ungestüm Emma's kindliches Flehen; und ich möchte lieber den Tod vor mir sehen, als um diese Bedingungen mich in dem verhaßten Oderau lebendig begraben sehen." — Von diesem Augenblick mußte die junge Unglückliche das Bitterste erleiden, was eines Kindes Herz zermalmen kann, sie mußte ihre Mutter für strafbar erkennen und ihren Bitten, ihren Befehlen, ihren Vorwürfen widerstehen. Emma fühlte sich dahinsterben im Widerstande gegen das Unrecht, aber sie fühlte es mit Entzücken. Seit sie in die Welt eingeführt worden war, hatte sie, wie eine zarte Pflanze in rauhen Boden versetzt, ihr Leben nur im Schmerz gefühlt. Zur Liebe, wie die glückliche Jugend sie empfindet, war diese früh verletzte Blüte nicht geschickt; aber mit einer Liebe, wie Engel sie an Menschen binden würden, wenn sie unter uns lebten, hatte sie sich an Herbert gefesselt. Wie sie, im Vorgefühl des Todes, in Eger aus seinem Munde der Mutter Befehl erfuhr, daß ihr Vater ihr Wohl schon in ihrer Kindheit ihm anvertraut hatte, war sie heftig bewegt bei dem Gedanken, statt des Todtenkranzes die Myrtenkrone in ihr Haar flechten zu sollen. „Warum aber, fragte sie sich dann, warum sollte mir mein himmlischer Vater nicht irdisches Glück bestimmt haben? Ich war ja stets sein frommes Kind und will es dankend und fromm lebenslang sein!" Und da folgten denn die kurzen Tage ihres Glücks, und in seiner Sonne umrankte die Liebe ihr ganzes Herz. Jetzt sollte sie dem Geliebten entsagen und sah sich mit dem Fluch ihrer

Mutter bedroht. Dennoch beharrte Emma darauf, dem Grafen die ganze Lage der Dinge und ihren festen Entschluß, seine Gattin nicht zu werden, zu entdecken, und das war an jenem Tage der Inhalt ihrer Unterredung mit ihm.

Es war dem Grafen Herbert freilich ein dunkles Gerücht aus der Hauptstadt zugekommen, daß Graf Alpeck von einigen sehr ansehnlichen Schuldfoderungen an seine Gemahlin unterrichtet worden sei und in heftigem Unwillen ihre Abreise befördert habe; die gespannte Haltung seiner künftigen Schwiegermutter bestätigte diese Nachricht; allein er glaubte, die Sache selbst sei durch das Kapital, welches er ihr vorgeschossen, beigelegt, und war um so ungeduldiger, Emma allem Einfluß dieser peinlichen Verhältnisse zu entziehen. Da die Gräfin nichts eifriger wünschen konnte, war er um so befremdeter und mußte es als Zartgefühl, wofür sie es ausgab, anrechnen, als sie ihm anlag, Emma's gegenwärtige Unpäßlichkeit vorübergehen zu lassen, ehe er von Festsetzung des Hochzeittages spräche. Sie bedurfte jetzt Zeit zu gewinnen, um ihre Tochter zur Einwilligung in ihre Absichten zu bewegen. Doch Graf Herbert nahm mit jedem Tage deutlicher wahr, daß mehr noch als die Folgen des sie durchnässenden Ungewitters an Emma's Gesundheit nagten; er bemerkte, bei dem Ausdruck der innigsten Herzlichkeit, bei ihr eine Abneigung, ihn allein zu sprechen, sowie bei ihrer Mutter eine sichtbare Bemühung, es zu verhüten; jedem versteckten Verfahren abgeneigt, beschloß er, vor der Abreise nach Oderau eine Erklärung von Emma zu fodern, und

war deshalb um so freudiger überrascht, als er ihre Einladung erhielt. Sie nahm den Ausdruck seiner Dankbarkeit für diese Gunst liebevoll auf und bemerkte ganz unverhohlen, daß sie nur durch unglückliche Verhältnisse gezwungen gewesen wäre, in diesen Tagen seinen Glauben an ihre treue Wahrhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Sehr heftig bewegt entdeckte sie ihm nun die wahrscheinliche Trennung ihrer Mutter von ihrem Gemahl, deren Veranlassung, die daraus erfolgende Nothwendigkeit, ihre Verbindung aufzuheben, und ihren Plan, vermöge der an ihren Einkünften gemachten Ersparnisse der Mutter Schulden zu bezahlen und damit ihren Stiefvater vielleicht zu einer Versöhnung zu bewegen; „denn, setzte sie mit überwältigendem Schmerze hinzu — denn meine arme Mutter hat Unrecht; sie muß die Verzeihung ihres Gatten zu erhalten suchen.“ Graf Herbert hörte sie bis zum Ende, ohne sie zu unterbrechen, an, theils weil er von dem Umfang des Misgeschicks, welches die Gräfin auf sich gezogen, bestürzt war, theils weil er, von tiefem Schmerz ergriffen, in Emma eine so innige Verflechtung naher Todesahnung mit der Ueberzeugung, ihn durch die Annahme ihrer Hand zu entehren, wahrnahm, daß er während ihrer Darlegung eifrig nachsann, welches der sichere Weg sein könnte, ihre Ansichten zu verändern und doch ihr Gefühl, zur Schonung ihrer Gesundheit, so wenig wie möglich zu steigern. Unter Thränen liebevoll lächelnd reichte sie ihm nach beendigtem Bericht ihre Hand und fragte: „Und — nicht wahr, Sie gehen in meine Absichten ein und helfen mir willig sie ins Werk stellen? Sie, unter jedem

Namen mein zärtlichst geliebter, mein einziger Freund!" — Diese Worte boten dem Grafen seine Stellung, die er mit Eifer ergriff. „Als Freund, nahm er das Wort, meine Emma, als gingen meine zerstörten Hoffnungen mich gar nichts an." — — „Noch eins, lieber Graf, muß ich hinzusetzen . . . (Beschämung und Wehmuth dämpften hier ihre liebliche Stimme), Sie sollten als Gläubiger meiner Mutter zuerst bezahlt werden, aber ich bitte Sie, da ich deren Schulden übernehme, haben Sie bis zuletzt Geduld! Und lebe ich nicht lange genug, um Alles zu berichtigen, so . . . . so sehen Sie diese Summe als für mich verwendet, als eine Wohlthat an ein armes, junges Geschöpf an, das Ihnen allein alle Freuden seiner flüchtigen Jugend verdankte." — Helle Thränen rollten über ihr aufgehobnes Antlitz, und flehend hob sie ihre gefalteten Hände auf. Herbert verlor auf einen Augenblick die Fassung, die er sich auferlegt hatte; er schloß das rührende Geschöpf mit einem Schmerzensruf in seine Arme. Sie sträubte sich nicht, sie gehörte der Erde nicht mehr und tröstete, selbst in Wehmuth zerfließend, den zurückbleibenden Freund. Dieser rief seine Fassung zurück, er führte Emma zum Sopha, und wie zum ruhigen Gespräch seinen Stuhl zu ihr rückend sagte er: „Diesen letzten Punkt gebe ich unbedingt zu; in dem Falle, Emma, könnten Sie Ihrem Freunde kein heiligeres Vermächtniß lassen als diese ungetilgte Schuld; allein alles Vorhergehende muß ich wie ein unbetheiligter Dritter erörtern." Er zeigte ihr nun, welcher großen Gefahr sie ihres Stiefvaters Ehre aussetzte, wenn er die Vormundschaftsgelder zur Tilgung

von seiner Gemahlin Schulden herausgäbe, wie er hingegen über deren Verwendung keine Rechenschaft mehr abzulegen habe, sobald diese Mündel vermählt sei. So gewiß er jenen Vorschlag ablehnen müsse, so gern werde er in die Beschleunigung ihrer Heirath willigen, welche durch den bestimmten Rath der Aerzte, sie zu einem Aufenthalt in dem südlichen Frankreich zur gänzlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu bewegen, auf das natürlichste begründet sei. „Den Punkt, der die Verletzung meiner Ehre durch die Verbindung mit der Tochter einer geschiedenen Frau, einer um der vorhandenen Umstände willen geschiedenen Frau, anbetrifft, halte ich für ganz nichtig. Einmal hoffe ich der Scheidung noch zuvorzukommen; die Thatsache ist also nicht vorhanden, nur das Gerücht, und dieses soll immer nur die zweite Rücksicht sein. Die erste fragt: ist es recht? Und recht ist es, wenn ein liebes Mädchen einen biedern Mann beglückt; recht ist es, wenn ein Mann die Stütze eines schutzlosen Mädchens wird, und beneidenswürdig ist der Mann, der seiner Geliebten mit der Frauenwürde die Freiheit gibt, ihre heiligsten Pflichten als Tochter zu erfüllen." — „So denkt die Welt nicht!" rief Emma, den Kopf schüttelnd. — „Die Welt denkt gar nicht, theure Emma, sie schwatzt und vergißt und würde sich der Irrthümer Ihrer guten Mutter nur erinnern, wenn sie sich auf Sie fortpflanzten. Ganz offen, meine Freundin! — denn zwischen uns darf nichts schwankend sein — es gäbe Verirrungen von Seiten einer Mutter, die der Tochter Bewußtsein schmerzlicher sein müßten; die gegenwärtige verletzt die Tochter am wenigsten; deßhalb

kann, darf diese auch davon sprechen, darin handeln, und müßte bei jenen verstummen." — Emma's Wangen glühten vor Scham, sie fühlte sich unaussprechlich verarmt, verwaist, also allein einem Manne gegenüber, auch dem edelsten, ihre Sache zu führen. Des Grafen Gründen wußte sie nichts entgegenzusetzen, und doch fühlte sie sich in ihrem Innern verletzt, weil durch die Verhältnisse das Heiligste, Neigung und Ehe, einem Geldgeschäft untergeordnet waren. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben mischte sich verletzter Stolz in ihre Empfindung. „Und wie dann, nahm sie nach einer Pause das Wort, wie dann, wenn der Tod, der mich schon so nahe umschwebt, sich nicht verscheuchen läßt, sondern nur eine Zeitlang ein sieches Geschöpf Ihre rüstigen Schritte aufhält?" — „Dann, Emma, suche ich diese kleine Zeit Ihr Leben zu erleichtern, zu verschönern, nehme alle Ihre Obliegenheit über mich, führe alle die schönen wohlthätigen Plane aus, die wir in glücklichen Stunden zusammen entwarfen, und bleibe meiner Liebe treu bis in den Tod." . . . Hier brach seine Stimme, und aufspringend, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, schluchzte der Mann in unbezähmbarem Schmerz. Emma's Ueberzeugung war nicht gewonnen, aber ihr Gefühl widerstrebte, den Grafen leiden zu sehen; sie bedurfte, mit ihm einig zu sein, so sehr wie mit ihrem Gewissen. Sie suchte seine Hand von seinem Gesicht zu ziehen und bat, daß er sich mäßigen solle, aber er riß sich los und eilte aus dem Zimmer. Nun saß das arme Mädchen stumm und zitternd von angreifenden Empfindungen. Sonst sehnt sich der

Unglückliche nach dem Tode, dachte sie, aber das darf ich nicht, dann wäre meiner armen Mutter nicht geholfen. „O du guter, hülfreicher Vater, rief sie nach langem Nachdenken in frommer Zuversicht, hilf doch deinem verlassenen Kinde!“ — Sie hatte es in ihren schmerzlichen Träumen nicht wahrgenommen, daß Graf Herbert wieder zurückgekehrt war; bei seinem Eintritt diesen Ausruf hörend, machte er die Thüre rascher zu, trat zu ihr, faßte ihre zum Gebet gefalteten Hände und rief innig: „Sein Sie wie ein Kind, wie Sie sich eben nannten, wie ein Kind, das nur das Gute will und sich um seinetwillen auch dem unvermeidlich Schlimmen unterwirft. Nehmen Sie einen Theil des Wagnisses über sich, ich habe zu dem andern Muth, lassen Sie uns Ihre Mutter mit der Versicherung empfangen, daß unsere Herzen einig sind.“ — „O das sind sie! unterbrach ihn Emma innig. Meine Einsicht ist nicht klar. Halten Sie es wirklich der Ehre und Pflicht gemäß —“ — „Emma, Ihr Gatte muß ein Ehremann sein, der Name Herbert ward nie genannt, wo die Ehre fehlte, diese Entscheidung überlasse die Jungfrau dem Manne. Darf ich heute Nacht in die Residenz zurückreisen und Ihrer Vormünder Einwilligung einholen?“ — Diese Bitte brachte er, ihre Hände an sein Herz drückend, halb kniend vor. In diesem Augenblick traten Mutter und Tante, aus der Gesellschaft zurückkehrend, in das Zimmer. Graf Herbert eilte ihnen mit der Nachricht entgegen, daß er von Emma die Erlaubniß erhalten habe, die Geschäfte mit den Vormündern abzuschließen. Emma warf sich in ihrer Mutter Arme, die scheu, fragend und

eine heftige Gemüthsbewegung unterdrückend, den Grafen betrachtete und die Tochter liebkoste; für die Baronin schien die Sache, rein geschäftsmäßig, nun sie beschlossen sei, gar nichts Anziehendes mehr zu enthalten. Die Gräfin benahm sich mit einem angenommenen Stolze, der das Peinliche ihrer Lage gegen ihr eigenes Kind und ihren Schwiegersohn verbergen sollte; Emma achtete sein nicht, und Graf Herbert trat noch in eben der Nacht seine Reise nach Berlin mit der ängstlichsten Eile an, seine Rechte, Emma's Beschützer zu sein, sobald als möglich anerkannt zu sehen.

Die Abreise der Damen erfolgte nach zwei Tagen. Frau v. Steinfeld war von den Verirrungen ihrer Schwester so heftig verletzt, daß sie, ihrem kalten Wesen gemäß, sich gesellschaftlich keine unverbindliche Aeußerung hatte zu Schulden kommen lassen, aber ihr Schicksal, Emma's Leben oder Tod, als lästige Gegenstände gänzlich von sich absondernd, faßte sie, um gar nicht von ihnen sprechen zu hören, den Entschluß, von Eger, die ganze Winterszeit über, nach Genf zu gehen. Dorthin nahm sie in eben der Stunde, wo die Gräfin nach Oderau abreiste, ihren Weg. Emma nahte sich mit den lebhaftesten Gefühlen dem Ort, wo ihres Vaters Asche ruhte, wo noch einige Erinnerungen ihrer Kindheit ihr sein Bild zurückriefen. Sie ward von den Unterthanen der Herrschaft mit Segenswünschen empfangen, denn das Andenken des Vaters war mit tausend Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, verbunden. Die ältern Personen erblickten entzückt in ihr die Züge ihres geliebten Herrn; aber mit wehmüthiger Ahnung sagte

mancher gute Alte, manches wohlmeinende Mütterchen zu ihren Kindern: „Sie gleicht ihm auf ein Haar, aber ich fürchte, sie wird auch bald ein Engel im Himmel werden, wie er.“ Emma hätte sich unter diesen Menschen, wo sie ihren Vater, dessen Name ihre Mutter kaum ausgesprochen hatte, von allen Seiten so liebevoll nennen hörte, in der schönen Natur, in dem ernsten, stillen Gebäude, in dem sie überall die Spuren des Ordnungsgeistes, das freundliche Walten seines letzten Besitzers erkannte, so gern und so froh befunden, wenn ihre Mutter ihre Bemühungen, ihr diesen Aufenthalt angenehm zu machen, gütiger aufgenommen hätte. Diese verzogene Frau war aber jeder Art des Genusses, außer dem, welchen große Gesellschaft gibt, jeder Theilnahme, außer der der oberflächlichen Demonstration, jedem lebhaften Gefühl, außer dem ihrer unseligen Spielsucht, so entfremdet, daß die Aussicht eines Landaufenthalts in einer Lage, die ihr beschränkt vorkam, weil sie ihr keine Verschwendung gestattete, sie mit Schauder erfüllte. Emma hatte Maßregeln genommen, um die Zimmer, welche ihre Mutter während ihres ersten Gatten Lebzeiten bewohnt hatte, so freundlich wie möglich zu ihrem Empfange aufputzen zu lassen. Zu jener Zeit hatten sie für elegant, für geschmückt gegolten, jetzt konnte sie die Dame des Schlosses noch mit Anstand bewohnen. Emma wählte ein paar kleine Zimmer, welche den Durchgang zwischen diesem Gemach und dem ihres verewigten Vaters bildeten; denn dieses sollte unberührt bleiben — sie getraute sich nicht seine Bestimmung zu denken, sie forschte nur behutsam, wo sein letztes Ruhelager gestan=

den, und dachte auf Mittel, wie sie diesen Raum, der ihr ein Heiligthum schien, später in Besitz nehmen könnte. Dieser wehmüthige Wunsch ward ihr bald gewährt. Die Gräfin, welche eigensinnig abgelehnt hatte, sich um irgend eine Hauseinrichtung zu bekümmern, betrat die Zimmer, in welche Emma sie voll Zärtlichkeit wieder als Herrin einführte, mit ausbrechenden Thränen über ihr grausames Loos, diese finstern Mauern zu bewohnen. Ohne zu fragen, welchen Aufenthalt ihre Tochter gewählt, befahl sie ihrer Kammerfrau, ihr Bett neben ihr Schlafzimmer in ein kleines, mit Gemälden und Porzellan verziertes Cabinet zu setzen, weil sie sich fürchtete, in dieser Einöde allein zu verweilen. Emma fühlte, wie sich ihr Herz bei dieser Unfreundlichkeit schmerzlich zusammenzog; sie wollte sich anbieten, den Platz der Kammerfrau anzunehmen, allein die Mutter unterbrach sie bei dem ersten Wort und bat sie ungestüm, ihr Zeit zu lassen, diesen ersten Abscheu zu überstehen. Da die Gräfin nicht beim Abendessen erscheinen wollte, begab sich Emma sehr betrübt in ihr Gemach und von da in die leeren Zimmer ihres Vaters, wo sie bei der, von der einzelnen Kerze, die sie hielt, nur sichtbaren Dunkelheit sich eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte. Sie kniete neben ihres Vaters Sterbelager nieder, betete diese knechtische Furcht aus ihrem Herzen und überblickte noch ein Mal alle ihre Entschlüsse, ihre Pflichten. Mit gestärktem Muthe stand sie auf und untersuchte nun furchtlos, aber mit gesteigerter Phantasie das öde Gemach. Hier stand des Verklärten Schreibtisch, dort ein Lehnsessel neben einem

Tischchen, dessen Fächer Journale enthielten, das, mit Bleistiften, Tuschschalen und befleckten Papieren bedeckt, noch von seinen letzten Beschäftigungen zeugte. Es war augenscheinlich, daß diese Zimmer seit des Vaters Sterbetag nie besucht, nie aufgeräumt waren. Immer lebendiger versetzte sich Emma in jene Zeit; ihr war es bald, als weheten die himmlischen Lüfte, die ihres Vaters Geist emporgetragen, um ihre Wangen, als lispelten längs den Wänden Engelstimmen, wie in Pope's hinreißendem Liede: „Schwesterseele, komm hinweg." Wie sie endlich das Zimmer schloß, warf sie einen Abschiedsblick auf das bedeutensvolle Lager, und eine Thräne des wehmüthigen Andenkens floß für ihren entfernten aus ihrem Sinne scheidenden Freund. In ihrem, an ihrer Mutter Besuchzimmer anstoßenden Schlafcabinet angelangt, hörte sie diese in demselben sich bewegen und, wie ihr schien, einen ängstlichen Ton ausstoßen. Erschrocken und schüchtern öffnete Emma leise die Tapetenthür, welche die beiden Gemächer trennte, und trat mit der zärtlichen Bitte, ihr noch gute Nacht sagen zu dürfen, herein. Die Gräfin bedeckte mit einem Schrei des Entsetzens ihr Gesicht mit beiden Händen und drückte den Kopf in den Winkel des Sophas. Emma, die voll Schrecken über diese Bewegung vor sie niederkniete, war schmerzlich ergriffen, wie sich ihre Mutter aufrichtete und heftig rief: „Was machst Du in jenem Zimmer?" — „Ich wählte es zu meinem Schlafcabinet, um Ihnen so nahe wie möglich zu sein." — „Diese Nähe drückt mich, es ist Raum genug in diesem trostlosen Steinhaufen." — „Theure Mutter, ich habe dem Arzt, ich

habe dem Grafen versprechen müssen, auf der Sonnenseite zu wohnen.“ — „So nimm diese Zimmer ein, die mich ohnehin verspotten, die Nachtseite ist ohnehin die rechte für mich.“ — Emma's Stimme erstickte in Thränen, sie küßte der Mutter widerstrebende Hände ohne Unterlaß. „Darf ich denn meines Vaters Zimmer bewohnen?“ fragte sie zitternd. — „Welche Du willst, nur diese nächsten nicht, und mich nicht so gespenstig überfallen, wenn ich endlich hoffe allein zu sein.“ — „Sie sollen allein sein, wenn Sie wollen, liebe Mutter, ich sinne ja nur darauf, Ihre Wünsche zu erfüllen; dulden Sie mich nur diese Nacht bei sich, ich will mich ganz still verhalten, und morgen zeigen Sie mir das Plätzchen, wo Sie mir mein Lager aufzuschlagen erlauben.“ — „Wann wollte ich Dich beherrschen, wann Deine Rechte verkürzen? Wann wollte ich Dich kränken? rief die Gräfin aufgebracht; Emma, der Unglückliche ist leicht zu beschuldigen — aber geh, Du siehst geisterbleich aus, geh, ruhe, schlafe!“ — Mit diesen Worten drängte sie die Tochter zum Fortgehen. Emma gehorchte; sie wollte sich durch die Tapetenthür entfernen, aber die Mutter verhinderte es mit scheuem Blick, schob einen Tisch mit Blumenvasen davor, setzte Stühle daneben und verbot, sie je wieder zu öffnen.

Leise, wie nach der alten talmudischen Sage der Geist um seines Leibes Grab schwebt, legte sich Emma zur Ruhe, und still flossen ihre Thränen, wie sie die Umstände übersah, unter welchen sie, noch als Kind aus dem Vaterhause entfernt, es als Jungfrau so freudelos wieder betrat. Ihre frommen Lehrer hatten sie

gewöhnt, dieses Gefühl der Freudelosigkeit vor allen andern abzuwehren. „Wie trübe der Augenblick sei, war ihre Vorschrift, nöthige dein Nachsinnen, das Gute, was dir bleibt, aufzuzählen, dann wird es dir leichter werden, das Ueble zu tragen.“ — Emma that das auch jetzt, und da trat ihres entfernten Freundes Bild als ein großes Glücksübermaß vor ihre Phantasie. Ihr Nachdenken ward Schlummer und verwob sich mit den Bildern ihres Traums. Dieser zeigte ihr die hohen Eichen am Eingang des Parks, von Rosenhecken umzogen, die sie jetzt so niedrig fand, da sie ihr in dem Bild, das sie aus ihren Kindheitstagen von ihnen behalten, bis an die Eichenäste zu reichen schienen. Und jenseits der Hecke stand ihr Vater, reichte ihr die Hand und rief: „Komm herüber zu mir!“ Aber die Rosen entblätterten sich alle, so wie ihr Fuß die Hecke berührte, und die Dornen verletzten ihren Fuß. „O das schmerzt bis im Herzen!“ sagte sie weinend, die dargereichte Hand fester fassend. „Tritt sie kräftig nieder! erwiederte der Vater, und zeigte ihr ein reiches Rosengebüsch, das hinter ihm an die Eichen anstieß; dort sind sie ohne Dornen.“ — Jetzt aber faßte Herbert, der plötzlich ihr zur Seite stand, ihre andere Hand und rief betheuernd: „Ich bahne Dir den Weg, ich drücke die Dornen alle, die dir drohen, in meine Brust!“ — Da blickte sie, getheilter Sehnsucht voll, nach ihm zurück, ihr Traumbild verschwand, und die dankbare Erinnerung, wie der Graf von jeher ihren Pfad von Dornen befreit, verband sich jetzt mit der an den bedeutungsvollen Traum.

Das erste Zeichen eines edeln Gemüths bei began=

genem Unrecht ist der Wunsch, es zu vergüten, sobald es solches einsah; wenn aber ein guter Mensch erleuchtet würde, alles Unrecht, was er that und nicht einsah, zu überblicken, und zwar dann, wenn keine Vergütung mehr möglich ist, er würde erliegen unter der Last seiner Schuld. Das furchtbarste und am häufigsten verkannte Unrecht ist häusliches Unrecht, denn es entartet das lebende und das sich bildende Geschlecht. Wir sehen um uns her, reue- und besserungslos, Mitglieder derselben Familie sich einander das Leben vergiften; sehen, wie die Gattin verkümmert, bei der geistigen Vernachlässigung des Gatten; wie der Ehemann außer dem Hause die Heiterkeit sucht, welche weibische Empfindlichkeit und Selbstsucht ihm zu Hause versagt; wie Geschwister durch Verkehrtheiten das innigste Band, das Gott und die Natur dem, welches die Gattin mit dem Gatten vereint, zur Beglückung des Lebens stiftete, zerreißen. Und wie viele Eltern finden am Ende ihrer Tage, daß sie, indem sie für ihre Kinder arbeiteten und säeten, Undankbarkeit ernteten; und wie viele Kinder machen nicht spät noch, wenn kein Unternehmen ihnen gelang, wenn die Welt ihnen keinen Genuß und das Leben ihnen keine Hoffnung mehr gibt — wie viele machen noch in späten Jahren die Entdeckung, daß die verkehrte Erziehung ihrer Eltern die Mißtöne in ihr werthloses Dasein legte, das in einem Schrei des Jammers endlich untergeht. Sind denn diese Menschen alle böse? — O Gott, nein! Viele von ihnen lieben, werden geliebt, verdienen und besitzen Achtung; Viele nehmen die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, mit

ins Grab; Manche halten sich für Märtyrer für Anderer Unrecht — und unter diese gehörte die unglückliche Gräfin v. Alpeck. Von dem Moment an, wo sie, ein glänzend schönes, jugendliches Mädchen, eingewilligt hatte, um ihrer Mutter willen einem ältlichen, ernsten Manne die Hand zu geben und dennoch ihren Ruf als treue Gattin von keinem Schatten eines Vorwurfs trüben zu lassen, glaubte sie gegen das Glück einen ungeheuern Vorschuß abrechnen zu können; alle ihr Unrecht, welches ihr guter Verstand bei einem Dritten sehr richtig zu schätzen gewußt hätte, hielt sie noch für eine Gerechtsame in dem Umfang der durch ihre erste Heirath gelittenen Unbilde. Wir sehen in religiöser und sittlicher Hinsicht, welche unerschütterliche Wurzel die Gewohnheit, Etwas für einen Grundsatz, einen Glaubensbegriff anzusehen — nicht einzusehen, nicht zu glauben — im Gemüthe faßt. Wir sehen Völker Jahrhunderte lang für eine Sache leiden, die wenig Einzelnen am Herzen liegt; wir sehen Geschlechter Menschenalter durch für eine Idee verwüsten, morden, die keines Einzelnen Vernunft — wenn man sie sich selbst überließe — klar machen könnte. Die Gräfin war in so einem Fall. Sie liebte Emma mit aller Liebe, der ihr, von Eitelkeit erfülltes, heftiger Empfindungen bedürftiges Herz fähig war; aber die lange Gewohnheit, sich als beraubt anzusehen, setzte sie in eine feindselige Stellung gegen ihren Gemahl, gegen den Grafen Herbert, und wie lebhaft ihr Muttergefühl dagegen kämpfte, gegen Emma selbst. In dieser Letztern Thun hätte Tristram Shandy's „anklagender Engel" keine Handlung gefunden, die in

des Himmels Kanzlei zur Anklage werden konnte, und der „einzeichnende Engel," zeichnete er ihre Thaten ein, mußte sein himmlisches Haupt abwenden, damit die Thräne der Bewunderung die Schrift nicht verlösche. Doch das Mutterherz, von Stolz und Leichtsinn bethört, erkannte diese Thaten nicht; und ein Leben, wo die Opfer nie aufhören und nie eine andere Empfindung als Undank und Unwillen erregen, zehrt sich bald selbst auf. Wie Graf Herbert viel später, als er gehofft hatte, in Oberau anlangte, bedurfte er alle seine Seelenstärke, um bei dem Anblick der Zerstörung, den drei Wochen, seit seiner Abreise von Eger, in der holdseligen Gestalt seiner Geliebten gemacht hatten, nicht im ungezähmten Naturgefühl aufzuschreien, wie die Löwin, die, mit Nahrung für ihr Junges beladen, bei ihrer Rückkehr ins Lager nur deren entstellte Gliedmaßen antrifft. Er überwältigte seinen Schmerz und suchte nur schnell den Augenblick zu gewinnen, ihr von dem Erfolg seiner Geschäfte Nachricht zu geben. Zuerst legte er ihr alle Papiere vor, die ihr beweisen konnten, daß die Gläubiger ihrer Mutter befriedigt werden konnten. Dann überraschte er sie mit der erfreulichen Kunde, daß Graf Alpeck seine Ehescheidungsklage zurücknehme und in der Folge ohne Zweifel geneigt sein werde, seine Gemahlin wieder in sein Haus aufzunehmen. Noch war er gereizt, der Mann that sich, so wie viele Menschen, etwas darauf zu gut, die ihm gerade bequemste Tugend in der größten Vollkommenheit zu üben. Diese Tugend war Ordnungsgeist; er war nöthig, um bei einem mäßigen Vermögen zu repräsentiren, um einen Sohn, der

einen alten Namen fortpflanzen sollte, in die Welt einzuführen. Bei dieser Eigenheit schien ihm der Gräfin Verirrung unverzeihlich; hätte sie nicht wirklich seine häusliche Lage zerstört, so möchte er es für demüthigend gehalten haben, durch einen Theil des Vermögens seiner Stieftochter dieses Unglück abgewendet zu sehen; das arme Menschenherz ist aber in seiner Verzagtheit oft so verschlagen, daß hier dasjenige des Grafen hinreichende Verstandesgründe gab, um Emma's Großmuth anzunehmen. Nachdem aber diese Gründe einmal vom Verstande anerkannt waren, nahmen sie vom Gefühl förmlich Besitz, und er dankte seiner Stieftochter für ihre Großmuth in einem Briefe, der dieser das Bewußtsein gab, Frieden hergestellt zu haben. „Und nun, meine geliebte Emma, sagte Graf Herbert am Schlusse seines Berichts, nun erhalte ich meinen überschwenglichen Lohn?" — „Mein Geleiter zur Grabesruhe!" rief sie begeistert und legte das matte Haupt auf seine Schulter. „O das ist ein schöner Beruf, dessen Lohn sich auf Ewigkeiten erstreckt."

Graf Herbert hatte sich seinen Plan gemacht, Emma's zum Grabe geneigte Phantasie durchaus nicht durch Widerspruch steigern zu wollen. Der Lebensmuth seiner festen Brust leugnete die Herrschaft des Todes, da wo Alles zum Leben aufrief; und was konnte lauter rufen als Liebe, häuslicher Frieden, Vertrauen? Er hatte sich also gegen diese Hoffnungslosigkeit des Lebens in seiner Freundin gewaffnet, er bemeisterte den tiefen Schmerz, den ihre Worte erregten, und antwortete: „Gut, meine Geliebte, es soll mir genug sein, Dich zu

leiten, das Ziel ist ja immer dasselbe! Jetzt sei es der milde Himmel der Provence; denn Du mußt versprechen, sogleich, wie ich vom Gesetz zu Deinem Beschützer ernannt bin, mir nach dem südlichen Frankreich zu folgen." — Emma hätte gern gebeten: laß meine Hülle bei der meines Vaters ruhen! sie fühlte aber, daß ihr oblag, das Aeußerste für die Erhaltung ihres Lebens zu thun; und dieses Leben schien ihr jetzt so süß! Doch dieses Lebens erster Zweck war die Zufriedenheit ihrer Mutter, und darum ihre nächste Frage: ob diese ihre Reisegefährtin sein würde? „Es hängt von ihr ab, antwortete der Graf; machen Sie ihr den Vorschlag, aber erst, nachdem ich ihr den Bestand ihrer Geschäfte vorgetragen habe." Emma unterwarf sich dieser Bedingung; überzeugt, daß Alles, was der Graf ihr zu sagen hatte, sie glücklich machen mußte, erwartete sie ungeduldig den Augenblick, wo sie diese theure Mutter versöhnt wiedersehen würde. Mit Herzklopfen erspähte sie den Augenblick, wenn der Graf, der sie in ihrem Zimmer aufgesucht hatte, von ihr gehen würde, klopfte dann leise an ihre Thür, und mit Zügen voll Liebe, jetzt von Freude glänzend, trat sie ein, schwebte mit offenen Armen auf sie zu und erwartete offene Arme zu finden. Die Gräfin stand stolz und kalt, und ihrer Tochter die Wange zum Kuß bietend, sagte sie in halbem Vorwurf: „Diese heftigen Empfindungen scheinen mir weder heilsam noch durch die Umstände gerechtfertigt. Die Folge für Dich ist leider zu sichtbar, und ich sehe keine Ursache zur Entzückung, wenn die Meinen ihre Pflicht thun. Das lohnt sich selbst, wie die Verheißung sagt.

Wünschest Du sonst etwas, so sprich, denn wie die Sachen stehen, muß ich mich freilich als verpflichtet betragen." Die Fehlschlagung dieses Moments traf Emma's innersten Lebenskeim. Sie fühlte sich vergehen; unfähig zu sprechen, setzte sie sich matt nieder und blickte ihre Mutter mit flehendem Auge an. So undurchdringlich die Eisrinde war, welche sich um das Mutterherz gebildet, konnte sie dem Blick nicht widerstehen; sie faßte Emma's Hand, und ohne ein Wort der Liebe finden zu können, und doch mit dem Wunsch, sie zu bezeigen, fragte sie noch ein Mal: „Was wünschest Du noch?" — Mit trockenen Lippen und tonloser Stimme sagte Emma, was ihr Gedächtniß allein ihr noch darbot: „Wir bitten, Herbert und ich, Sie möchten uns nach der Provence begleiten." — Hier verließ sie die Kraft der Sprache, der Bewegung; es war nicht Ohnmacht, sondern Erlöschen der Lebensfähigkeit. Graf Herbert, den das Geschrei der Mutter herbeizog, erkannte es, er sagte der Gräfin einige Worte, die sie furchtbar treffen mußten, denn man sah sie erblassend in ihr Cabinet entfliehen. Herbert trug Emma in ihr Zimmer und wachte über die ihr geleistete Hülfe. Der erlöschende Lebensfunke ward wieder angefacht, und unter seiner Vorsorge gewann er neue Kraft. Die Gräfin schien von diesem Tage an ihren Unmuth besiegt zu haben; sie willigte mit Freundlichkeit in die Theilnahme an der Reise und ging gefällig in des Grafen Absichten ein. Diesen zufolge ward seine Verbindung mit Emma einzig durch ein Fest der Landbewohner gefeiert, ihr Andenken durch reiche Geschenke an die Schule des Dorfs

gesichert, und die Ausstattung zweier Brautpaare, denen nur ein bischen weltliches Gut zum Glück gefehlt hatte, legte den Grund zu dem Glück eines frohen Geschlechts. Wie Emma, einen Kranz weißer Rosen und Myrten im Haar, am Altar stand, sah sie freilich mehr wie Herbert's Schutzgeist als seine Lebensgefährtin aus. Die ländliche Gemeinde ward von einer Ahnung dieses Gedankens ergriffen, und ihr leises Schweigen ward blos von leisem Weinen unterbrochen, alle Verwunderung und Neugier schwand aus ihren Blicken, und sie zeigten den Ausdruck der Begeisterung, wie die Erscheinung eines Seraphs sie hervorgerufen hätte. Nach wenigen Tagen entfloh Emma an der Hand ihres Gemahls den nahenden Stürmen des deutschen Herbstes, und nach einer Reise, deren heiterer Genuß die sanfte Kranke je mehr und mehr ins Leben hineinschmeichelte, hatte sie bald eine ländliche Wohnung mitten in den Orangenwäldern der Umgegend von Nizza bezogen. Der Graf hatte eine kleine Wohnung in der Stadt gemiethet, um seine Schwiegermutter zu keinem Landaufenthalt zu zwingen, seiner Emma aber durch einen alten Bekannten, den er bei einem frühern Aufenthalt in dieser Gegend erworben, ein Landhaus in einem abgelegenen, von den Fremden gar nicht beunruhigten Thale zurichten lassen. Es war vor allen Winden, außer dem belebenden Seewind, geschützt, hatte Laubbäume im Hintergrund, wo die Hügel sich schlossen, und wo diese dem Oel- und Orangenbaume Platz machten, entsprangen drei reiche Quellen in einer Felsengrotte, flossen schäumend über Steinblöcke zusammen und bewässerten, in einen Bach vereint, in

jeder Jahreszeit den bis an das Seeufer sich erstreckenden, duftenden, mit goldenen Früchten und weißen Blüten prangenden Wald. Hier schien Emma allen Stürmen entgangen; der Friede der Seligen umschwebte sie, das Bild des Todes schien hinter der Zauberwelt, die sie umgab, zu verschwinden, und ihres Gemahls freudestralendes Auge sagte ihr täglich, daß sie alle diese Herrlichkeiten ihm verdanke, und er sie theile mit ihr.

Der Winter ging unbemerkt hin; er hatte mit dem nordischen Winter nichts Aehnliches, als die Kürze der Tage. Aber wie waren diese Tage so mild! die Lüfte schienen sich einander zu sagen, daß Belle Aigne — so hieß das Thal — ihnen dieses Jahr verschlossen sei. Oft saß Emma unter einigen immergrünen Eichen, von Blumen, welche nur bei besonders kühlen Nächten mit leichten Matten bedeckt wurden, umduftet, und indeß die gänzlichste Windstille im Thale herrschte, rauschte es über ihr in den Gipfeln entlang, bog die hohen Häupter der Buchen und Eschen am Hügel hinauf und schien wie ein zürnender Geistesruf sich hoch oben im Aether zu ergießen. Und wie waren die langen Abende so schön! — Die Gräfin hatte sich sehr bald gänzlich in der Stadt niedergelassen, sie kam selten heraus; dann brachte sie einige Männer mit, deren Gesellschaft, das wußte sie, ihrem Schwiegersohne lieb war. Sie setzte sich freundlich zu ihrer Tochter, erzählte ihr eine Menge Gesellschaftsgetrátsch, das Emma mit Theilnahme anhörte, weil ihre Mutter es sprach, und versäumte nie mit Zuversicht die Zeit zu berechnen, wo sie unfehlbar so weit erstarkt sein würde, um in Nizza der Gesellschaft

leben zu können. Der Monat März sollte diese Zeit sein. Die Natur von Belle Aigne war nie zu Grabe gegangen, sie glich mehr dem Symbol der Ewigkeit, der glänzenden Schlange, die ihre Hülle abstreift, um in neuer Farbenpracht zu erscheinen; allein die Arbeit in ihrer geheimen Werkstätte fand in dieser milden Zone statt, wie in dem nebligen Deutschland, und ihre verborgene Sympathie mit dem Menschen läßt sich dort spüren wie hier. Der Hauch des Frühlings strömt verstärktes Leben ins Lebendige; was aber die Kraft des Lebens verlor, das übergibt er den unterirdischen Mächten. Emma bemerkte nicht, wie ihre Kräfte schwanden, für sie war glücklich sein Leben, und Leben war Lieben, und zum Lieben nahm in ihrem Herzen die Kraft zu, je matter es schlug. — Bei der Sorgfalt, mit der Herbert ihr jede Anstrengung ersparte, bei der wandellosen Ruhe in ihren Umgebungen verkannte sie die Fortschritte ihres Vergehens über den Fortschritten des Lebens rund um sie her. Eines Tages brachte ihr die Gräfin einige freundliche Zeilen von ihren Kindheitspflegern aus Montmirail, sie verhießen ihr Segen, weil das fromme Kind, die pflichterfüllte Tochter ihres Lohnes als Gattin gewiß sei; zugleich theilte ihr die Mutter Briefe vom Grafen Alpeck mit, in welchen er seinen Dank für ein von seiner Gemahlin erhaltenes Schreiben ausdrückte, welches, wie er sagte, die letzten Hindernisse ihrer Wiedervereinigung aus dem Wege räume, und er fügte Grüße an seine Tochter und ihren Gatten hinzu, die er mit den Worten schloß: „Wenn die Zukunft mir eine Gattin, Theodorn eine Mutter zurückgibt,

so verdanke ich es Emma's kindlicher Treue und ihres Gemahls edler Denkart und männlichem Zuspruch." — Emma's freudige Seele schien die zarte Hülle fast durchbrechen zu wollen, sie zitterte, wie die zarte Pappel, welche Lüfte bewegen, die anderer Bäume kraftvolles Laub gar nicht vernehmen. Die Mutter ließ des Grafen Worte ohne Commentar, aber ihr Abschied war heute herzlicher, wie er noch nie gewesen. Emma ließ sich in der Nähe der drei Quellen unter breitblättrigen Feigenbäumen nieder, rund um sie her dufteten Knospen und Blüten, die Abendsonne sank vor ihr in das Meer und bestralte das weiße Gefieder der Seevögel, die, in hohem Fluge gegen das Gestade eilend, über den weißen Blüten der Akazien schwebend selbst wie Blütenbüschel aussahen, welche der Hauch der Lüfte in das unendliche Meer trug. Vor Emma's Füßen weideten in einiger Entfernung einige Lämmer, ihr kleiner Hirt hatte sich ein kunstloses Kreuz von ein paar grünen Gerten gebildet, es spielend unter eine Zypresse gepflanzt, und bekränzte es nun mit Anemonen und Primeln. Emma's Blick durchirrte entzückt dieses paradiesische Schauspiel. Indem fingen, eine nach der andern, die Glocken der umliegenden Dörfer an, den Gruß der heiligen Jungfrau zu läuten; leise schwebten die Töne mit dem Dufte der Blüten empor. Herbert saß neben ihr, wie sie es so gern hatte, mit einem Buche in der Hand; heute nicht lesend, denn der selige Ausdruck ihres Gesichts, das flüchtige Zucken ihrer Hand, die er hielt, zog ihn von jedem andern Gegenstande ab. Jetzt fiel ihr Blick auf den Knaben unter der Zypresse, sie schien den Ge-

genstand seiner Beschäftigung nicht gleich zu erkennen; wie er aber zurücktrat und wohlgefällig sein Werk betrachtete, erglänzte ihr Auge wie das Stralen eines Sternes in der ewigen Ferne des Himmelszeltes — es glänzte und erlosch — denn ihr frommer Geist war in diesem Momente entflohen.

Herbert behielt das Bewußtsein, diesem Wesen, das der Erde nur so flüchtig angehört hatte, seine schönsten Erdenträume gegeben zu haben. Er senkte ihre leichte Hülle unter jene Zypresse, die den letzten ihrer irdischen Blicke auf sich zog, bezeichnete die Stätte mit einem einfachen schwarzen Marmorkreuz, das noch der Reisende dort sieht, und erhielt ihr Andenken durch eine Stiftung, vermöge der stets drei hülflose Waisen des Kirchsprengels, wohin Belle Aigne gehört, auferzogen werden und an dem dreißigsten März, der den Engel der Erde entschweben sah, an jenem Kreuz im letzten Abendstral den Gruß der Jungfrau zu beten verbunden sind. Er befolgte in dem ererbten Gute Oderau Emma's wohlthätige Plane, indem er dessen Unterthanen so glücklich machte, wie ihr liebendes Gemüth es beabsichtigte. Dieser schönen Todtenfeier blieb fortan sein Leben geweiht.

Die Gräfin v. Alpeck schien nicht ohne eine Ahnung von ihrer Tochter nahendem Tode von ihr gegangen zu sein. Ihre Gesellschaft fand sie an diesem Abende zerstreut, und wie die Todesbotschaft sie am nächsten Morgen erreichte, sah man sie nicht erschrocken, aber bis zu ihrer Rückkehr nach Deutschland nie wieder froh. Ihre Vereinigung mit ihrem Gatten fand statt; diese Ehe konnte keine glückliche werden, denn beider Herzen kann-

ten das heilige Geheimniß nicht, dessen gegenseitiges Errathen das innige Band knüpft; aber sie ward, je länger je mehr, ein treuer Verein zur Beförderung äußern Wohlstandes und innern Friedens. Theodor war der Bundesengel dieses Vereins. Anfangs drückte er oft einen scharfen Stachel in seiner Mutter Herz, wenn er sie fragte, wohin sie seine schöne Schwester geführt habe? Nun er zum Jüngling heranwächst, ist Graf Herbert sein Führer und Freund, und Emma's Bild, in lächelnder Mädchengestalt, wie seine Kinderphantasie sie auffaßte, umschwebt noch oft seine Träume, und ihr Andenken, durch Herbert's Erzählung genährt, ist seinem tugendhaften Streben ein Sporn.

II.

Die Verkannte.

Es war ein heißer Sommertag, an dem Julius in Lepzow Pferde gewechselt hatte, um nach Golding, dem Gute des Baron Albov, abzulenken, das von der Heerstraße abwärts, am Ufer des ** Meers lag. Julius kam aus Prag, um seine Verbindung mit Anna, Albov's einziger Tochter, zu vollziehen. Sie war von Seite ihrer Mutter sein Geschwisterkind. Seine Großeltern hatten diese als aufblühendes Mädchen bei der Krönung Kaiser Josephs mit nach Frankfurt genommen, dort lernte sie Albov, ein reicher **scher Edelmann, kennen, und indem er ihre Hand erhielt, entriß er sie auf immer ihrem Vaterlande und, was dem jungen Mädchen noch schwerer ward, ihrem, vor allen andern Geschwistern geliebten Bruder, welches Julius' Vater war. Ihr eheliches Glück, ja ihr ganzes Schicksal hatte etwas Räthselhaftes erhalten. Julius' Vater ward in den ersten Jahren durch seine Reise ins Ausland an einem regelmäßigen Verkehr mit ihr verhindert, kurz nach seiner Rückkehr starben seine Eltern, die Anordnung und Besorgung seiner bisher vernachlässigten Güter hielt ihn fest. Die Gewohnheit, von der Schwester getrennt zu

sein, stumpfte die Kraft, sich um ihretwillen loszureißen, ab, und er beruhigte sich mit der Ansicht, die ihm seine Eltern noch gegeben hatten: daß sie durch eine standesmäßige reiche Heirath versorgt sei. Die Briefe, die er von Zeit zu Zeit von ihr gehört, drückten freilich eine geheime Wehmuth aus, ohne Klage; seit sie Mutter war, äußerte sie den Wunsch, ihre Tochter einst mit ihres geliebten Bruders ältestem Sohn, Julius, zu verbinden, und diesen Wunsch hatte sie in ihrer langen Todeskrankheit so angstvoll und heftig wiederholt, hatte ihn dergestalt zur Bedingung ihrer Seelenruhe gemacht, daß ihr Bruder im Namen seines damals achtzehnjährigen Sohnes Anna zu seiner Gattin zu erwählen versprach. Reue, seine Schwester nie besucht zu haben, die Ahnung, daß sie vielleicht von einem heimlichen Kummer verzehrt ins Grab gesunken sei, hatte sich seit ihrem Tode seiner Einbildungskraft bemeistert; er beschloß nun, seine künftige Schwiegertochter sogleich zu besuchen und sie zu sich zu nehmen, wobei er von Seiten Albov's, der mit seiner verstorbenen Gattin Verfügungen sehr zufrieden schien, keinem Hinderniß entgegensah. Allein dieselbe Unentschlossenheit, die ihn verhindert hatte, eine sehr geliebte Schwester in einer so langen Reihe Jahre zu besuchen, verschob auch diese Reise, bis ein ähnliches langsames Uebel, wie jene verzehrt hatte, ihn an der Vollziehung seines Vorsatzes verhinderte und endlich jenseits mit der langentbehrten Schwester vereinte. Wie er den entscheidenden Augenblick herannahen fühlte, vereinte er alle seine irdischen Wünsche in die Aussicht auf seines Sohnes Heirath mit der verwaisten Nichte,

und Julius mußte oft wiederholt schwören, gleich nach den nöthigsten Geschäften, die sein Tod nach sich ziehen mußte, nach Golding zu eilen und Anna als seine Gattin heimzuführen.

Zwischen dem ersten über diese Verbindung gethanen Versprechen und Julius' Abreise nach Golding waren vier Jahre verflossen, sodaß dieser als ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling dem spannenden Augenblick entgegen ging, der sein künftiges Schicksal unabänderlich bestimmen sollte.

Kaum war er eine Stunde von Lepzov der Seeküste zugefahren, so riß beim Abhange eines ziemlich steilen Hügels die Brustkette der müden Postpferde, der Wagen verletzte sie im Nachrutschen, sie rissen ihn fort oder wurden von ihm fortgetrieben; genug, Wagen und Pferde stürzten um, und die Menschen darauf und darin hatten ihre unbeschädigte Erhaltung nur einem Wunder zu verdanken. Im nächsten Dorfe erklärten der Wagner und Schmied, das zerbrochne Fuhrwerk erst spät in der Nacht herstellen zu können; die verwundeten Pferde mußten durch andere aus Lepzov ersetzt werden; denn in dem elenden Dörfchen waren keine zu haben. — Das Alles brachte Julius zu dem Entschluß, seinen treuen Felix bei dem Wagen zu lassen und das Schloß seines künftigen Schwiegervaters zu Fuß aufzusuchen. Der Schmied sagte ihm auf seine Erkundigung nach dem Wege: „Sobald Ihr im Wald seid, haltet Ihr Euch links, sonst kommt Ihr ans Seeufer, wo Euch Klippen, Höhlen und der Satan irreführen. Rechts könnt Ihr das Schloß nicht verfehlen; aber geht flink! so wie's Nacht

wird, läßt man Euch nicht mehr herein.“ Dieser Bescheid wirkte unheimlich auf Julius. Von Lepzov bis hierher war schwarzer Moorboden gewesen, von Sandhügeln unterbrochen; man hörte den Hufschlag der schwerfälligen Pferde früher pfatschen, als man ihre Köpfe hinter den Sanddämmen hervorragen sah; nun fing ein finstrer Tannenwald an, der sich bis zum Seegestade erstreckte, zwischen dem nackte Felsen hier und da wie morsche Pfeiler hervorblinkten, und Julius eilte nicht auf seinem Wege. Sein Herz stritt unruhig zwischen einer mit seiner Erziehung verwebten Theilnahme an seiner Base und dem Gefühl beschränkter Freiheit, welches sich seiner bemächtigt hatte, seit er am Sterbebette seines Vaters seine Treue unwiderruflich versprach. Er hatte, vielleicht gerade im Gegensatz mit dem Charakter seines Vaters, der bei den herrlichsten Eigenschaften von Gefühl und Phantasie beherrscht ward, ein Streben nach Herrschaft der Vernunft, nach Bemeisterung der Phantasie in sich entwickelt, er hatte Selbstbeherrschung erlangt; aber bis jetzt hatte sie mehr die Form leidenschaftlicher Anstrengung als gemüthlichen Seins. Der Entschluß, seinem Vater zu gehorchen, seiner Tante Schatten zu beruhigen, Mitleiden mit dem geheimnißvollen Weh, das seiner Base Kindesalter drückte, hatte ihn, der in seinen frühen Jünglingsjahren der Plattheit von Schülerliebeleien entgangen war, vor Liebe gehütet; er opferte keine Neigung auf, indem er jetzt der Ehe entgegenging, aber es war ihm doch, als wandle er der Knechtschaft zu, dem Schlusse des lebendigen Lebens. Er hatte die Welt noch nicht gesehen und war nun am

Eingang der Lebensepoche, wo, seinem Pflichtberuf gemäß, der Mann nicht mehr die Welt aufsuchen soll. Diese Gedanken drängten sich in der letzten Stunde seiner Freiheit noch alle zu ihm heran. Er zog ein paar Briefe aus seiner Tasche, die zu dem Gang seiner Betrachtungen gehörten, und nahm daraus zufällig wahr, daß man ihn in Golding erst den dreiundzwanzigsten Juni erwartete, heute aber der zweiundzwanzigste war. Seine Gewohnheit, das Schwere mit Eile zu vollbringen, hatte ihn ein paar Nächte, die er durchreißt war, nicht berechnen lassen. Diese Entdeckung wirkte unangenehm auf ihn. Eine Ueberraschung ist nur beglückend, wenn man sich nach der Zusammenkunft sehnt; hätte er sie an der Schmiede, wo man seinen Wagen ausbesserte, gemacht, so wäre er dort geblieben, wäre nach Leppov zurückgegangen — wäre noch einen Tag frei geblieben. Nun schien es gar keiner Eil zu bedürfen mit der Ankunft im Schloß; ja, er schritt einige Zeit lang unentschlossen, ob er noch heute dahin gehen sollte, fort, indeß er, mit sich selbst zürnend, seinem Geist die Bestimmtheit wiederzugeben strebte, die er zu seinem Frieden bedurfte. Während dieser Beschäftigung in seinem Innern, kam er auf einen kleinen freien Platz, wo der vor Alters zwischen die Uferklippen angehäufte Meeressand noch immer keiner Pflanze Leben gab, wenngleich über die Tannengipfel der nächsten Höhen Jahrhunderte fortgerollt sein mochten. Er streckte sich auf einige Heidepflanzen im Osten der kleinen Ebene, wo die Sturmwinde das Anhäufen von den dürren Tannennadeln an den Baumstämmen begünstigten, und blaue

Heideblüten freundlich dem grauen Sand zu entkeimen begonnen. Bald hörte er ein dröhnendes Geräusch, das er für Donner gehalten hätte, wenn es nicht von Osten her gekommen wäre, wo der Himmel glänzend erleuchtet war, indeß ihm gegenüber sich Wetterwolken thürmten, doch es wiegte ihn nur in tiefere Träume, bis der jeden andern Ton übertäubende Gewittersturm ihn endlich aufschreckte, und er, von aufgewirbelten Sandwolken umhüllt, vom Winde fast niedergerissen, schnell die Richtung aufsuchte, in der er, troß der plötzlich überhandnehmenden Finsterniß das Schloß zu finden gewiß war. Solch eine Gewalt des Windes, solch eine Erschütterung der Luft von dem rollenden Donner war der Binnenlandbewohner nicht gewohnt. Wie die erste Befremdung vorüber war, fühlte er sich, nach der unkräftigen Träumerei, die ihn beschäftigt hatte, wohl in diesem Kampf der Elemente und seinem Widerstand gegen sie. Der Bliß spaltete eine Tanne neben ihm; er dachte an Gott, der den Stral leitete, als ein furchtbares Geprassel von der andern Seite sich erhob, und der neue Wetterstral ihm zeigte, daß der Sturm einige Stämme entwurzelt hatte, die nun ihre Schwestern fortgerissen, deren Hinsturz im nächsten Moment den einsamen Wanderer zu zerschmettern drohten. Nach einer Viertelstunde vergeblichen Suchens nach einem gebahnten Weg ließ der Sturm etwas nach, aber ein anderes dumpfes Getön brachte Julius auf die Vermuthung, ungeachtet des Schmieds Warnung rechts ab gerathen zu sein und sich der Brandung des Meeres genähert zu haben. Die Dichte des Waldes vermehrte die Dunkelheit des nun

ganz eingebrochenen Abends, die häufigen Blitze, die oft nach großen Gewittern den ganzen Horizont mit zitterndem Licht erfüllten, waren unter den schwarzen Tannen nur schwach, aber um so befremdlicher zu spüren; doch das dumpfe Tosen ward stoßweis zum Gebrüll. Julius hatte die See noch nie gesehen, ihr Anblick muß ein lebhaftes Gemüth anziehen, und das seine war in der Stimmung, wo Ungewöhnliches, Größe, Gefahr uns willkommen sind, weil sie uns einen verjüngenden Maßstab geben für Das, was eben droht uns zu überwältigen. Er stand eine Zeitlang stille, um mit Besonnenheit die Richtung des Ufers zu erspähen, als eine Stimme ganz in seiner Nähe rief: „Wohin des Wegs? Ich glaube, Ihr seid verirrt?" Julius hätte sich von einer rauhen Stimme vielleicht nicht erschrecken lassen, aber diese ruhige, gleichsam als wenn der Sprechende im Ungewitter sich die Zeit vertrieb, flößte ihm Schauder ein. Es war, als spräche der sich im Spuk gefallende Geist des Waldes. Julius antwortete fast mit gleichem Ton: halb und halb; doch hoffe er am Meeresufer einen Weg nach dem Schloß zu finden. „Tod und Grab findet ihr dort, antwortete die Stimme eifriger, indem sie ihm ganz nahe kam; die Brandung läßt keine Spur eines Wegs bei so einem wüthenden Sturme; Ihr müßt links die kleine Bucht umgehen, in deren Tiefe das Schloß liegt." Beharren wäre hier Thorheit gewesen; Julius folgte dem Jäger — denn dafür hielt er ihn, wie er beim Wetterleuchten seinen Flintenlauf glänzen sah — in einer links abführenden Richtung, auf der sie nach einer halben Stunde aus dem Wald herauskamen; das

Gewitter war vorüber, es war eine schwüle Sommernacht; der Führer sah oft rückwärts gegen Morgen und bemerkte mit einer Art Misvergnügen, daß der Mond doch wol zum Vorschein kommen würde. „Stört das Eure Jagd?" fragte Julius, der bisher kaum ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte; denn er hatte sehr bald gemerkt, er gehöre nicht nach Golding und kenne dessen Bewohner nicht. „Die war schon vorüber, wie ich Euch antraf," antwortete der Mensch und schied, Julius das nahe Schloß zeigend, von dannen.

Der Mond hatte sich nun wirklich aus den Wolken herausgearbeitet und bestralte die hohen Thurmspitzen der alten Burg und hinter ihr das unabsehliche Meer, auf welchem sie sich wie ein schwarzes Todtengerüst abzeichnete. Sie stand im Grund eines kleinen Meerbusens auf einem hohen Felsufer, das gegen das Land schnell abgedacht an Wiesengründe stieß. Von der Seite, die Julius jetzt erblickte, verbanden sich hohe Felszacken mit dem Tannenwald, der sich in einem schmalen Streif bis dahin erstreckte. Kein Licht war in der Burg zu sehen, die Thurmuhr schlug eben zehn, die Brandung schlug in feierlichen Zwischenräumen an das Ufer; aber nicht mehr so wüthend wie in dem Tannenwald, denn die Landspitze deckte es vor dem Winde. So wie Julius die Auffahrt hinanstieg, entstand ein wildes Hundegebell; ein Lichtchen schimmerte plötzlich in einem der Thürme und blinkte durch die Lucken, als eile Jemand die Stiegen herab; dann knarrte ein Laden und noch einer. — Jetzt stand Julius an dem Thorweg und hörte deutlich, daß mehrere Stimmen die Hunde beschwichtigten

und an die Ketten legten. Darauf fragte eine rauhe Stimme: wer da? Da er einen Tag zu früh kam, hatte sich Julius nicht für erwartet gehalten; aber dieser ungastfreie Empfang hätte ihm in der ödesten Hütte gewidert, denn, statt ihm auf seine Erklärung zu öffnen, hörte er, wie man flüsterte, umherlief, sah Licht durch einige Zimmer des ersten Geschosses gleiten, und endlich rief eine herbeieilende Stimme: Geschwind! das Thor auf! ihr Tölpel, wie könnt ihr denn da fragen? Licht in die Zimmer, Köchin heraus, — und diese Befehle fortsetzend bis er vor ihm stand, trat eine Art Kammerdiener aus den weit sich öffnenden Thorflügeln ihm entgegen, der mit einer Angelegentlichkeit und Behendigkeit, die aus dem Possenreißer und Theatervertrauten zusammengesetzt schien, unendlich bedauerte, daß der Herr Baron mit Fräulein Anna in **ker sei, um einige zu dem Empfang ihres ersehnten Gastes bestimmte Einkäufe zu machen. „Niemand hatte geahnet, daß der gnädige Herr bei einer so langen Reise die Zeit zu verkürzen im Stande sein würde u. s. w." Unter solch einem Schwall von Worten bezeigte der Mensch eine unleidliche Dienstfertigkeit, verrannte Julius überall den Weg, leitete ihn, ohne daß er links noch rechts sehen konnte, Treppe auf, durch einige Corridore in ein dem innern Hof zugewendetes Zimmer, mit tausend Entschuldigungen, daß das eigentliche für ihn bestimmte Appartement eben der erwähnten Einkäufe wegen noch nicht fertig sei, und die Schlüssel dazu in den Händen der Haushälterin, welche das gnädige Fräulein nach **ker begleitet habe. Julius Gemüth war von Mis-

tönen zerrissen; was seiner Zukunft eine glückliche Wendung hätte geben können, sein Eintritt in dieses Haus, dem er so nahe angehören sollte, hatte die widerwärtigste Gestalt, erweckte die abschreckendsten Folgerungen. Er ließ sich Thee bringen und befahl dem lächelnden, zuvorkommenden, beweglichen Kammerdiener, ihn allein zu lassen und erst zu ihm hereinzukommen, wenn morgen mit dem frühesten seine Leute mit seinem Reisewagen einträfen. Unter hundert Bücklingen verließ der Mensch endlich das Zimmer und gab Julius die Freiheit, sich mit seinen unangenehmen Empfindungen auseinanderzusetzen.

Das Zimmer, in dem er sich befand, war ziemlich groß, nur ein breites Bogenfenster gab ihm Tag; das Geräth bewies eine wunderliche Disharmonie zwischen altväterischer Baufälligkeit und befremdlichem Luxus. Alles Holzwerk war aus dem vorigen Jahrhundert, aber Teppiche, Wandbekleidung, Kronleuchter, Vasen, Silberzeug und Porzellan, welches alle Tische bedeckte, von unverhältnißmäßiger Pracht und geschmackloser Zusammenstellung. Die Thurmuhr schlug jetzt eilf, und es war so stille im Schloß wie in einem Grabe. Das Bogenfenster, mit einer schweren Draperie von dunkelm Seidenstoff verhangen, ging in einen viereckigen Hof, der, so viel er bei dem wieder umwölkten Himmel vernehmen konnte, mit Gras bewachsen war. Julius ärgerte sich, so nahe dem Meer dessen ersehnten Anblick zu entbehren, und wie nach und nach der Mond die Wolken zerriß, fiel es ihm ein, daß irgend ein Corridor auf die Seeseite gehen könnte, und er schritt, seine

Thüre offen lassend, aus seinem Zimmer, darnach zu suchen. Leise, um in dem todtstillen Hause Niemand zu wecken, ging er den langen Gang, der von beiden Seiten Thüren hatte, hinab und gelangte auf diesem Wege an ein Fenster, das ihn das Meer, wenn gleich nur seitwärts, erblicken ließ. Unter ihm war ein langer, von einer hohen Mauer umgebener Zwinger, der unmittelbar an die, vom Schloß bis zum Wald sich erstreckenden Felsenzacken stieß. Hier sah er, wie nahe er dem Wald und wie wild das Felsenufer war. Es kam ihm unerklärlich vor, warum er bei der Biegung der Bucht von dem Ufer, in dessen Nähe er seinen Führer an diesem Abende gefunden, hatte so weit landeinwärts gehen müssen; allein daß er in der Finsterniß bei jedem Versuch, am Gestade fortzugehen, verunglückt wäre, sah er deutlich ein. Der Schatten des Schlosses bedeckte einen Theil des öden Zwingers und erstreckte sich über das unruhige Meer. Lange blieb Julius in diesen Anblick vertieft; ein Luftzug stieß leise eine Thüre in seiner Nähe auf und ließ ihn ein schwach erleuchtetes Zimmer entdecken. Eine sonderbare Neugier, Unruhe, Mistrauen, Gefühle, die ihm ungewohnt waren, die er nachmals sich nicht zu erklären wußte, bewogen ihn, sich ihr zu nähern, sie leise zu öffnen und das Zimmer mit den Augen zu durchlaufen. Wenn er Jemand überraschte, so glaubte er sich durch die einfache Wahrheit als nächster Verwandter und künftiger Schwiegersohn des Hauses hinlänglich entschuldigen zu können. Er erblickte im Hintergrund des Zimmers ein Kind, das neben einem, am Boden stehenden brennenden Wachs-

stock spielte, mit Dingen, die, wie er Zeit hatte zu bemerken, gar nicht für Kinderspiel bestimmt waren. Das Kind war sehr artig gekleidet, schien aber unruhig auf das nächste Zimmer hinzuhorchen, an dessen Thüre es saß. Diese ward bald geöffnet, ein engelschönes junges Mädchen trat heraus, ihr folgte ein eben so schöner Mann, in eine sehr wunderliche Kleidung gehüllt; sie war dem Schnitt nach der des gemeinen Polen ähnlich, aber von feinen und kostbaren Zeuchen, wie sie nur Frauenzimmer zu tragen pflegen, gemacht. Beide sprachen sehr leise; das Mädchen herzte das Kind, zog ihm seine zierlichen Kleider aus und legte ihm ein sehr schlechtes Bauer-, ja Bettlergewand an, wobei ihre Hände zitterten, und sie dem Kinde schmeichelnd Näschereien zusteckte, weil es weinen zu wollen schien. Nun griff sie nach einem sehr abgetragenen Roquelaure, der neben ihr auf einem Sessel lag, reichte ihn dem Mann, indem Thränen über ihr emporgehobenes Angesicht rollten, und winkte gegen das offenstehende finstre Nebenzimmer. Der Mann, der des niedrigstehenden Wachsstockes wegen sehr im Schatten stand, trat dort hinein, legte seinen Kontusch ab und bekleidete sich mit dem alten Rock. Jetzt reichte ihm das Mädchen ein kleines Bündel, nahm das Kind auf den Arm, und alle Drei begaben sich, das Licht zurücklassend, durch das offne Zimmer hinweg.

Voll Erstaunen verweilte Julius eine Weile; wie sich aber die Thüre, in welcher er stand, wahrscheinlich von ihm angerührt, bewegte, trat er an das offne Fenster zurück und starrte in den öden Zwinger. Plötzlich

hörte er leises Flüstern, er strengte Aug' und Ohr an, der Mond, der jetzt neben dem Gebäude herausgetreten war, erhellte den Zwinger, und er sah dieselben drei Gestalten, welche vor wenigen Augenblicken das Zimmer verließen, an einer kleinen von Dornenranken fast bedeckten Pforte stehen, die an das Felsengestade stieß. Der Mann hielt dem Mädchen das Kind hin, welches sie unter ersticktem Schluchzen herzte, dann beide gegen die halbgeöffnete Pforte stieß; hier kniete der Mann aber nieder, hob betheuernd die Hand gen Himmel, und der Mond, der jetzt in sein Antlitz stralte, zeigte Julius ein schönes Gesicht mit einem starken Schnurrbart. Das Mädchen that einen leisen Schrei, wie bei einer Ueberraschung, und deutete auf sein Gesicht, wahrscheinlich auf diesen Bart; denn der Mann legte seine Hand daran. Wie er jetzt aufstand, beugte, ihn umfassend, das Mädchen einen Augenblick ihren Kopf auf seine Schulter, trieb ihn dann zur Thür hinaus und hob die Ranken, sie zu verbergen, wieder vor ihr empor.

Jetzt ward es Julius unmöglich, länger regungslos zu bleiben. Er ging in sein Zimmer zurück und mit großen Schritten darin auf und ab, vergeblich bemüht, die Räthsel dieser Nacht zu errathen. Sein eigenes Herz, das Aeußere des Mädchens und ihr freies Walten in dem Innern des Schlosses überzeugten ihn, dieses sei Anna, sei seine bestimmte Braut. Aber dieses Kind? dieser Mann? — Es grauste ihm, mehr zu muthmaßen; er schämte sich das Alter des Kindes errathen, Jahre zählen zu wollen. Und sein Oheim? — war er einverstanden oder betrogen? — Und der verstorbenen

Mutter Kummer? — sie konnte ja, halb unterrichtet, die Tochter haben retten wollen, und überhaupt war ja sein Gefühl in Aufruhr, sein Kopf fieberhaft gespannt. Während dieses innern Kampfes fiel ein Funken der einzigen ganz vernachlässigten Kerze auf ein Papier, dieses fing Feuer, Julius legte die Hand darauf, warf aber die Kerze um und so saß er nun im Finstern. Es währte nicht lange, so knarrte leise eine Hofthür, beladene Pferde wurden hereingeführt, ganz behutsam und von wenig Menschen begleitet. Man lud sie ab und bis zum ersten Sonnenstral blieben die Leute in Bewegung. Länger konnte es Julius nicht im Zimmer aushalten; er ging den Weg, den er hereingeführt war, zurück, zum Schloß hinaus, mit der Absicht, seinem Wagen entgegenzugehn, und mit dem Bedürfniß, sein Gemüth im Bade der Morgenluft von Verdacht und Widerwillen zu waschen. Aber je weiter er in dem scharfen, vom Meer mit der Sonne aufsteigenden Wehen voranschritt, je lebendiger wurden die Bilder der Nacht, und Alles, was er um sich her sah, vermehrte den Eindruck, den er empfangen hatte. Elend angebaute Felder, verfallene Hütten, magere Kühe, von lumpenumhüllten Hirten gehütet, die sich scheu in der Ferne hielten und, aus Frost in ihre dürren blauen Hände hauchend, dem Fremden finster nachschauten. Julius dachte daran, welch ein Mann der Herr solcher Unterthanen, der Besitzer solch einer Einöde sein müßte, und ertappte sich darauf, laut oder in seinem Innern mehrmals zu sagen: und Den sollst du Vater nennen? und indem er an Albov dachte, stand Anna's Bild quälend neben ihm,

so rührend schön, wie er diese Nacht das Mädchen sah, und mit dem geliebkosten Kind, dem geheimnißvollen, entzückten, sich abgöttisch betragenden Mann. Seine stürmischen Empfindungen trieben seine Schritte an; er war eine Stunde und länger gegangen, als mitten im Wald ihm sein Wagen und sein alter Felix begegnete. „Herr Gott! was ist Ihnen begegnet, gnädiger Herr? rief dieser; Sie sehen wie ein Geist aus.“ — „Ich habe nicht geschlafen. Und Du?“ — Der Alte that geheimnißvoll, und Julius war von Verdacht gepeinigt. Der Postillon hatte etwas auszubessern, was ihn fortzufahren verhinderte; so hatten Herr und Diener Zeit, sich zu besprechen. Felix erzählte, daß Alles, was er in dem Dorfe, wo der Wagen ausgebessert werden mußte, gesehen und gehört, ihm Abscheu vor der Herrschaft des Baron Albov eingeflößt habe. Armuth, Trotz, Mismuth habe aus den Gesichtern, aus den Reden der Bauern gesprochen, die er den Abend vor ihren Thüren aufgesucht, und mit denen er sich unterhalten habe. Wie nun die Nacht gekommen, habe ihn der Wirth durchaus in ein Kämmerchen in Hof hinaus legen wollen; er habe sich das verbeten und sein Nachtquartier, sichtbar zum großen Misvergnügen des Mannes, in dem vor dem Hause stehenden Reisewagen genommen. Da habe er denn bemerkt, daß sich gegen Mitternacht der Wirth und sein Sohn aus dem Hause geschlichen und nach ein paar Stunden mit verschiedenen schwertragenden Leuten zurückgekommen sei. Nachdem der Wirth allein an den Wagen getreten und behutsam zugesehen, ob Felix schliefe, habe er sie leise in das Haus geführt.

Jetzt rief der Postillon, daß er bereit sei. Julius blickte einige Augenblicke mit innerm Kampf auf den zum Schloß führenden Weg und einen andern, der links ableitete. „Wohin geht diese Straße?“ fragte er dann plötzlich. — „Nach Fr. der eigentlichen Station.“ — „Gut! fahre nach Fr.“ — Damit sprang er in den Wagen und sagte zu Felix: „Lieber Alter, Du fragst mich um nichts und sagst Andern nichts von Allem, was seit gestern Abend vorfiel. Wir gehen jetzt nicht nach Golding, und meine Verwandtschaft mit Baron Albov bleibt in dieser Gegend ein Geheimniß.“ Felix schien leichter zu athmen. Julius war sehr wehmüthig und zerstreut. Er hatte einen Verdacht, der es seiner Denkart nach nothwendig machte, ein Band zu lösen, das sein sterbender Vater gesegnet hatte. Er blieb einige Tage in Fr., suchte Wechsel auf Königsberg einzutauschen und ein Schiff, das dahin absegle. Schwerer als diese Geschäft ward es ihm, mit anscheinender Unbefangenheit Nachrichten über die Nachbarschaft dieses Handelsplatzes einzuziehen. Endlich fand er Mittel, ohne seine persönliche Theilnahme zu verrathen, auch nach Baron Albov zu fragen. Er ward ihm als ein unbarmherziger Bauernquäler geschildert, dessen Rohheit seiner würdigen Gemahlin das Leben verkürzt habe. Fräulein Anna sei ein Engel an Schönheit und Güte; aber .... das zögernde Aber war ein Dolchstich in Julius' Herz; doch wollte er mehr wissen und drang mit peinlich erkünsteltem Scherz in die Kaufmannsfrau, die ihm erzählte. Endlich erfuhr er, man verdächtige Anna, sie habe eine Liebschaft mit einem jungen Menschen aus Fr. gehabt,

dem der Baron nach vielen Bitten seiner seligen Frau erlaubt hätte, auf das Schloß zu kommen, um seine Tochter in der englischen Sprache und auf dem Klavier zu unterrichten. Mit dem habe sie nach der Mutter Tod entfliehen wollen; dann habe ihr der Baron angekündigt, daß ihr Vetter aus Böhmen kommen werde, sie zu heirathen, da sei ihr die Lust zum Entfliehen vergangen. — „Wo ist der Elende denn jetzt?" fragte Julius ungestüm. — „Erlauben Sie, antwortete die Frau mißbilligend, es war ein sehr rechtschaffener Mensch, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Er stürzte sich aus Verzweiflung in das Meer; und wie seine armen Eltern seine Verlassenschaft durchsuchten, da fanden sie, was so lange an seinem Leben genagt hatte, in Briefen von Fräulein Anna." Julius that einen Ausruf des Entsetzens. Die Erzählerin legte ihn nach ihrer Art aus und fuhr fort: „Das arme Fräulein ist doch auch zu beklagen; denn gewiß that sie das Alles mehr, um aus den Händen ihres Vaters zu kommen, den alle Welt haßt, als aus edler Neigung. Man sagt auch, seit des jungen Menschen Tode habe sie keine Ruhe mehr. Fischer behaupten, sie nach Mitternacht am Meeresstrande gesehen zu haben, daß sie die Hände rang und . . . Billy's Geist soll zuweilen aus einer Hinterpforte heraus schwebend in die Uferklippen verschwinden. So sagen die Fischer, die in stillen Nächten da vorbeirudern.

Nun war Julius' Entschluß gefaßt. Er schrieb Albro von Fr. aus Alles, was er, ohne in unselige Geheimnisse einzudringen, Wahres sagen konnte. Er habe

die Nacht auf dem Schlosse zugebracht, Umstände, die er nicht näher berühren dürfe, haben Ahnungen in ihm erweckt, die es ihm unmöglich machen, als Schwiegersohn seiner Familie anzugehören; er böte sich allem Tadel, aller Misbilligung dar, er habe sie verdient; doch nur als Verlobter; als Vetter, als nächster Verwandter werde er im Andenken seiner verewigten Mutter Anna in jedem Augenblick seines Lebens zu dienen bereit sein und warte auf ihren Wink, diese Versicherung durch die That zu bewähren.

In wenigen Tagen ging er nach Königsberg unter Segel. Planlos, weil er das Mittel noch nicht gefunden, seine Vernunft mit seinem Herzen zu versöhnen. Annens Bild wollte eben so wenig aus jenem, als das Andenken ihres Leichtsinns aus dieser verschwinden. Nach Prag mochte er jetzt nicht zurückkehren. Er trat dort einzeln in ein Haus, das er zum Empfang einer Gemahlin ausgerüstet hatte; den Aufenthalt in Wien scheute er, weil er dort seinen vielen Verwandten mußte Gründe für den Bruch einer längst beschlossenen Verbindung geben, und war ihm das gelungen, so sah er ihre Vorschläge zu einer neuen voraus. Paris, London, Italien, das er sich so gesehnt zu sehen, war ihm nun, wie Alles, was Freude hieß und Zerstreuung versprach, verhaßt. Es fiel ihm endlich ein, daß es recht und gut sei, Güter, die er in Galizien besitze, und die seit seinem Großvater nie des Herrn Auge erblickt hatte, zu besuchen. Dort wollte er erst vergessen lernen und dann einen Jüngling, mit dem er in Göttingen Freundschaft gestiftet, bewegen, mit ihm Griechenland und Ita-

lien zu besuchen. Diese Aussicht war weit genug, um sein verwundetes Herz aus den Augen zu verlieren — und das wollte er ja zuerst.

Seine Güter waren eine schöne Wildniß, wo nur verfallene Hütten, reiche Felder grünten, neben verwilderten, halb nackten Menschen das schönste Vieh umherzog. Ein solcher Aufenthalt war nicht dazu gemacht, seinen Sinn zu erheitern; aber die Wehmuth seines Sinnes machte ihn sehr geneigt, diesen Aufenthalt zu verbessern. Mit Eifer und Beharrlichkeit unterrichtete er sich von seinen Verhältnissen zu seinen Unterthanen, zu seinem Fürsten, zu seinen Priestern; er spürte der Lage, dem Umfang seiner Ländereien nach und sann auf die Möglichkeit, zu bessern, zu helfen. Felix war da in seinem Element. Er durchstreifte die ganze Gegend und erzählte seinem Herrn, was seine Augen gesehen. Nun rühmte er ihm oftmals die Ländereien eines Edelmanns, der jenseit des Waldes ihm angrenze. Das sei ein Paradies gegen Sablonicz, so hieß Julius' Besitzung. Noch hatte Julius es nicht über sich gewinnen können, sich um seine Nachbarn zu bekümmern; er hoffte wenig von ihnen, war aber gesonnen, insofern es seinen Verbesserungsplan begünstigen könne, ihnen alle hergebrachte Achtung zu bezeigen. Eines Tages bestellte er sein Reitpferd, um den Paradiesesnachbar jenseits des Waldes zu besuchen. Da kommen Sie heute eben recht, gnädiger Herr, sagte Felix, Dombinski gibt seinen Leibeignen ein großes Fest, die Rückkehr seines Sohnes zu feiern. Der hat auf einer Reise nach England Schiffbruch gelitten. Seine Frau kam um; aber er selbst ward mit seinem

Ründe wunderbarlich gerettet. Julius hatte fast Lust, einen Entschluß zu ändern; aber Felix bat: Nein! wahrlich es wird Ihnen wohlthun, diese frohen Menschen zu sehen. Segnet Gott Ihre Absicht, gnädiger Herr, so müssen ja in einigen Jahren die elenden Menschen hier herum wohlhabig sein wie jene.

Das wirkte auf Julius, er ritt fort und ließ sich unterwegs von seinem Castellan erzählen: daß Dombinski's Güter vor dreißig Jahren so elend ausgesehen hätten wie die seinen; da sei der Vater Dombinski aus dem Auslande heimgekommen, wo er, weil ein feiner Bauersmann unten an der Niederelbe ihm gar etwas Liebes erzeigt, ein Gelübde sollte gethan haben, seine Bauern so glücklich zu machen, daß sie den Elbbauern glichen. Da habe er denn angefangen zu verbessern. Zuerst habe er Schulen angelegt, da haben die Alten in der Einen lernen müssen und die Jungen in der Andern, und da habe er lange Jahre durch zum Lohne des Lernens eine Leibeignenpflicht nach der andern erlassen, so lange Einer brav war, und wieder gefodert, sobald er liederlich wurde; und sowie einer sein Feld besser bebaute, gab er ihm Mittel zu noch besserm Erwerb. Aber den Anbau habe er ihnen selbst gelehrt und einen Theil der Güter ganz eigenhändig mit seinen Knechten gebaut, und das thue er noch. Seine Söhne haben ihm immer helfen müssen, und sowie einer vom Auslande, wohin er sie alle schickte, zurückkommt, theilt er ihnen Güter ab, und sie müssen heirathen und es mit ihren Bauern halten, grade wie er. Seit ein paar Jahren hat er angefangen, bald diesen, bald jenen Familienvater, den er

noch nie als schlechten Haushälter oder liederlichen Menschen zu strafen brauchte, ganz frei zu geben und ihm Landeigenthum einzuräumen, das auf eine wunderliche Art sein eigen ist, und doch der Herrschaft Zins zahlt. Da war endlich Rurik, der jüngste der Söhne, der wollte zum Besten der gemeinschaftlichen Güter nach England gehen und dort noch mehr Landbau lernen, von dem er in Büchern gelesen; und das war der, dessen Rückkehr der alte Dombinski heute feierte.

Wie die beiden Reiter den Wald zurückgelegt hatten, kamen sie über fette Weiden, auf denen große Heerden herumwandelten. Die Hirten hatten bei ihren wohlerhaltenen Schafspelzen Bänder und Sträuße am Ermel, und hie und da eilten Knechte herbei und brachten ihnen Speise und Milch. Denn weil ihr Geschäft ihnen nicht erlaubte, dem Fest auf dem Edelhofe beizuwohnen, so war ihr Herr bedacht, sie also zu entschädigen. Das Dorf war nach Landessitte, aber wohl gebaut, jedes Haus hatte einen Garten und einige Obstbäume; die Thürpfosten waren mit Schnitzwerk geziert, die Dächer dicht und sorgsam gedeckt. Bunte Tücher um den Kopf, hochrothe Jacken, gelbe oder grüne Röcke gaben den Weibern das Ansehen wandelnder Tulpen, wie sie auf dem grünen Plan vor dem Herrnhause umherwimmelten. Die Männer, festlich in Kontusch und Kurtka gekleidet, gingen einher, als hätten sie wol das Schwert, doch nie das Joch der Knechtschaft getragen. Dombinski, ein schöner Greis, kam dem Gast mit höflicher Sitte entgegen, begrüßte ihn lateinisch und führte ihn in den Kreis von fünf Söhnen, ihren Weibern und

Kindern ein. Alle saßen in einer von gefällten jungen Tannen, mitten des Wiesenplans, wo das Volk bewirthet ward, aufgerichteten grünen Laube. Am obern Ende saß Rurik, der König des Festes; zu ihm führte der Vater den neuen Nachbar und Gast. Julius erblickte einen Mann, wenig älter als er, ein schwärmerisches, männliches, doch höchst mildes Gesicht, dem ein, erst die Oberlippe färbender Schnurrbart, im Vergleich des reichen Bartschmuckes seiner ältern Brüder, ein zartes Ansehen gab. Julius hatte bei der Selbsterziehung, welche er sich gegeben, die Lehre der Sympathie, als hinreichenden Beweggrund zum Lieben, ausgeschlossen; er ward also sogleich geschäftig, dem sonderbaren Zug, den er zu Rurik empfand, die aufmerksamste Beobachtung zur Aufseherin zu geben; aber sie berichtete seiner Vorsichtigkeit nur immer: wie Kraft und Milde sich in seltenem Verein in diesem Manne ausgebildet hatten. Er war, in dieser Familie durchaus praktischer Menschen das Glied, das sie mit dem Unsichtbaren verband. Er erhielt in ihnen die stete Ahnung des Höhern; mit echtem Hausvatersinn nach dem Lohne ihrer Mühe strebend, erinnerte er sie an einen noch höheren Lohn; jede Freude, jeden Genuß befördernd, spielte er ihnen oft jeden andern aus der Hand und vereinte sie zu einer nur geistigen Feier. Und wenn ihn Julius dann vor sich sah, wie er hier sein Schwert umgürtete, wenn sie sich rüsteten zur Jagd, wie er dort von seiner Mutter halb knieend Abschied nahm beim Antritt einer kleinen Reise, dann wieder mit leuchtendem Blick das aufziehende Sternenheer betrachtete, so erhob sich in Julius ein seh-

nendes, schmerzliches Gefühl, wie es uns ergreift, wenn wir Kindheitsstätten wiedersehen, und jeder Gegenstand uns zum Besinnen, was er uns doch sonst gewesen sei, aufruft.

Mit dieser Familie verfloß Julius der Ueberrest des Herbstes, und der Winter trat ein, ohne daß die Furcht vor leeren Stunden in dieser Abgeschiedenheit je die Gleichförmigkeit seiner Tage belästigt hätte. Dombinski, der nur noch als Rathgeber seinem Landhaushalt vorstand, ging auch Julius als solcher zur Hand, und seine lange, mit Erfolg gekrönte Erfahrung lehrte ihn, sich das Erreichbare, diesem Lande Angemessene zum Ziele stecken, und die Mittel zu wählen, welche Zeit und Geduld fodern, aber den Fortschritt erleichtern. Rurik hatte Bücher, und Julius' erste Sorge ging dahin, sich auch dergleichen zu verschaffen; und so führte er bei der patriarchalischen Verfassung einer echt polnischen Familie, mit den Genüssen höherer Cultur bereichert, ein kräftiges Leben.

Eines Tages, wie sich alle Söhne Dombinski's, denen Julius bei solchen Gelegenheiten allezeit zugesellt war, zu einer Wolfsjagd in dem Winterforste versammelt hatten, fanden sie Abends bei ihrer Rückkehr einen fremden Schlitten von geringem Ansehen im Hofe stehen. Schon beim Eintritt ins Haus kam die Mutter Rurik entgegen und führte ihn in ein Hinterzimmer, das er erst nach einer Stunde verließ, seinem Freund Julius sagte, daß ihn ein unerwartetes Geschäft noch heute Abend zu einer kleinen Reise nöthigte, und sich wieder entfernte. Die Sache selbst hätte Julius nicht befrem-

det; aber die sichtliche Bestürzung auf Ruriks Gesicht, das Stocken seiner Rede," ein Blick, der ihm zu sagen schien: mein Herz bedarf deiner — und der sich doch schnell abwendete, um nicht zum Verräther zu werden, machten Julius um so nachdenkender, da er wahrnahm, daß auch die Brüder überrascht aufblickten. Indem er gedankenvoll am Fenster stand, sah er, daß ein Reiseschlitten schon angespannt stand; Rurik trat mit dem Vater, der sich seinen Kindern noch gar nicht gezeigt hatte, aus dem Hause und führte eine ganz mit Pelzen verhüllte weibliche Gestalt in das Fahrzeug, das sogleich und, was ganz ungebräuchlich ist, ohne Geläute davoneilte. Der Bruder kann Unglück haben, sagte Julius, zu der Familie gewendet, er fährt ohne Schellen, es ist dunkel, die Bauern kommen betrunken vom dobrenicker Markte, und tief im Walde werden diese Nacht die Wölfe wüthen, weil unser Jagdlärm sie hinein trieb. — Der eintretende Vater hörte das. Haschka reitet mit Fackeln vor, sobald sie im Wald sind, beschied er die fragenden Blicke der Seinen. Ihr wißt ja, daß Rurik bei Nacht das Geklimper nicht leiden kann. Das ist so eine deutsche Empfindsamkeit, sagte er mit einigem Zwange scherzend zu Julius gewendet. Diesem war's unheimlich, er ging nach Hause.

Den folgenden Tag kam Rurik mit vollem Herzen. Er erzählte ihm: ein Mädchen, die ihm sehr theuer sei, die er aber nicht liebe — denn meine Liebe, setzte er gen Himmel blickend hinzu — meine Liebe, das weißt Du, verschlangen die Wogen — eine Deutsche, sei, um einer verhaßten Heirath zu entgehen, zu seinen Eltern

geflüchtet. Um alle Nachforschungen, alle Zudringlichkeiten abzuschneiden, bestehe sie darauf, den Schleier zu ergreifen. Dieses Mädchen sei es gewesen, die gestern während der Jagd bei Vater Dombinski eingetroffen, und die er, um ihrer peinigenden Sorge, verfolgt werden zu können, ein Ende zu machen, noch am selben Abend in das Ursulinerinnenkloster geführt habe, wo seine Tante Aebtissin sei. Rurik verabscheute den Gedanken einer ewigen Fessel durch das Klostergelübde als Zuflucht gegen ein wandelbares Schicksal; er zitterte, daß sich des Mädchens schwärmender Heldenmuth eine schreckliche Zukunft bereite. Rurik, darf ich nicht Alles wissen? fragte Julius etwas verletzt, denn er fühlte sich unangenehm angeregt durch des Freundes halbes Vertrauen. — Bruder, es ist ja nicht mein Geheimniß! erwiederte dieser mit rührender Milde, indem er ihm die Hand reichte. Alles wissen darfst Du nicht, aber helfen kannst Du mir vielleicht, ihren Wahn zu überwältigen. O, es ist ein edles Geschöpf! sie darf sich der Welt nicht entreißen. Du mußt sie sehen. Da ich der Aebtissin so nahe angehöre, kann das ohne allen Zwang geschehen. Er sah, Julius' Hand haltend, ihn noch immer mit leuchtendem Blicke an, und mit einem Zug gutmüthigen Spottes um den Mund setzte er hinzu: „und Julius . . . weiß ich denn Alles? Warum Dir Dein deutscher Name verhaßt ist? Warum Du mit Deinem Marquisaufzug (Julius trug französische Kleider) durchaus nur Herr von Milowsky heißen willst?“ — Julius erröthete. Er hatte freilich die Geschichte seiner Reise nach Golding seinem Freunde verschwiegen; allein

in seiner Namensveränderung suchte Rurik viel mehr, als darin lag. Julius wollte in Lemberg nicht als Graf *** genannt werden, um als gallizischer Großer lästigen Standesobliegenheiten zu entgehen. Er antwortete mit herzlichem Händedruck: „Es ist auch nicht mein, das Geheimniß, das Du mir vorwirfst, und außerdem beruht meine Ruhe darauf, es ganz zu vergessen."

In den nächsten Tagen ward noch oft von Mathilde, so nannte Rurik die Fremde, gesprochen; und sobald sie, nicht ohne langes Widerstreben, eingewilligt hatte, ward Julius bei ihr eingeführt. Die Ueberspannung in ihrem Entschluß, den Schleier zu nehmen, mißfiel dem nach Kälte ringenden und vom Gefühl so leicht ergriffenen Mann. Aber betroffen, glücklich, träumend, begeistert schied er von ihr. Er fand Züge in ihr, die Nachklänge früherer Harmonien anregten, von denen es ihm aber bald zu seiner Ueberraschung klar ward, daß sie einem Bildniß seiner Mutter glichen, welches sie einst als Brautgeschenk seinem Vater überreicht hatte. Bald aber trat diese Aehnlichkeit in Schatten, und eine unerklärliche Erinnerung, diese Gestalt schon ehemals gesehen zu haben, zerstreute ihn von der Gegenwart, in der ihn doch alle seine Sinne gefesselt hielten. Rurik mußte seine Stätte sehr günstig bereitet haben, denn das holdselige Mädchen empfing ihn mit Schmeichelworten, welche die züchtigste Bescheidenheit noch anziehender machte. Julius hatte seine Beredsamkeit aufbieten wollen, um sie in eine Welt zurückzurufen, aus welcher Verfolgung sie fliehen hieß, und jetzt zitterte er, sie dahin zurückkehren zu sehen, wo jeder Andere so viel Recht hatte, sie zu

bewundern, wie er. Ihr Verhältniß zu Rurik trieb mehr als einmal sein Blut strömend durchs Herz. Sie drückte gegen ihn eine Dankbarkeit aus, als sei er ihr Retter, und er blickte auf sie, als sei sie seine Heilige. Beim Weggehen gab sie ihm ein kleines Schächtelchen für Katinka, seine Tochter, die ihn auf seiner unglücksvollen Reise begleitet hatte und wundervoll aus den Wellen errettet worden war. Wenn er sie nicht bald zu ihr brächte, sagte Mathilde dabei, so entschlüpfe sie der Tante Aebtissin und suche sie selbst auf. Auch Katinka erregte Julius' Unruh, wenigstens den Wunsch, zu wissen, ob ihr Vater das Kind schon ins Kloster geführt; und wie er ihm sagte, es begleite ihn stets, Mathilde habe es vom ersten Augenblick an geliebt, hatte Julius, sobald er wieder in Rurik's Haus kam, nichts Eiligers, als sich mit Katinka zu befreunden, die er bisher als ein sehr schönes stilles Kind unter dem Haufen von Dombinski's Enkeln nicht ausgezeichnet hatte.

Mathildens Wunsch konnte lange nicht erfüllt werden, das Kind hatte einen heftigen Husten, und da behielt man sie in dem strengen Winter zu Hause. Julius aber ging mit verwundetem Herzen zum Kloster hin und wieder hin und sagte endlich zu seinem Freund: „Rurik, Du liebst Mathilden nicht!" — Nein, Julius. Ich liebe nicht mehr, und Katinka hat ja Mutterpflege zu Haus. — „Und in Mathildens Geheimniß ist nichts, was man meiner Gattin vorwerfen könnte?" — Wahrlich, Du nicht, und die heiligste Reinheit, und die strengste Sitte nicht; aber . . . . . . „Um Gottes willen, rede!" rief Julius glühend. — Mathilde muß be=

fragt werden, sagte Rurik. Ich fürchte, Du hast ihren Klosterberuf zerstört; und wie sollte sie in der Welt, die sie so grausam behandelt hat, leben? — „So frage, beschwöre sie! Vertrauen kann sie mir ja schenken, wenn sie mir auch Glück versagt.“ —

Nach einigen Tagen kam Rurik, um Julius zu einem Besuch bei den Ursulinerinnen abzuholen. Die strenge Kälte war vorüber, der Husten besser, Katinka sollte zum ersten Mal ihr Mütterchen wieder besuchen; denn so beharrte sie, wie man ihr auch einredete Mathilden zu benennen. Hast Du mit ihr gesprochen? fragte Julius, den nagende Ungeduld diese Tage über verzehrt hatte. — „Bruder, ich durfte nicht. Mathilde war krank, ich glaube liebekrank; denn sie blieb stumm bei allen meinen Bitten. Sprich Du mit ihr, entreiße Du ihr Geheimniß durch Liebe. Was kann denn ihr Unglück auf der Wage der Liebe gelten? Ach könnte ich meine Paulowna wiederfinden, ich höbe sie aus dem Pfuhle der Hölle an mein Herz.“ — Julius gerieth bei diesen Worten in heftige Bewegung. Sie schienen die Kraft seiner Liebe zu beschuldigen, und er war es sich bewußt, daß er ihr vergeblich alle Kraft seiner Vernunft entgegengesetzt hatte, und sah voraus, die Liebe würde siegen. Schweigend und gereizt setzte er sich in den Schlitten. Katinka's Schüchternheit war durch des Vaters Nähe und die Freude, ihr Mütterchen wiederzusehen, beseitigt. Ihr Geschwätz verhinderte ein Gespräch. Kaum erfuhr Mathilde, daß ihr kleiner Liebling angelangt sei, so eilte sie herbei; ohne auf Julius, der ernst im Fenster stand, zu sehen, trat sie zu Rurik, der sein

Kind auf den Armen hielt, um ihm die Bilder, mit denen die Wände geziert waren, zu zeigen. Die Kleine streckte ihr die Arme entgegen, das Mädchen schloß sie herzend an ihre Brust; wie ein Blitz durchzuckte es Julius bei diesem Anblick, „Anna Albov!“ rief er, als würde ihm durch höhern Einfluß ein Räthsel gelöst; denn so, wie diese drei Gestalten dastanden, erblickte er in jener schicksalsvollen Nacht in Albov's Schlosse die geheimnißvolle Gruppe in dem Zwinger. Rurik blickte bestürzt zu ihr hin; Mathilde fuhr mit einem Schrei empor und wäre zu Boden gesunken, hätte sie nicht Rurik zu einem Sessel geleitet.

Julius, Du kennst sie? fragte Rurik, dem jetzt eine Ahnung zu dämmern begann. — „Anna Albov! meine Schwester, meine unglückliche Schwester!“ — weiter vermochte Julius dem zitternden Mädchen, vor dem er kniete, nichts zu sagen. Sein Gefühl riß alle Ueberlegung mit sich fort, und da ihm diese doch alle Räthsel, die Anna's Schicksal umschlangen, mit peinigender Geschäftigkeit aufdrang, blieb jenem nichts übrig, als mit doppelter Heftigkeit sich gegen sie aufzulehnen. Anna, die bis jetzt halb betäubt Julius ihre Hand gelassen, machte nun eine Bewegung aufzustehen, und gleichsam als wolle sie andeuten, in wessen Obhut sie wäre, entzog sie ihm diese Hand, um sie Rurik zu geben. Dieser aber, ihren Sinn errathend, hielt sie zurück und fragte noch ein Mal: Bruder, Du kennst sie? — „Die Nacht in Golding,“ stammelte Julius, ängstlich, Anna an jenen Vorgang zu erinnern, selbst schaudernd bei diesem Andenken; „Du hieltest Dein Kind, sie drückte es

8 *

an ihr Herz . . . ich verkannte den Sinn dieses Schauspiels, es trieb mich aus meinem Vaterlande . . . ." Anna's bleiche Wangen wurden bei diesen Worten von einem sanften, ihre Kräfte neubelebenden Feuer überstralt. Mit kindlichem Lächeln sagte sie zu Rurik: „Nun wird er glauben, daß ich unschuldig bin. O nun ist alles Andere erträglich! Auch die Trennung, die unvermeidlich ist," setzte sie zögernd hinzu. Dann stand sie zitternd auf und sagte nach einigem Kampf gegen ihren Schmerz zu dem schuldbewußten Julius: „Meine verklärte Mutter hat mir, seit ich denken kann, Sie zu lieben gelehrt; ich habe sonst Niemand geliebt. Was Sie von mir trennte, erfuhr ich jetzt . ." hier fuhr sie plötzlich erschrocken zusammen, denn sie war in Gefahr, ihres Vaters Geheimniß zu verrathen, dann fuhr sie sich sammelnd fort: „was mich aber von Ihnen trennt, kann ich nie nennen, es muß mit mir sterben . . ." Julius ließ sie nicht ausreden, er flehte, erinnerte an die Hoffnung der sterbenden Aeltern, an ihres Vaters Einwilligung; Rurik sprach noch eindringender von falscher Scham, welche das Vertrauen der Liebe überwinden sollte; sie stand bleich und ernst und sprach mit furchtbarer Spannung des Gemüths: „Er wird strafen die Schuld der Väter in den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." — Wie eine kalte Todtenhand legte sich bei diesen Worten die Erinnerung an Billy's Selbstmord, den Anna's Wankelmuth herbeigezogen haben sollte, an Julius' Herz. Er glaubte, hier spreche ihr gequältes Gewissen, und er sah seine ganze Seligkeit auf dem Spiel, denn es dämmerte die

Möglichkeit in ihm auf, Anna in seiner Achtung sinken zu sehen. Seine Liebe erstickte sie gewaltsam, aber voll Jammer. Er stürzte aufs neue vor dem Mädchen hin, verhüllte sein Angesicht in ihren Schoos und rief: „Anna, ich will Billy's Tod mit Dir beweinen. Sein Schatten soll versöhnt werden."

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhren Anna und Rurik empor und blickten einander erstaunt fragend an. Ueber Anna's Stirn verbreitete sich die Hoheit der Unschuld. Ich beschwöre Sie im Namen der Tugend, sagte sie zu Julius, erklären Sie ohne Rückhalt diese Worte. — Männerrecht und Frauenwürde lehrten jetzt den geängsteten Jüngling, daß es ihm obläge, unumwunden die Wahrheit zu sagen, wie verletzend sie auch sei. Er faßte sich und erzählte alle Begebenheiten jener schicksalsvollen Nacht und seines Aufenthalts in dem benachbarten Hafen. Der Seelenkundige wird begreifen, daß bei aller Dunkelheit, die Anna's Verhältnisse zu Rurik umhüllte, dennoch Billy's Andenken seine Leidenschaftlichkeit am heftigsten empörte. Anna hörte mit großer Spannung zu. Bei Allem, was Julius von Rurik und ihr erzählte, schwebte ein verklärtes Lächeln über ihre Züge, ihr thränenglänzendes Auge ruhte freudig auf diesem Freund, und wie der Erzähler mit erstickter Stimme den Umstand erwähnte, daß sie ihren Kopf auf des Unbekannten Schulter gelegt, reichte sie diesem mit himmlischer Freundlichkeit die Hand. Doch wie er die Nachrichten von Billy wiederholte, ward ihr Anstand ernst und entrüstet, Unschuld und Stolz stritten in ihrem Gesicht. Julius hatte nun geendigt,

er blickte zornes- und liebevoll in ihr Auge. Sie stand lange schweigend in heftigem innern Kampf. Gut, sagte sie dann, Wahrheit hätte ja das Gebäude unseres Glücks gründen müssen — sie werde nun die Kraft, die uns scheidet. Rurik, ich gebe Ihnen Freiheit, diesem Manne Alles zu sagen, was Ihnen von meiner Vergangenheit bekannt ist. Hier hob sie Katinka, die bisher furchtsam von ihrem Spiele aus die Bewegung der Sprechenden bemerkt hatte, auf ihre Arme und ließ die beiden Freunde allein.

Julius blieb vernichtet zurück. Mochte ihre Schuld oder sein Verdacht sein Glück zerstört haben — sie hatte von Scheidung gesprochen. Er war so heftig ergriffen, daß der besonnenere Rurik den ersten Sturm seiner Leidenschaft abwarten mußte, um ihn fähig zum Anhören seiner Erzählung zu finden.

Albov war durch rohe Anlagen und vernachlässigte Erziehung ein gewaltthätiger Charakter geworden. Der Geiz seines Vaters hatte seinen mächtigen Trieb nach Genuß stets unbillig beschränkt und dadurch den Besitz zu seiner herrschenden Leidenschaft gesteigert. Wegen Unliebenswürdigkeit vernachlässigt, wegen Rohheit vermieden, verwilderte ihn Vereinzelung immer mehr. Die Schönheit von Annens Mutter, die er zufällig unter dem Zufluß von Fremden bei der Kaiserkrönung erblickte, zog ihn so heftig an, daß er zum ersten Male die Gesellschaft gesitteter Frauen suchte, um ihr zu begegnen. Anna's Mutter hielt die durchbrechende Heftigkeit seines Wesens für leidenschaftliche Liebe, sie pries ihrer unerfahrnen Tochter die Vortheile, welche ihr solch eine Heirath

verspräche. Anna's Eltern hatten mehrere Töchter, das Vermögen gehörte dem einzigen Sohn und sollte durch ihn den Glanz der Familie heben — und die unglückliche Ehe fand statt. Albov war unfähig, eine Gattin zu beglücken; wie er aber von Rohheit zum Verbrechen überging, konnte aus Anna's Berichten nicht erhellen. Seine Gattin hatte vor ihrer Heirath gewußt, daß sie den größten Theil des Jahres auf dem Lande verleben würde, das erschreckte sie nicht; sie meinte an den Ufern des **Meeres einen gastfreien Herd zu finden, wie er in dem Schlosse ihres Vaters, am Gestade der Moldau, die Fremden empfing. Ihre Erwartung ward getäuscht. Einsamkeit brütete über dem dunkeln Golding, kein Gast fand da Obdach, und bald nahm sie wahr, daß sie selbst dort als Fremde behandelt ward. Albov's rohe Herrschaft verwilderte auch die Umgebungen und die Unterthanen des Gutes; was sie von ihrem Herrn erlitten, machte ihn verhaßt; was sie von ihm ahneten, erfüllte sie mit Furcht, und bald erzählten sie sich von dem einsamen Schlosse Gespenstersagen wie von längst verödeten Trümmern. Strenge Begriffe von ehelicher Pflicht, die Schüchternheit eines weiblichen Wesens, das ohne Welt- und Menschenkenntniß von allen bekannten Umgebungen abgeschnitten ist, verhinderten Albov's Gattin an bestimmten Klagen gegen ihre Familie. Eigentlich gab ihr auch Albov keine Ursache dazu. Er gab ihr Geld, Geschenke, Freiheit, in ihrem engumgrenzten häuslichen Kreise zu walten; aber ihr Herz fand keinen Anklang, ihr Geist keine Nahrung. Ihres Gatten rauhe Gegenwart lag wie eine Gewitterwolke auf ihrer Brust;

seine häufigen Abwesenheiten in stürmischen Nächten, in Zeiten, wo der Vorwand der Jagd unzulänglich war, verbitterten durch Sorge ihre einsamen Nächte. Ob sie die geheimen Gräuel ihres Gemahls ahnete, ist ungewiß. Fast sollte man es aus ihrer Angst und Annens Schicksal vermuthen und aus der eigensinnigen Sorgfalt, mit der sie zu verhindern suchte, daß sie sich nicht mit den Klippen des Ufers befreunde. Und eben diese Klippen waren von jeher der Gegenstand der Neugier und Sehnsucht des einsamen Kindes. An dem flachen Gestade, an der entgegengesetzten Seite des Schlosses, durfte sie zu der Ebbezeit Muscheln auflesen und fand manches zappelnde Fischchen, das zu schwach gegen die zurückschwankenden Wogen gekämpft hatte. Da malte sich ihr Kindersinn an dem verbotnen Felsenufer Felsenbecken und Hölen, in denen diese Thierchen fröhlich plätschern sollten, bis die rückkehrende Flut sie mitnähme. Diese Kindereindrücke kehrten bei der Einsamkeit, in der ihrer Mutter Tod sie zurückließ, so lebhaft wieder, daß sie bei dem sehr trocknen Sommer einen Pfad nahe um die Schloßmauer aufspürte, auf dem sie an heitern Abenden, nicht ohne Gefahr, in den Graben, der von der Landseite das Schloß umgab, herabzugleiten, zu den Klippen gelangte. Da saß sie nun manche Stunde auf den zerfressenen Felszacken, sah die Sonnenglut auf den kräuselnden Fluten erlöschen und sang zu ihrer Laute, bis ihre Stimme in Thränen erstarb wie der Abendhauch in dem getrockneten Meergras. Nicht das Andenken ihrer Mutter allein entlockte ihr Thränen. Diese hatte ihr Herz von Kindheit an

mit Julius' Bild erfüllt. Alles Gute, alles Schöne schilderte sie als seinem Wesen einwohnend; von ihm verhieß sie ihr Freude zu erwarten, von ihm Schutz in der Zukunft. Julius war für sie ein geistiges Wesen wie die Gottheit; er war nach dieser das Vollkommenste, was man sie kennen lehrte. Was Wunder, daß sie ihn liebte zunächst Gott, und an ihn dachte mit diesem zugleich? Wie die sterbende Mutter ihr auf dem Todtenbette befahl, ihn als ihren künftigen Gatten zu betrachten, erschrak sie. Sie wußte das geistige Bild nicht mit der Wirklichkeit zu verbinden, sie sehnte sich nach dem Anschaun dieses hochgeehrten Mannes, wie nach dem Guten, aber sie fürchtete sich vor seiner Nähe wie vor der Unmöglichkeit, es zu erreichen. Die wenigen Briefe, die er ihr schrieb, erweckten natürlichere Empfindungen in der jugendlichen Brust; aber wenn sie antworten sollte, fand sie keine Sprache, sie war nur an das Verstummen gewöhnt. Daher las Julius wol in ihren Briefen, daß sie nicht glücklich war, aber nicht daß sie liebte. Wie sie nun endlich seine Ankunft verkündigen hörte, ergriff sie eine Ahnung von Glück und von Frieden, vor welcher der Nimbus um des geträumten Julius Bild allmälig verfloß, und die sie dagegen in ein süßes Träumen versetzte, wie der Duft der ersten Frühlingsblume uns nach langen Winterwochen die ganze Herrlichkeit des Sommers vorempfinden läßt.

Das einzige Wesen, dem sie die Mittel verdankte, ihre Einsamkeit zu versüßen und zu veredeln, war Billy, der Jüngling aus Fr. Er hatte sich von früher Jugend an zum Architekten bestimmt; günstige Zufälle führ=

ten ihn zum Studium seiner Kunst sehr früh nach Italien, doch ein Fall, den der zu unvorsichtig Wagende in den Trümmern von Sesto that, zerschmetterte ihm das Oberbein und setzte seinen wissenschaftlichen Reisen ein Ziel. Schlechte Aerzte, die ungewohnte Hitze des Klimas, verzögerten seine Heilung; Schmerz und Geldmangel trieben den Armen zu einer übereilten Seereise nach seiner Heimath, und sein Bein verschlimmerte sich so, daß er nach einer nothwendig gewordenen Ablösung des kranken Theils als ein Krüppel nach Fr. zurückkam. Sein hölzernes Bein mochte wol dazu beigetragen haben, daß Albov seiner Gemahlin Bitten, Anna von diesem Jüngling Unterricht geben zu lassen, nachgab. Er hielt einen Krüppel und einen Künstler nicht für einen wachsamen Besuch. Vielleicht fand er es auch gerathener, dem lebhaften Geist seiner Tochter vielfältigere Gegenstände der Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Der an den Folgen seiner Verstümmelung langsam verblühende Jüngling lehrte Anna zuerst die Annehmlichkeiten eines gebildeten Umgangs kennen. Frühe Liebe zur Kunst hatte Seelenadel in ihm erweckt, frühe Zerstörung aller seiner Hoffnungen hatte ihn gereift, die Gewißheit eines frühen Todes verklärte ihn mehr und mehr. Er wußte, der Erde nicht gehören zu sollen, daher waren seine Wünsche für sie allein darauf gerichtet, schöne Andenken von ihr mit hinüberzunehmen. Wäre Anna auch frei gewesen, er hätte sie nicht anders geliebt, als er jetzt sie liebte; aber da er es wußte, daß sie Braut sei, lehrte seine Liebe ihn dahin streben, daß ihr schwärmerisches, schwankendes Gefühl für Julius

bestimmte bräutliche Zärtlichkeit ward, indem er sie über sich selbst verständigte und ihr den Wirkungskreis einer geehrten glücklichen Gattin bekannt machte; denn ihre einsame Jugend, ihrer Mutter abhängige Beschränktheit hatte sie nie dieses Bild kennen gelehrt. Albov mochte in seiner Verwilderung vergessen haben, daß ein gebildeter Geist hellsehender macht als scheuer Verdacht; daher ahnete er nicht, daß Billy bei seinem Aufenthalt auf dem Schloß einen Theil seines Unwesens errieth. Allein auf einen ganz falschen Grund baute der Jüngling seine Vermuthungen. Albov's nächtliche Abwesenheiten, das Einbringen fremden Gepäcks, sein heimlicher Verkehr mit den Schmugglern, welches alles er entdeckte, machte ihn in seinen Augen des Contrebandehandels verdächtig. Er verachtete ihn darum und erwartete ungeduldig den Zeitpunkt, wo seine Schülerin aus diesen unreinen Umgebungen entführt werden sollte. Dann blieb ihm nichts als der freundliche Tod; dem sah er lächelnd entgegen, denn das höchste Glück seines Lebens hatte er genossen: er hatte geliebt und das Leben seiner Geliebten verschönert.

Wie der Frühling fortschritt, empfand Billy an seinen sinkenden Kräften, daß sein schönerer Frühling sich nähere, und diese Erwartung machte ihn eifrig auf jede Gelegenheit, Anna's Wünsche zu befriedigen. Eines Tages klagte sie ihm die Hindernisse, die in dieser Jahreszeit der eingeweichte Boden ihrem Pfade, um die Schloßgräben her das Felsufer zu gewinnen, in den Weg legte. Sie zeigte dabei auf die kleine Zwingerpforte unter dem Fenster ihres Corridors und sagte: Wenn ich

mich nicht vor dem Zwinger fürchtete, so versuchte ich ein Mal durch die Pforte zu schlüpfen; die muß zu den Klippen führen, gerade an dem Platz, wo die Brandung das Ufer unzugänglich macht, bis jenseits vom elmwuther Walde — so hieß das Fichtengehölz, in dem sich Julius an jenem Abend verirrte. Und warum fürchten Sie sich vor dem Zwinger? fragte Billy. Anna erzählte lachend ein Ammenmärchen, das seit Menschenaltern diesen Zwinger und den Eckthurm verödet erhielt, weil es dorthin und in die benachbarten Keller die Geister alter von Seeräubern ermordeter Vorfahren bannte, und zeigte ihm im hintersten Zimmer der von ihr bewohnten Gemächer eine Thür, von der eine Treppe durch den Thurm in den Zwinger herab führte. Noch nie hatte Anna sie öffnen sehen; es erregte ihr also Bestürzung und Grauen, wie Billy die verrosteten Riegel mühsam zurückzog und sie sich öffnete. Was bei dieser Handlung den jungen Mann antrieb, ist wol nicht ganz erklärlich. Wahrscheinlich war es eine schnell vorschwebende Sorge, daß man auf diesem Wege zu Anna's abgelegenen Zimmern gelangen möchte. Er blickte die dunkle, durch den sinkenden Abend noch dunklere Treppe hinab und stieg mit der Behendigkeit, die jung verstümmelten Menschen oft eigen ist, die Stufen hinunter. Anna rief ihm zu, das Wagstück zu lassen, und wie er nicht hörte, ergriff sie ein Grauen, sie eilte von der ängstlichen Stätte hinweg an das Fenster des Corridors, um in den Zwinger zu schauen, wohin die Treppe ihn führte. Sie sah ihn nicht mehr; aber in der Dämmerung schien es ihr, als schwankten die Dornenranken

an der Pforte, die zum Gestade führte, gleich als ob sie eben geschlossen worden. Von da an hat sie Billy nie wiedergesehen. Die Furcht, ihres Vaters Zorn darüber zu reizen, daß sie einen Versuch gemacht hatte, mit freierer Willkür an diese Seite des Seeufers zu kommen, die er für so gefährlich hielt; die Scheu, Billy, den er immer mit kaum bezwungener übler Laune behandelt, vor ihm zu nennen, nahm ihr den Muth, Nachrichten von dem Verschwundenen einzuziehen. Zu ihrem Befremden fragte der Vater bei dem Abendessen gar nicht nach ihm, obschon er erst heute ihn eingeladen hatte, einige Tage auf dem Schlosse zu verweilen. Aber er war wild und scheu, verließ bald den Tisch und ließ sich Wein in sein Zimmer nachtragen. Aengstlich verfloß für Anna die Nacht, und am folgenden Morgen hatten die Wellen Billy's Leichnam an das westliche Ufer gespült.

Mit dieser Nachricht schien sich eine undurchdringliche Wolke über sein Andenken zu legen. Sein Name ward nicht mehr genannt; das Gesinde verstummte verschüchtert, wenn es Gegenstände erwähnte, die mit seiner ehemaligen Anwesenheit in Verbindung standen. Anna muthmaßte, der Wunsch, ihr einen angenehmen Platz zum Ruhesitze zu suchen, habe ihn durch die verbotene Pforte auf die Klippen geführt, er sei unvorsichtig vorangeschritten und bei der unsichern Stütze seiner Krücke in die Wellen gestürzt. Von nun an stritt sich der Wunsch, den Schauplatz seines Todes zu sehen, und das Grauen vor jedem geheimnißvollen Beginnen in ihrem Herzen. Nach einer Nacht, wo ein für die Jahres-

zeit ganz ungewöhnlicher Sturm die Wellen gepeitscht und Anna's Schlummer gestört hatte, trat sie sehr früh an das mehrerwähnte Fenster ihres Corridors, um den östlichen Himmel zu erspähen. Die Sonne hatte siegend die Sturmwolken überwältigt und bestralte jetzt die Felsen und das junge Grün der Gräser und Büsche, mit dem sich ihre Ritzen bekleideten, das grüne Gestein lachte sie an, sodaß alle Furcht vor seinen Schluchten sie verließ. Eine plötzliche Regung jugendlichen Muthes folgte dem Gebet, das auf den Stralen der Morgensonne emporstieg; der Wunsch, Billy's Andenken am Meeresufer zu feiern, riß sie hin. Sie stieg die unheimliche Treppe hinab, welche jetzt durch einige Mauerlucken erhellt war, eilte durch den Zwinger an die Pforte, bog die wilden Ranken zurück und nahm wahr, daß ihr Schloß, schon längst vom Roste zerfressen, nicht mehr zu schließen vermochte. Jenseits führten Felsenzacken, in labyrinthische Gänge verschlungen, oft durch Höhlen wie Schwibbögen unterbrochen, auf abschüssigem Boden rechts und links hinabwärts. Sie wählte die Seeseite und kam auf eine kleine Bucht, wo jetzt bei der Ebbe große Felsblöcke einen sandigen Boden bedeckten. Alles war still in dieser Felsenumgebung, nur die Wogen rollten im dumpfem Getön, wie immer nach beschwichtigtem Sturme. Anna blickte umher, den Ort zu entdecken, wo Billy seinen Tod fand. Plötzlich erblickte sie unter einem Felsenüberhang einen halbnackten blutigen Mann, der ein schlafendes Kind auf den Knien hielt, das er mit dem Ausdruck der Verzweiflung betrachtete. Der Schrecken lähmte Anna's Glieder; allein der Gedanke,

daß der Sturm einen Schiffbrüchigen könnte hergeführt haben, gebot ihr Bemeisterung ihrer Furcht, sie nahte sich dem Fremden, der, bei ihrer freundlichen Anrede aus seiner Versunkenheit erwachend, sie anstarrte. Dieser war Rurik mit seiner Katinka. Die kurze Erzählung seines fürchterlichen Schicksals schien Anna ein Traum. Ein unverzeihlicher Leichtsinn hatte Rurik, der eben auf seiner Reise nach England begriffen war, bewogen, sich von *eng, wo eben kein Schiff für einen englischen Hafen segelfertig war, auf einem Küstenfahrzeug nach Fr. einzuschiffen, wo, wie man ihm sagte, englische Seefahrer bereit lägen. Der Sturm überfiel sie in einer Jahreszeit, wo die Schiffer auf sichere Witterung rechnen. Die Nacht brach ein, ein Leuchtfeuer machte sie glauben, in der Nähe des kleinen Hafens *eng zu sein, der Schiffer arbeitete mit Anstrengung letzter Kräfte dahin, und das Fahrzeug ward auf die Felsen geworfen. Verzweiflung heulte auf dem Schiffe, die Wogen brüllten vom Gestade. Rurik ließ, auf dem Verdecke wankend, einen Augenblick seine Gattin los, um sein jammerndes Kind fester in seinen Arm zu fassen, da schleuderte ein neuer Wellenstoß seine Gattin in die Fluten. Katinka nahm es wahr, umklammerte seinen Hals und rief: O halte mich, daß ich nicht auch falle. Diese Worte schienen von seiner sinkenden Gattin her aus den Wellen zu ertönen und trieben ihn, ihr nachzustürzen in die Flut, als ein Blitzstral ihm ein paar Nachen zeigte, die, mit Kraft und Kühnheit die Brandung durchschneidend, zur Rettung herbeieilten. Rurik sprang in den ersten, der sich nahte, und bot Geld, wenn er an dem

Platz, wo seine Gattin niedersank, verweilen wollte. Er rief verzweifelnd ihren Namen, er glaubte sie, ihre Arme aus den Wellen gestreckt, ihn um Hülfe flehen zu sehen — aber ohne auf ihn zu hören steuerten die Ruderer durch die Brandung ans Land. Was nun vorging, hatten seine von Jammer betäubten Sinne nicht recht aufgefaßt. Er hörte Mordgeschrei, sah seine Gefährten um sich her wie die Opferthiere gefällt und empfing selbst einen Streich über die Stirn, den der Angreifende wiederholen wollte, als ein Anderer ihn fortriß, unter fürchterlichem Fluchen auch getroffen ward, aber tief stöhnend sich aufrecht erhielt und ihn in der dichten Finsterniß, die mit dem Wetterstral rang, in die Klüfte hineinzog. Katinka hatte anfangs fürchterlich geschrien, Zuckungen senkten sie nun in die Stille des Todes. Der Unbekannte zog ihn immer tiefer in die Felsenhöhlen, lehnte sich aber schwer athmend immer schwerer auf ihn, endlich ließ er sich hinsinken und sagte: „Ich sterbe; aber Ihr könnt Euch retten, wenn Euer Kind schweigt, bis die Mörder entfernt sind. Gegen Mittag, nicht früher, sucht, immer vom Ufer abwärts, den Weg ins Freie; aber vermeidet Alles, was nicht Bauer und Hirt ist. Geht um Eures Lebens willen nicht links des Ufers, da wohnt Euer Mörder.

Von dichten Finsternissen umhüllt, hielt Rurik sein Kind im Arm, das nur durch ein leichtes Zucken von Zeit zu Zeit Leben verrieth; vor ihm am Boden lag schwer athmend der Sterbende, durch die Klüfte hallte von fern das Mordgeheul und das Rollen der Wogen. Gott bewahrte den schreckenumgebenen Mann vor Ver=

wirrung des Geistes, durch Gedanken des Gebets. Von Zeit zu Zeit kam der Verwundete zu sich selbst und wendete alle Kräfte, die der Todeskampf ihm übrig ließ, dazu an, Rurik zur Angabe seines Schicksals bei der nächsten Gerichtsbehörde zu vermögen, damit den Gräueln dieses Strandraubs endlich gesteuert werden möchte. — Und wie der Tag zu grauen begann, verschied er.

Das Mordgeschrei war verstummt; die Wogen zerschellten mit weniger Getöse am Gestade. Rurik tappte dem Tagesschimmer nach und kam zu dem Uferplatz, wo nachmals Anna ihn fand. Die Angst um sein Kind, das jetzt zu winseln begann, trieb ihn zu dem Einfall, es im Meere zu baden; Gott segnete den Versuch, es kam zu sich und lächelte ihn an. Und er weinte, wie er seine zarten Glieder mit zitternder Unbehülflichkeit abrieb — er hatte nichts es wärmer zu bedecken: seine Kleider hatte er gleich in dem Augenblick der ersten Gefahr von sich geworfen, um als letzte Zuflucht seine Lieben durch Schwimmen zu retten. Regenwasser, das er mit hohler Hand aus einer Vertiefung des Felsens schöpfte, letzte das lechzende vor Kälte zitternde Kind. Er legte es auf seine Knie, er schlang seine Arme um seinen Leib, bedeckte es mit seinem Körper, hauchte seinen Odem auf seine kalte Brust, und es fiel wunderähnlich in einen sanften Schlaf. Da setzte er sich in die eben aufgehende Sonne, damit ihr Stral seinen Liebling belebe, und er die Zeit abwarte, die der Sterbende ihm zur Flucht anberaumt hatte.

Das Alles vernahm Anna, mit dem Namen ihres Vaters und ihres Schlosses bezeichnet, den Rurik aus

dem Munde seines Retters wiederholte. Ein furchtbares Licht erhellte nun plötzlich die unverständlichen Schrecknisse, die ihr junges Leben getrübt, es erklärte ihr die geheimnißvollen Widersprüche, die sie in dem Thun ihres Vaters bemerkt hatte. Strandräuberei, mit jeder Grausamkeit verbunden, machte ihn zum schwärzesten Verbrecher. Auf welchem Wege ihn die Habsucht dahin führte, diese schrecklichen Gewaltthaten in ein so sicheres System zu bringen, daß er sie lange Jahre beging, ohne daß er entdeckt, ja nur in Verdacht gezogen ward, konnte seine unglückliche Tochter nicht berichten. Seine Hauptsicherheit mochte in der Theilnahme am Raub von Seiten seiner Mitschuldigen sein. Anfangs bemächtigte er sich nur des Eigenthums Derer, die der Sturm an diese, mit Felsenzacken besäte Bucht trieb, welches der Nähe des kleinen Ankerplatzes *eng wegen, wo in stürmischen Nächten ein Wachtfeuer brannte, sehr leicht geschah, indem die Schiffer die Vorgebirge verwechselten; bald aber lockte er durch falsche Wachtfeuer die Fahrzeuge in unglückbringenden Irrthum und begrub sein Verbrechen mit ihren Leichnamen in die Wellen. Anna wäre vor der scheußlichen Ansicht, die sich ihr aufthat, erlegen, wäre nicht ihr Gefühl durch den Anblick eines dringend Hülfsbedürftigen getheilt worden. Doch wie sollte sie ihren Vater vor schmähliger Entlarvung, wie diesen Fremdling vor sicherm Tode zu retten? Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung sagte sie zu dem Fremden: Ich bin Albov's Tochter; ich will Sie retten; mit Gefahr meines Lebens, mit freudigem Hinopfern meines Lebens will ich es; aber Sie müssen mir schwören, nicht ge-

gen meinen Vater zu zeugen. Anna's Ausdruck voll Wahrheit und Schmerz, Katinka's bedrohtes Leben entrissen Rurik den Schwur. Anna führte ihn nun durch die Zwingerpforte und die vergessene Treppe in ihr Zimmer, das sie nach dem Innern des Schlosses zu sorgfältig verschloß. Einige wohlriechende Wasser vertraten die Stelle von Arzneien und riefen Katinka ins Leben zurück; ein kleiner Rest süßer Früchte, die Anna in ihrem Zimmer aufbewahrt hielt, mußten jetzt ihrer Erschöpfung genügen; dann gab sie der Erstarrten ihre Bettstücke und bat Rurik sich darinnen eingehüllt auf der verborgnen Treppe stille zu halten, bis sie ihn aufsuche. Die thätige Haushälterin, denn das war Anna immer gewesen, hatte die Mittel an der Hand, andere Betten herbeizuschaffen, ehe das wenige Hofgesinde erwachte. Ebenso konnte sie Wein, Brot und manche Nahrungsmittel aus den Vorrathskammern erlangen und brachte das Alles ihren Gefangnen. Endlich über ihre erste Versorgung beruhigt, sank sie auf ihre Knie und bat Gott um Kraft und Erkenntniß, die Schrecknisse und die Verantwortlichkeit ihrer Lage zu überstehen. Ihr Gebet ward erhört; denn ehe ihre Dienerinnen, über ihr langes Zögern befremdet, an die Thüre klopften, hatte sie ihren Plan entworfen. Die erste Bemühung mußte die Wiederherstellung des Kindes und die Flucht der beiden Unglücklichen betreffen. Sobald Rurik in Sicherheit war, sollte er, jedoch mit der Vorsicht, jede Spur seines Aufenthalts, seiner Persönlichkeit zu verbergen, Albov seine Errettung und seine genaue Kenntniß seiner Verbrechen mittheilen; er sollte, ihm also das Rache-

schwert über das Haupt aufhängend, ihn zur Unterlassung fernerer Gewaltthat, vielleicht zur Reue zwingen. Anna war von den Schrecknissen dieser Nacht so angegriffen, daß ihre Blässe es ihr leicht machte, sich für krank auszugeben. Sie bedurfte das, um dem Anblick ihres Vaters zu entgehen, der sich nie die Mühe gab, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen. Sie bedurfte Zeit, um Fassung zu gewinnen bis zu Julius' Ankunft, dem sie nun, als ihrem Retter, mit verdoppelter Sehnsucht entgegensah. Es glückte ihr Alles. Sie wendete ihre Einsamkeit an, um ihre entblößten Gefangnen zu kleiden; von ihres Vaters Vorrath durfte sie nichts entwenden; Mannskleider zu kaufen, hätte Verdacht erwecken können; der Verheimlichung wie der Schleichwege ungewohnt, stand ihr kein anderes Mittel zu Gebot, als Nurik aus ihren Winterkleidern einen polnischen Anzug zu verfertigen; denn den Schnitt der Kurtka und des Kontusch konnte er ihr ungefähr angeben, da sie von keinem dergleichen einen Begriff hatte. Nachts, wenn alles im Schlosse zur Ruhe war, führte sie die Gefangnen in ihr Zimmer, setzte die sparsam erhellende Kerze an den Boden, damit selbst kein vorüberschweifender Schatten einer Gestalt sie einem Lauscher verriethe, sie setzten sich darum her und lernten sich kennen und lieben. Katinka genas schnell, ohne eine Folge ihres schrecklichen Zustandes zu empfinden, sie schlief am Tage auf der geheimen Treppe und spielte Nachts still wie ein Geistchen in Anna's schwach erleuchtetem Zimmer. In diesen schauerlich herzlichen Stunden hatte Anna Seelenstärke genug, um sich jeden kleinen Um=

stand jener Schreckensnacht des Schiffbruchs erzählen zu lassen; sie erfuhr nun auch, wer Ruriks Leben gerettet hatte. Einer von Albov's Helfershelfern hatte ein Weib genommen, das er, trotz seiner Theilnahme an seines Häuptlings Verbrechen, aufrichtig liebte. Diese hatte Verdacht, und bei einer schweren Geburt vom Tode übereilt, hatte sie ihren Mann beschworen, seinen Sündenweg zu meiden. Wie nun Albov das nächste Mal den Mann zu einem Schlachttag solcher armen Gestrandeten berief, nahm er eine heftige Bewegung bei ihm wahr und trug daher dem Rohesten seiner Bande auf, ihn zu bewachen. Der Verdächtige konnte kein Mittel ersinnen, wie er schon dieses Mal sich dem abscheulichen Handwerk entzöge; er gesellte sich also den Räubern zu, blieb aber unthätig beim Morde, und wie er Rurik mit dem Kinde auf seinen Armen erblickte, riß ihn das Andenken an seine Frau hin: er ergriff das einzige Mittel, ihn zu erretten, indem er ihn den verborgensten Schluchten des Felsengestades zuzuflüchten suchte. Er wußte, daß die Räuber nach vollzogner That um jeden Preis sich beeilten, das Gestade zu verlassen, und hoffte in diesem Zeitpunkt den Geretteten auf einem Fischernachen flüchten zu können. Der Versuch kostete ihm sein Leben, indem der ihm gesetzte Späher seine Absicht muthmaßte und ihn niederschlug, allein, von Raublust bethört, sich nicht Zeit nahm, auch den Gestrandeten zu ermorden.

Kaum waren die Kräfte der Verborgnen so weit hergestellt, daß sie auf ihre Flucht bedacht sein konnten, so kam die Nachricht von Julius' naher Ankunft und

nöthigte Anna, nicht länger zu weilen. Die Aussicht, von jener Ankunft an nicht mehr Herr ihrer Zeit zu sein, machte es nothwendig sowie die veränderten Gewohnheiten im Schlosse und die Aufmerksamkeit fremder müßiger Bediente. Durch reichlichen Geldersatz an einen Almosen fodernden Pilger erlangte Anna einen Ueberrock unter einem Vorwand, um Rurik zur Reise zu bekleiden; geflissentlich flickte sie der zarten Katinka ein ärmliches Kleidchen zusammen; dann schrieb sie sich ihres Schützlings Namen, seine Provinz, sein Schloß auf das genaueste auf, um ihm, sobald sie Julius' Heirath erreicht haben würde, Nachricht zu geben. Alles, was in dieser Zeit vorgefallen war, war ihrer Liebe für Julius zu Gute gekommen. — Je mehr sie ihre Seelenstärke übte, desto fester schloß sie sich im Geist an den Mann an, auf dem fortan das Glück ihres Lebens beruhte. Das Bewußtsein, welch ein schreckliches Geheimniß sie ihm zur Morgengabe brachte, konnte nur durch Liebe erträglich werden und erhob ihr Gefühl bis zur Schwärmerei. Ruriks Flucht glückte in derselben Nacht, die Julius' Ankunft vorhergehen sollte; aber er selbst war Zeuge des Vorgangs, und was Anna seine zärtlichste Liebe hätte zusichern sollen, veranlaßte den Irrthum, der sie aller ihrer Hoffnungen beraubte.

Daß Anna nichts von Julius' nächtlicher Ankunft erfuhr, lag in der Hausordnung, die Albov zu sicherer Verheelung seiner nächtlichen Verbrechen eingeführt hatte. Ihr zufolge durfte nach neun Uhr Niemand mehr sein Zimmer verlassen, und in seiner Abwesenheit nie ein Fremder zu seiner Tochter geführt werden. Sein

Kammerdiener, den die Sünde ihm am festesten verband, war in seiner Abwesenheit der Befehlshaber des Schlosses. Was mußten Anna's Empfindungen sein, als jener Brief, den Julius aus Fr. schrieb, ihren Vater benachrichtigte, daß er sie als seine Gattin verwerfe. Dem Tode, als Strafe jene zween Unglücklichen gerettet zu haben, hatte sie, im Fall einer Entdeckung ihres Schlupfwinkels von Seiten ihres Vaters, so lange Ruriks Anwesenheit dauerte, mit Freudigkeit entgegengesehen; aber die Verachtung des Mannes, der, seit sie denken konnte, einen Altar in ihrem Herzen gehabt hatte, war ihr schrecklicher als der Tod.

Indeß Albov mit finsterm Nachsinnen, das zu Anna's Befremdung den Ausbruch seines Zorns bezähmte, Julius' Betragen auf einen Verdacht seines Verbrechens begründet glaubte, ahnete Anna mit Schüchternheit des zarten Gefühls, daß ihr Rettungswerk an Rurik diese Beleidigung herbeigezogen habe. Gegenseitige — aber wie verschiedene — Schuld fesselte die Zunge dieser beiden sich ganz unverständlichen Menschen. Albov ward durch sie zu neuer, tiefer verborgenen Tücke gereizt; aber Anna's Gesundheit erlag unter der Last ihres Kummers; eine schwere Krankheit führte sie nahe an das Grab. Sie wünschte sehnlich den Ausgang aus einer Welt, in der sie von Verbrechen umstrickt war und die Tugend, die sie übte, ihr eigenes Glück gestört hatte. Sollte sie aber leben, so gelobte sie sich durch Flucht von der Gemeinschaft des Bösen zu scheiden. Ruriks verabredeter Brief an ihren Vater mußte sie belehren, ob er in sein Vaterland zurückgekommen sei; denn bei

ihm war sie entschlossen eine Zuflucht zu suchen. Sie genas, und mit der Zuversicht, zu der ein fester Entschluß uns fähig macht, die rechten Mittel zu unserm Zwecke zu wählen, bewachte sie jetzt ihres Vaters Schritte, um die Veränderung, die jener Brief in ihm hervorbringen sollte, zu erspähen. Seit Julius' befremdlicher Erklärung hatte Albov alle Ruhe verloren. Die Jahreszeit der ruhigen See rief ihn zu keiner neuen Gewaltthat an das Gestade hinab; aber innere Angst vor Entdeckung trieb ihn nächtlich umher, wo ihm auf jedem Schritt Geister seiner Sünden begegneten. Eines Tages, wie ein Knecht von seinem gewohnten Botengange nach Fr. zurückgekommen war, sah Anna ihren Vater beim Lesen eines Briefes erbleichen. Er warf einen fürchterlichen Blick auf seinen ergrauten Vertrauten, den kriechenden Kammerdiener, und schloß sich mit ihm in sein Zimmer ein. Mit Todesangst erwartete nun Anna sein nächstes Beginnen. Allein Gott verblendete den bösen Mann, sodaß die nächste Veranlassung zur Entdeckung seiner Schuld durch jenen Mitgesellen, den er selbst verdächtigt hatte, ihm entging. Von Furcht und Gewissensangst gepeinigt, kam er zuerst auf den Einfall, dem Weg, welchen Ruriks Brief gekommen war, nachzuspüren. Unter falschem Namen machte er sich unter Anna's Begleitung auf den Weg nach der Stadt, deren Postzeichen auf Ruriks Briefe zu lesen war. Mit Freuden folgte ihm Anna dahin; sie wußte, daß ihr Freund vor seiner Rache, und ihr Vater vor Entdeckung gesichert war, und sah wohl ein, wie viel leichter es ihr sein würde, von jener Stadt aus zu ent-

weichen, als von dem väterlichen Schloß. Ihr Anschlag gelang ihr. Mit einem reichen Schmuckkästchen und einer ansehnlichen Geldsumme, die sie als Sparbüchse zu sammeln von ihrem Vater war veranlaßt worden, verließ sie Albov in H. und kam durch harte Winterkälte, durch alle Gefahren des Weges und des fremden unwirthlichen Landes am Tage jener Wolfsjagd in Ruriks Vaterhause an.

Albov sah die Flucht seiner Tochter wie den letzten Glockenschlag an, der ihm vor dem Hochgericht übrig blieb. Zur Feigheit, welche der Hauptzug seiner Verbrechen gewesen war, fügte sich leicht die Heuchelei, welche ihn allein der Strafe entziehen konnte; er floh in das Trappistenkloster zu **, nachdem er in einem frömmelnden Testamente seine Tochter zur einzigen Erbin seiner Güter ernannt und dieses Aktenstück der Ritterschaft von seinem Cantone zugeschickt hatte.

Nur bis zu Anna's Flucht konnten die Nachrichten gehen, welche Julius aus Ruriks Munde von dem Schicksale des edeln Mädchens empfing. Wir sind aber dem Verbrecher bis zu seiner dumpfen Freistatt gefolgt, um seinen schuldbefleckten Namen nicht mehr erwähnen zu müssen. Was der Verbindung der beiden Liebenden nun noch im Wege stand, war Anna's Zartgefühl, die Schmach ihres Vaters auf des Geliebten unbescholtenen Stamm fortzupflanzen, verletzter Stolz, ihre reine Unschuld durch doppelten Verdacht von Seiten des Geliebten verletzt zu sehen. Doch diese Hindernisse überwand die Einfalt ihres Sinnes und die Kraft seiner Liebe. Aber nicht unbewußt der Folgen gab Julius dem Drange

seines Herzens Gehör. Er erkannte wohl, daß es ihm auferlegt sein würde, den Gang der Nemesis, die von Goldings schuldbeladnen Mauern ausgehen mußte, mit unerschütterlichem Muthe über seinem Haupte hinschreiten zu lassen; allein fest entschlossen, zu vergüten, zu leiden, Segen zu ernten, wo Fluch einst gesät war, schloß er seine Geliebte an sein Herz, und wie ernst der Vergelterin Spuren sein mochten, Tugend und Liebe überdeckten sie mit Blumen.

III.

Auch eine Hundegeschichte.

seines Herzens Gehör. Er erkannte wohl, daß es ihm auferlegt sein würde, den Gang der Nemesis, die von Goldings schuldbeladnen Mauern ausgehen mußte, mit unerschütterlichem Muthe über seinem Haupte hinschreiten zu lassen; allein fest entschlossen, zu vergüten, zu leiden, Segen zu ernten, wo Fluch einst gesät war, schloß er seine Geliebte an sein Herz, und wie ernst der Vergelterin Spuren sein mochten, Tugend und Liebe überdeckten sie mit Blumen.

III.

Auch eine Hundegeschichte.

„Ist das eine Ursache zu einem Streit zwischen zwei Brautleuten?“ fragte **rath Bihler mürrisch seine Nichte Agnes, welche, im heftigen Kampf ihre Empfindungen zu beherrschen, zitternd ihre Näharbeit fortzusetzen suchte. „Wahrhaftig Albert reitet nach Haus!“ fuhr der Oheim fort; „und Du läßt ihn gehen?“ — Ich lasse ihn gehen, theurer Oheim; ich wünschte, er kehrte nicht wieder. Ich kam zu Ihnen vom Grabe meiner Mutter, ich hoffte bei Ihnen einen Theil ihrer Güte wiederzufinden, und Sie haben mein verwaistes Herz misbraucht, indem Sie mich übereilten, einem Mann meine Hand zu geben, den ich nicht hinreichend kannte und dessen Selbstsucht mich erschreckt. — „Was konnte Dich glauben machen, daß ich sechzigjähriger Junggesell eine junge Dame mit allen Bedürfnissen der Modewelt in mein altfränkisches Haus aufnehmen würde?“ — O mein Onkel, ich will alle diese Gewohnheiten, denn Bedürfnisse sind sie mir nicht, ablegen, ich will Ihnen Ihre alterschwache Lise an Fleiß, Stille, Eifer ersetzen; ja, hätten Sie es um Ihrer Bequemlichkeit willen gefodert, ich würde Tayo entfernt haben. Aber Franzens Hund

der selbstsüchtigen Caprice einer phantastischen Eifersucht aufgeopfert sehen! — das ist mir schrecklich; denn ich muß um meines Lebens Frieden willen den Mann achten, der . . . . — „Mädchen, Du bildest Dir doch nicht ein, daß Albert Dir den Hund entwenden ließ?“ — Doch, doch, mein Oheim. Den ersten und zweiten Tag habe ich's nicht geglaubt; ich dachte, er würde wiederkommen, wie er es in Freiburg zwei Mal that, da fremde Truppen ihn mitnahmen; aber Alberts Gesicht hat mir's heute verrathen, wohin er gerieth, und sein Zorn bezeugte es mir. — „Das wär' dumm,“ brummte der Oheim, nachdem er eine Weile am Fenster getrommelt; „aber was die Liebe sündigt, soll auch die Liebe verzeihen!“ setzte er mit sicherer Stimme hinzu, ganz erfreut, diesen Spruch gefunden zu haben. Und damit schritt er zur Thür hinaus.

Agnes hatte mit ihrer Mutter, einer angesehenen bürgerlichen Witwe, still und häuslich in Freiburg in Schwaben gelebt, einzig Eine durch die Andere beglückt, bis ein drittes Herz sich mit den ihrigen verband; Franz, ein junger elsasser Feldarzt, der ein paar Mal nach Freyburg ins Quartier zu liegen kam, eröffnete der Mutter die Aussicht, nach dem nächsten Feldzug seinen Abschied nehmen zu dürfen und dann als praktischer Arzt frei und sorgenlos zu leben, denn seine Eltern waren wohlhabende Gutsbesitzer im Wasgau. Der schreckliche russische Feldzug raffte Franz mit Tausenden dahin. So ward es Agnesen bezeugt; und da in eben der Zeit ihre Mutter starb, sah sie sich in dem sonst freundlichen Freiburg, das aber nicht ihre Geburtsstadt war, in der

schmerzvollsten Verödung. Ihr blieb ein einziger naher Verwandter, ein älterer Bruder ihrer Mutter, der, seit kurzem nach Würzburg versetzt, als reicher Junggesell dort wohnte. Sie bat ihn, in seinem Hause leben zu dürfen. Von dem Tod seiner einzigen Schwester erschüttert, gab es der Vereinzelte zu und konnte sich selbst das Behagen nicht recht erklären, was er in den ersten Tagen in der Nähe eines liebenswürdigen jungen Mädchens empfand. Agnes war kein Zeuge ihrer Vergangenheit geblieben als ein mächtig großer weißer Pudelhund, den ihr Franz zurückgelassen, der mit verständiger Treue an ihr hing und für die trauernde Herrin bald menschliches Mitgefühl zu äußern schien, bald die Einsame mit furchtbarem Zorn zu vertheidigen bereit war. Der **rath, welcher nie ein Thier im Zimmer geduldet hatte, war der Erste, Tayo seiner seltenen Klugheit wegen zu verzeihen; er nahm wahr, wie der Hund oftmals eine Blume, die Agnes am Stocke berührt hatte, zierlich abbiß und ihr in der Schnauze nachtrug, und sah ihn mehrmals vor einem Gemälde seines verlornen Herrn sitzen, mit glänzenden Augen, Tönen freundlicher Mittheilung und aller Bewegung eines innigen Hundeherzens.

Lange währte aber des Oheims Zufriedenheit nicht. Den griesgramigen alten Junggesellen hatte bisher Niemand aufgesucht; nun aber eine bildschöne Nichte bei ihm am Fenster stand, fanden sich Collegen und Clienten bei ihm ein, und wie er sie abwehren mochte, sah er sich doch nach und nach zu Rücksichten gezwungen, und Agnes war ihrer Einsamkeit beraubt. Nach jedem

Besuch und nach jedem Ausgang machte der Alte die verdrießliche Bemerkung, daß Einem nichts übrig blieb als in den Spiegel zu sehen, um einen vernünftigen Menschen zu erblicken. — Agnes war nicht ganz dieser Meinung, hätte aber gern ausschließend nur den, übrigens sehr guten Oheim, und lieber als manchen angenehmern Mann gesehen, dessen Ansprüche ihr, dem verlorenen Franz ganz geweihtes Herz verabscheute. Bei dieser Laune des Oheims war's ihm ein sehr gelegener Vorschlag, als Hofrath Albert feierlichst um seiner Nichte Hand sich bewarb. Albert hatte alle Vorzüge des Standes, des Vermögens, der Gestalt und eines unbescholtenen Rufs. Er hatte nun seit einem Jahr Agnesen Aufmerksamkeit gezeigt und würde sich schon früher gemeldet haben, wenn nicht ihre Aeußerungen einst einen Zweifel an ihres Bräutigams Tod verrathen hätten. Ein Zufall entdeckte ihm, daß schon längst sichere Zeugnisse davon eingetroffen wären, und nun hoffte er, daß es ihm in seiner Bewerbung gelingen dürfte. Der Oheim stellte Agnesen die Sache vor; von allen vernünftigen Seiten, auch von den pflichtmäßigen, auch von den unfeinen, denn das kann alten Junggesellen wol zustoßen. Er stellte ihr als ein gottesfürchtiger alter Junggesell vor, daß sie zur Gattin und Mutter geschaffen sei, daß sie als solche und eine reiche Frau viel Gutes thun könnte; daß sie ohne eine Heirath mit ihrem kleinen Erbgut einst in Abhängigkeit leben würde; denn um sie in Stand zu setzen, mit ihrer Trauer müßige Abgötterei zu treiben, würde er sein bischen Gut dem Waisenhause nicht entziehen. — Agnes war sehr unglücklich, denn sie war

keine Romanheldin, und sie trieb mit Franzens Andenken keine Abgötterei; sie war nur fromm in seinem Namen und hätte gern, gar gern immer nur bleiben wollen, was sie jetzt war. Aber des Oheims Zureden, Albert's dringende Bitten, ihre Erkenntniß Dessen, was Recht sei, und ihre wahre, innige Liebe zu Franz lehrten sie, daß sie auch in ihres Verklärten Namen Albert's gute, treue Frau sein könne — und so willigte sie ein.

Ach, es war schwerer, als sie gemeint hatte! nun war sich Albert Rechte bewußt und glaubte, er müsse ihre Trauer um Franz erlauben, wolle auch aus Edelmuth es thun. Da verbarg Agnes ihre Trauer; aber das arme Herz will irgendwo Luft haben, und so bekränzte sie Franzens Bild, oder stellte täglich frisch geschmückte Blumenvasen vor dasselbe hin, trug etwa Bänder von den Farben seiner Uniform und beging dergleichen liebe und sinnvolle Thorheiten, wie unter solchen Umständen der reifere Mann dem zwanzigjährigen Mädchen hätte verzeihen sollen. Doch vor Allem war Tayo ihr nun noch lieber wie vorher. Zu weiblich gesinnt, um dem Hund die kindischen Liebkosungen zu erzeigen, durch welche junge Frauen das zarte Gefühl verletzen und ältere zum Spott werden, hatte ihr Wesen gegen denselben etwas Poetisches. Nie kam er ins Zimmer als zu gewissen Stunden, wo es seine Herrin vergönnte; dann trat er zu ihr, legte seinen Kopf einige Sekunden auf ihre Knie, sah sie rührend an, ging zu Franzens Bild, legte sich vor diesem eben so lange Zeit in seiner demüthigen Hundestellung nieder und

schritt dann zur Thür hinaus, vor der er aber seinen Posten nie verließ. Allein draußen war er stets um Agnes beschäftigt, zuweilen nahte er sich auf ihren Wink, er setzte behutsam seine Vorderpfoten auf ihre Hüften, sie legte die Hand auf sein krauses Stirnhaar, sah ihn schweigend an und drückte ihn von sich. Elektrisirt jubelte er dann in weiten Kreisen um sie her! — Dieser stille Verkehr gereichte Albert zum Aerger; er spottete Anfangs darüber; Agnes erklärte ihm sanft des Hundes Abkunft und bat um Achtung ihrer Anhänglichkeit für das Thier; darauf suchte er Tayo zu necken; lange duldete es der Hund, endlich fing er des Hofraths Arm, geschickt, ohne ihn zu beißen, und zog mit ungeheurer Kraft den Mann zu Agnes Füßen hin. Albert wollte ihn mishandeln, Agnes befahl dem trotzigen Liebling sich fern zu halten und bewies Albert, daß er seinen Unfall erzwungen habe. Bei dem nächsten Spazirgang rief Agnes beim Weggehen Tayo ins Zimmer, zeigte auf Franzens Bild, dann auf den Fußboden vor demselben — Tayo legte sich dahin, und sie verließ an Albert's Arm das Zimmer. Der Spazirgang war nicht angenehm, denn ohne es zu äußern, war Albert's Empfindlichkeit unverkennbar. Noch einmal ward Tayo also durch das Bild seines Herrn um die Gegenwart seiner Herrin getröstet, als er plötzlich verschwand. Agnes ertrug den Verlust ohne Klage, aber mit tief gekränktem Gemüth. Albert brachte ihr nach wenigen Tagen ein Windspiel von seltner Schönheit, um Tayo's Platz zu ersetzen; sie bat ihn höflich, es zurückzunehmen, weil sie nie Hunde geliebt und Tayo nur als Andenken ihres

verewigten Freundes geduldet habe. Diese Weigerung zog Vorwürfe herbei; sie sagte gefaßt, daß die Feier, welche sie dem Verstorbenen weihe, ihrem künftigen Gatten für die Treue bürge, mit der sie alle Pflichten gegen ihn erfüllen werde; allein unmuthig ging der eifersüchtige Bräutigam mit seinem Hündchen davon.

Das war die Uneinigkeit, die dem **rath mißfiel; und der alte Herr hatte Recht; denn Menschen, die sich um einen Hund entzweien können, sollen sich nicht heirathen. Er war aber an der Heirath schuld, denn Agnes stellte ihm oft vor, daß sie zwar gewiß sei, als Albert's Gattin ihre Pflichten zu erfüllen, aber auch überzeugt, daß dieses noch nicht zu einer guten Ehe hinreiche. Der Alte hatte durch Bitten und Vorwürfe dem vereinzelten Mädchen einen gewaltigern Zwang angelegt, als Gewaltthat es vermocht hätte; denn diese ruft Widerstand auf, und seine Gründe zu dieser Heirath waren doch, da er Agnes' Herz nicht verstand, eitel Härte und Selbstsucht und der Wunsch, sie aus seinem Hause zu entfernen.

Nach jenem Auftritt schien es aber wirklich besser zu gehen; Albert erwähnte des Hundes nicht mehr und zeigte sich, wie Menschen der Art zu thun pflegen, nun er seinen Willen durchgesetzt hatte, mild und gefällig. Agnes verblendete sich nicht eigensinnig über seinen anderweitigen Werth und ging mit Schauder, aber mit Fassung dem Hochzeitstage entgegen.

Vorher sollte man, um Platz zur Zimmeraufputzung in des Hofraths stattlichem Hause zu gewinnen, auf einige Zeit Brückenau besuchen. Das Brautpaar und der

Oheim begaben sich dahin, und die arme Agnes wandelte wie ein abgeschiedener Geist, für ihren Bräutigam stets zu einem matten Lächeln ihrer erblassenden Lippen bereit, unter dem Badegedränge umher. Nach ein paar Tagen ward sie auf ein sehr leises Hundegeheul aufmerksam, welches ihrem Zimmer gegenüber zu ertönen schien. Da es nie laut ward und Niemand darüber klagte, auch sie nicht gern eines Hundes erwähnen hörte, schwieg sie still, blickte aber doch spähend alle die ehrlichen wedelnden Gesellen an, die altklug oder sorglos unter den gedankenleeren Menschenkindern umherstrichen. Da saß sie eines Morgens, weil sie das Wasser nicht trank, von den Kurgästen entfernt, im Schatten eines der herrlichen Bäume, als plötzlich Tayo herbeistürzte, gewaltsam sein Freudengeheul unterdrückte und nach alter Sitte sich schweigend an der erstaunten Agnes aufrichtete. Wahrlich, sie zitterten Beide; und in des Hundes Blick leuchtete etwas, das Pfand einer fortschrittsfähigen Seele zu sein schien. Agnes drückte still, still ihre Hand in des verloren gewesenen Lieblings krauses Stirnhaar, er aber sprang schnell mit wilder Freude hinweg und verlor sich in dem Gedränge um die Quelle. Agnes saß nachsinnend über das Benehmen, was ihr jetzt zur Pflicht werde. Von der Rückkehr des Hundes zu schweigen, wäre Affectation gewesen; ihn heimlich zu entfernen, knechtisch; ihn wieder aufzunehmen, ein muthwilliges Herbeiziehen neuen Zwistes. Sie beschloß endlich, was weiblich Gesinnte gar gern thun, die Sache ein Bischen abzuwarten, weil ihr Herz bei jedem Einschreiten mit Lei-

den bedroht war. Warum hatte sie aber Tayo, da er doch lebte, nicht früher wieder aufgesucht? Wie konnte er jetzt sie wieder verlassen? Ihm nachgehen wollte sie nicht, damit konnte sie Albert's Aufmerksamkeit erregen, der jeden Augenblick von einem Spazirritt zurückerwartet ward.

Während dieses Kampfes ihrer Gedanken kam Tayo wieder gestürmt, begann sein altes ehrerbietiges Spiel, aber statt wieder fortzuspringen, faßte er Agnes' Kleidung, und sie bittend ansehend, aus allen Kräften wedelnd und sanft sie fortziehend, schien er sie entführen zu wollen. Jetzt fürchtete Agnes die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf ihn zu ziehen, sie winkte Tayo in seine demüthige Stellung, um ihr Gewand aus seiner Schnauze zu befreien. Der Hund gehorchte, lag einige Sekunden unbeweglich, dann erhob er ein kurzes durchdringendes Geheul und eilte windschnell davon. Agnes sah noch ängstlich umher, ob ihm auch Niemand etwas in den Weg lege, als Albert im Reitanzug vor ihr stand und sie nach angelegentlichem guten Morgen zu einem Spazirgange einlud. Je voller ihr Herz war, je bereitwilliger erfüllte sie seine Bitte, schnell sich entschließend, bei Wiedererscheinung des Hundes den Hergang einfach zu erzählen, aber auch, wenn die bei diesem Anlaß erfolgende Erklärung nachtheilig für Albert ausfiel, dem Wink des Schicksals zu folgen und lieber einen schmerzlichen Entschluß zu fassen, als es keck mit einem schmerzvollen Leben zu wagen. Sie hatte sich in diesem plötzlichen Entschluß mit sich selbst versöhnt und wandelte ruhig, ihres Bräutigams Bericht von seinem Spazirritt

anhörend, durch die Menge. Schon ward die Allee etwas leerer und von einsamerm Gebüsche begrenzt; da trat ein Mann aus diesem hervor, einen Arm in der Binde, blaß und wankend, und Tayo hielt den Zipfel seines Ueberrocks in seiner Schnauze und zog ihn bei Agnes' Anblick heftig mit sich fort. „Agnes!" „Franz!" ertönten zwei wonnetrunkene Stimmen, und die Liebenden lagen einander am Herzen, Tayo that freudeheulend einige Sätze, allein sich besinnend, stellte er sich neben die Zwei, legte den Kopf auf die rechte Seite, dann auf die linke und sah wedelnd die Glücklichen an.

Der erste Liebhaber, der erste Gatte trägt sogar vor Gericht die Schöne davon. Des Hofraths Schicksal war bald entschieden, und er trug es mit so mehr Zahmheit, da Tayo's Rückkehr ihm viel drohender war als die des Geliebten; denn so brav war er doch, lieber sein Herz, das Agnes wirklich, so weit es dessen fähig sein mochte, liebte, als seine Ehre verwunden zu lassen; und was er an Tayo verübt, war nicht sehr ritterlich zu nennen. Er hatte ihn freilich stehlen lassen, den zottigen Liebling, und dem damit beauftragten Knecht ein recht ansehnliches Stück Geld versprochen, damit er ihn ertränke. Der Knecht geht auf dem Weg zum Fluß vor dem Posthause vorbei, wo ein Jägersmann soeben die Diligence nach Sachsen besteigen will; dieser sieht, wie der Hund an der Schnur zerrt und der Knecht ihn fortzugehen schmeichelt; der schöne Hund gefällt ihm, der Knecht denkt, für des Herrn Hofraths Zweck sei Pillnitz, wo der Jäger hingehörte, so gut wie die Tiefe des Mains, und läßt sich ein paar große Thaler für

ihn geben. Doch der Hund war eine schlechte Waare, denn er kostete, bis der Jäger nach Schleiz kam, drei neue Stricke, so ungestüm suchte er durch Nagen und Zerren sich zu befreien. Dort hatte er ihn im Posthaus an ein Ofenbein gebunden, als das Thier ein wüthend Geheul erhob, mit einem Ruck das Ofenbein umriß und in einem Satz durch das Fenster auf die Straße hinabsprang. Der alte Ofen wackelte, die Kellnerin schrie, die Passagiere freuten sich über den Hundemuth — denn Muth rührt überall, auch von Seiten eines Hundes, die Herzen — Alles sah aus den Fenstern, das Beginnen des Thiers zu erfahren. Da stand es vor einem soeben aus einer Chaise gestiegenen Fremden, hatte seine Vorderpfoten auf dessen Säbelgurt gelegt und drückte seinen Kopf fest an dessen Brust, indeß dieser, todtenbleich und von seinem Bedienten unterstützt, den Treuen mit seinem gesunden Arm — denn der rechte hing in der Schlinge — an sein Herz zog.

Tayo war also, Dank des Hofraths Verrath, seinem Herrn, der, wie von den Todten erstanden, seine Geliebte aufzusuchen, aus dem Innern Rußlands herbeieilte, entgegengeführt worden. Wie diese Begegnung möglich war, konnte sich Franz freilich nicht erklären. Der Jäger hatte den Hund in Würzburg gekauft; allein daß Agnes' Oheim nach Würzburg versetzt worden, daß Agnes' Mutter todt, sie darauf zu jenem Oheim gereist sei, das hatte der schmählich Gefangene an den Ufern der Wolga nicht erfahren, und seine Briefe hatten hingegen auch Freiburg nicht erreicht. Nur um seine Agnes durch seine von Krankheit und Kummer

zerrüttete Gesundheit nicht zu betrüben, brachte er das Opfer, ehe er seinen Weg nach Freiburg fortsetzte, sich eine kurze Zeit in den Bädern von Brückenau zu erholen.

Gleich bei seiner Ankunft in Deutschland hatte er von neuem an die Geliebte geschrieben, aber die Briefe, poste restante nach alter Verabredung bezeichnet, blieben auf der Post in Freiburg, wo neue Officianten Agnes' Namen gar nicht kannten, unbeachtet liegen. Bei seiner Ankunft in Brückenau mußte der Müde ein paar Tage das Zimmer hüten; aus Furcht, seinen Hund aufs neue zu verlieren, ließ er ihn nicht umherlaufen und war ärgerlich über den beharrlichen Mismuth, in welchem das Thier zwar gehorsam, aber oft leise heulend an der Zimmerthür lag. Den dritten Tag ging der Kränkelnde an den Brunnen, und Tayo rannte ausgelassen von seinem Herrn fort, wieder zu ihm, alle Sitte vergessend, bald heulend, bald ihn zerrend. Verdrießlich über dessen Unart entfernte sich Franz in ein stilles Gebüsch, da faßte ihn der Hund am Rockzipfel und — führte ihn seiner Agnes in die Arme.

Daß von Rußland wiedergekehrte Krieger genäsen, erfuhren wir vielfach und weinten um so theilnehmender um die vielen Tausende, die nie wieder zurückkehrten; Franz genas auch und führte, von des brummigen Oheims herzlichem Segen beglückt, seine Agnes in das schöne Wasgau, wo er zu Tayo's täglicher Freude vergnügt mit ihr lebt.

IV.

Drei Abschnitte
im Leben eines guten Weibes.

Amtsrichter Reck ward von dem Dorfe, welches er bis jetzt mit seiner Familie bewohnt hatte, in eine ansehnliche Provinzialstadt, dem Sitz eines Landescollegiums, versetzt. Er hatte mehrere Söhne, aber nur eine Tochter, bei der nach dem frühen Tode seiner Frau eine Tante Mutterstelle ersetzt hatte. Molly — so wollte die Mode damals, daß man den Namen Maria verändere — hatte vielleicht bei diesem traurigen Loose, Waise zu sein, für ihre Bildung nicht verloren. Das Andenken der nie gekannten Mutter ward ihr Religion. Gott und sie waren die Zeugen, die Richter, die Lohner ihrer Handlungen, und die Tante hatte alle Eigenschaften, eine Tochter zu erziehen. Ueberstandenes Unglück in einer bald durch den Tod getrennten Ehehatte der Tante Meier weiches Herz stark gemacht, sie hatte Geist und Bildung, und ihr Alter, das Molly's nur um funfzehn Jahre übertraf, machte sie fähig, ihrer Pflegetochter Freundin zu sein. Molly war eben erst funfzehn Jahre alt, sie hatte bis jetzt neben den Beschäftigungen eines früh gebildeten Verstandes und früh entwickelter Thätigkeit nur die Genüsse der Kinderjahre gekannt, und

die Gesellschaft ihrer Brüder in einer rüstigen Kindheit, wie das Landleben sie bietet, wo der Begriff von Schicklichkeit nicht vor der Zeit dem Mädchen die Puppe und dem Knaben den Kreisel entreißt, hatte ihren schönen Wuchs vortheilhaft entwickelt. Die Veränderung, welche bei der plötzlichen Verpflanzung in städtische Verhältnisse in ihr vorging, war sehr groß, sie traf mit der ihres Alters zusammen, und die sorglose, kindische Molly ward in Zeit eines Jahres eine blühende, die Aufmerksamkeit der Männer anziehende Jungfrau.

Damals — denn wenn Molly noch lebt, ist sie eine alternde Matrone — waren die Lebensverhältnisse anders wie jetzt; man lebte für sein Haus und in seinem Hause; die Tochter die erste Geschäftsführerin in der Wirthschaft, der Vater die gesetzgebende, die Mutter die vollstreckende Gewalt. Molly bemerkte wohl, daß sie den Männern gefiel, und es war ihr ganz recht; aber sie versprach sich selbst, daß ihr kein Mann gefallen sollte — in einem gewissen Sinne nämlich — bis der Rechte käme. Wer aber der Rechte sein sollte, darüber dachte sie nicht nach; sie machte sich nur den Begriff immer klarer, daß oftmals lieben, eine Unwürdigkeit sei, unglücklich lieben, ein endloser Kummer, und das Lieben überhaupt eine Knechtschaft, vor der ihr freier Sinn sich sträubte. Wie sie einst mit der Tante über solche Dinge sprach, sagte diese: wenn nun aber ein wackerer Mann um Dich wirbt, willst Du Dich dann erst daranmachen, ihn zu lieben, oder willst Du hoffen, daß der Rechte um Dich werbe? — Das Erste, Tantchen! rief Molly, das Erste! Ich weiß

wohl, daß ich dem Vater, der so viel für die Brüder thun muß, die Last meiner Versorgung sobald als möglich abnehmen muß — hier füllte sich ihr Auge mit Thränen — und, fuhr sie nach einer Pause heiter fort, muß denn alles Lieben zum Heirathen führen? — Von Seite der jungen Herren, die Dir auf dem Fuße nachgehen, gewiß nicht. — O Tantchen, rief Molly mit niedlichem Zorn, o, neben diesen wollen wir das Wort Liebe nicht nennen. — Nimm Dich in acht! bist Du wirklich so besonnen, so ist Dein Herz sicher, aber darum nicht die Meinung, die man von ihm hat. Der Hause verzeiht Liebeleien, aber keine Männerherrschaft, in der Du Dir zu gefallen scheinst. — Molly schwieg ernsthaft. Die Tante hatte sie errathen, aber verstanden doch nicht. Molly hatte, ohne zu begreifen, wohin das führt, wirklich ein Betragen gegen die Männer angenommen, was ihr trotz ihrer zarten Jugend, ja durch sie, Männerherrschaft, welche die gleichgültigen Zuschauer wol mit Koketterie verwechseln, erwarb. Die Männer fanden bei der ersten Bekanntschaft, daß sie mit Alltäglichkeit bei diesem Mädchen nicht auskämen; die Gemeinern zogen sich deshalb zurück, die Geistvollern wollten diese befremdliche Erscheinung kennen lernen, und angezogen durch ihre Neuheit, gaben sie sich dem Kinde hin, das mit überlegnem Geist Weltton und Modesprache durch weibliche Würde und Genialität mehr denn ersetzte.

Unter diesen Letzten war Herr von Rode, ein junger Berner, den eine Rechtssache nach Altenburg, Molly's Wohnorte, geführt hatte. Er war sehr liebenswürdig und sehr gebildet. Molly's Jugendblüte und stolze Haltung bei

der unbefangensten Fröhlichkeit hatte ihn angezogen, ihr Geist machte seine Begierde rege, auch das Herz dieses sonderbaren Wesens ins Spiel zu bringen. Er glaubte nach dem Stückchen Lebensweg, den er schon zurückgelegt hatte, die Weiber zu kennen, und hielt die Sorglosigkeit, mit der Molly einige Männer um sich her beschäftigte, mit dem Einen tanzte, mit dem Andern ein sehr ernstes, Leben und Pflicht betrachtendes Gespräch führte, dem Dritten versprach, seine Partie beim Reversi zu machen, für Koketterie. Nach Männerart wollte er nun ihr Herz rühren; da entschlüpfte sie seiner Nähe, wie ein Vögelchen dem zu täppischen Vogelsteller, zog einen andern ihrer sogenannten Anbeter in das Gespräch, und wie des Vögelchens leichtherziger Gesang schwatzte sie mit heiterer Ironie, wenn Herr von Rode Spannung und Heftigkeit als Zeichen schwer behaupteter Selbstherrschaft wahrzunehmen gehofft hatte. Herr von Rode hatte in seiner Vaterstadt, wo der Umgang zwischen beiden Geschlechtern sehr früh beginnt, indem die Coterien gleicher Zeitgenossinnen die Brüder und Verwandten ihres Zirkels von der Zeit an aufnehmen, wo eine Jungfrau aus dessen Mitte Braut wird (so war es wenigstens vor funfzig Jahren) — Herr von Rode hatte, schön, reich und müßig, wie seine jungen Landsleute im Allgemeinen, zu guter Zeit ein bischen Lovelace zu sein versucht und fand in Molly einen würdigen Gegenstand des Besiegens. Allein er war ein Mann von edeln Anlagen, der bald in dem sechzehnjährigen Mädchen Eigenschaften wahrnahm, die sich nicht zur Kokette passen. In ihrem Gespräch, wenn sie es zwang-

los lenkte, herrschte eine ernste Lebensansicht vor, ihre Heiterkeit, wenn sie dessen Gegenstand wählte, war rein wie ihr Auge, und wenn ihre glühende Lebhaftigkeit sie eben dem Strafblick einer alternden Gespielin oder vernachlässigten Dame aussetzte, zog ein Kind, dessen bittende Stimme sie hörte, das Eintreten ihres Vaters, das errathene Bedürfniß eines alten Mütterchens im Winkel des Sophas ihre ganze Aufmerksamkeit an sich; sie ließ ihre Bewunderer stehen, flog jenen Gegenständen zu und ließ sich von den eiteln Männern wieder aufsuchen, oder sie schmollen, welches nie lange dauerte, da ihre Eitelkeit ihnen die unfehlbare Aussicht, Molly werde den nächsten Mann, dessen Betragen ihn auszeichnete, eben so freundlich in ihr Gefolg aufnehmen wie jeden von ihnen, unerträglich machte. Dieses Verhältniß, das nur im Gesellschaftszimmer und in Ballsälen stattfand, nahm für Herrn von Rode nach und nach eine andere Gestalt an. Er lernte das reine Wesen in ihren häuslichen Verhältnissen kennen, da Hofrath Reck's Vorliebe für die Schweiz und sein Geschäftsverhältniß zu dem jungen Ausländer diesem die Auszeichnung verschafft hatte, sich zuweilen dem Zirkel zugesellen zu dürfen, der sich um Tante Meier versammelte. Es gehört ein sehr verderbtes Gemüth dazu, um das Asyl der Gastfreundschaft und den heiligen Familienverein entweihen zu wollen. Rode's Lovelaceplänchen, die gewiß nie weiter gegangen waren als auf eine damals schon der Empfindsamkeit sich zuneigende Liebelei, wurden aufgegeben, und ohne sich zu fragen, was er denn Besseres wollte, nahm Liebe sein Herz ein, Liebe,

die er gern zur Leidenschaft hätte ansteigen sehen; denn alsdann würde er ihrem Gegner, dem schauderlichen Gedanken an den uralten Adel seines Geschlechts, und der ihn erwartenden ebenbürtigen Hand eines verkümmerten Zweigleins einer geldreichen aussterbenden Familie entgangen sein. In diesem innern Streit liebte er fort, und das machte Molly ihm leicht, denn mit Niemand tanzte sie lieber, scherzte sie lieber in naivem Ernst oder sprudelnder Fröhlichkeit, gab ihm Fächer aufzuheben, bat ihn um Thee — doch sobald er seiner Unterhaltung eine zärtliche Wendung geben wollte, behandelte sie ihn mit so viel Muthwillen, wie erfahrne Weiber nur thun, wenn sie ihrer Herrschaft gewiß sind; Molly aber that es, weil sie an den Umfang ihrer Herrschaft gar nie gedacht hatte.

In der Gegend von Altenburg sollte in dieser Zeit eine Hinrichtung stattfinden, und die jüngern Männer von Molly's gesellschaftlichem Kreis verabredeten Lustpartien nach diesem furchtbaren Schauspiel. Vom Tanze abtretend, fragte Molly Roden nachlässig: Sind Sie auch von einer der gefühlvollen Frühstücksgesellschaften? — „Ja wohl! wir reiten nach Basterberg, frühstücken beim Baron, essen in der neuen Schenke nach dem Actus zu Mittag und kommen mit Fackeln nach Hause." — Was zieht Sie denn zu diesem Schauspiel? — „Zu dem Schauspiel? gar nichts." — Nun, es ist doch ein Moment, in dem Schauspieler und Zuschauer einem denkenden Wesen Stoff zu Beobachtung geben müssen. Ich dachte, Sie, als einstiger Magistrat und Blutrichter, wollten mit Hintansetzung Ihres Gefühls diese machen. Frei=

lich ist die Exposition beim Frühstück und die Schluß-scene in der neuen Schenke dem Beobachten nicht sehr günstig. — Rode blickte mit Befremden und Beschämung auf das Mädchen, die mit einem Gemisch nachlässigen Spottes und hohen Ernstes vor sich hinsprach, indem sie einen Blumenstrauß ordnete und die welken Blüten davon oftmals an ihre vom Tanze glühenden Wangen legte. — Sie misbilligen das Besuchen eines solchen Schauspiels? fragte Rode nach einigem Stillschweigen. — Das sagte ich nicht, erwiederte Molly, jetzt den Blick kalt und sicher auf ihn richtend; meinem Geschlecht ziemt die gefühlbesiegende Vernunft nicht. Ich glaube dem Vater, der dieses Schauspiel für den Beobachter nützlich hält; mein Gefühl sagt mir aber, daß es furchtbar leichtsinnig ist, eine Lustpartie aus dem Moment zu machen, wo der gewagteste Menschenwille einen Sünder der Möglichkeit eines gebesserten Lebens entreißt. — Auf diese, mit edelm Ernst von den jugendlichen Lippen gesprochnen Worte folgte ein kurzes Gespräch, in welchem Rode sich anheischig machte, der Hinrichtung nicht beizuwohnen.

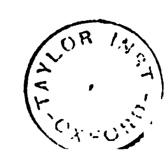
Molly sagte mit schönem Erröthen und kindlicher Freude: Nicht wahr, das ist anständiger? da kommen Sie morgen zur Tante und lesen ihr vor. — Der Zauber, welcher in diesem Gemisch jugendlichen Uebermuthes, weiblicher Herrschlust, edlem Sinn und ernster Güte lag, wirkte so mächtig auf Rode, daß er sich mit verjüngtem Herzen den Rest dieses Abends ihr hingab. Molly war in ihrer Heiterkeit sanfter als gewöhnlich und begünstigte ihn mit den kleinen Vorzügen, zu de-

nen das verfeinerte Leben so viel Veranlassung gibt, daß es, trotz seiner Verkünstelung, dennoch zur Idylle Stoff bieten kann.

Wie Rode sich selbst überlassen war, schämte er sich ein bischen des unwillkürlichen Gefühls, das ihn bemeistert hatte, reihte den kleinen Vorgang des verflossenen Abends wieder an seine ehemaligen Lebenserfahrungen an und überzeugte sich, Molly's Herzens nun Herr geworden zu sein. Dennoch hatte er Edelmuth genug, um das liebliche Mädchen durch keinen Verdacht zu beleidigen, als könne die Liebe, welche er ihr eingeflößt zu haben glaubte, sie zu einer Schwäche verleiten; er hoffte nur, jetzt ein Geständniß herbeiführen und ein Romänchen fortspielen zu können, das die übrige Zeit seines Aufenthalts in Altenburg angenehm beschäftigen würde. Daß er Molly Kummer machen werde, verbarg er sich gar nicht; allein da sie ihm sehr theuer geworden war, und er vorher sah, daß er sie mit sehr tiefem Schmerz verlassen würde, so schien ihm das eine ganz artige Compensation, die ihn alles tiefern Nachdenkens über die Moralität seiner Handlung überhob.

Den folgenden Abend begab er sich, wie ein guter Feldherr fest entschlossen, seinen gestern gewonnenen Vortheil gut zu benutzen, zur Tante. Molly saß schon am Theetisch, um den man sich früher als gewöhnlich versammelt hatte, weil eine Freundin vom Lande noch diesen Abend abzufahren gesonnen war. Rode grüßte Molly mit einem Wesen, das auf Einverständniß deutete, sie rief lustig ihrem Vater zu: Väterchen, da ist Herr von Rode, und ich bekomme den Fächer! — Sie erzählte

nun nachlässig und mit dem Einschenken beschäftigt, daß der Vater ihrer Versicherung: Herr von Rode werde nicht in Bastenberg frühstücken, nicht habe glauben wollen, und weil sie darauf bestanden, habe er einen Fächer und sie das nächste Pickenik gewettet, es sei also. Rode war sehr empfindlich, eine Sache, die nur, so lange Molly sie als ein Geheimniß zwischen ihr und ihm behandelte, einen Werth hatte, als Theetischscherz behandelt zu sehen; er knüpfte deshalb, sich dem Theetisch nicht wieder nahend, ein Geschäftsgespräch mit dem Hofrath an. Während diesem und dem bald erfolgenden Abschied des Besuchs vom Lande fiel Rode in seinem Innern darauf, Molly's Benehmen für eine List zu halten, durch welche sie wollte bei Tante und Vater allem Verdacht eines Einverständnisses vorbauen, oder für einen Beweis kindischer Freude über ihren Einfluß auf seinen Willen. In beiden Fällen schien es ihm, daß er von seinen gestrigen Vortheilen nichts verloren habe. Dieser Ueberlegung zufolge betrug er sich, nachdem Molly von der Begleitung ihrer Freundin zurückgekommen war, mit der versteckten Vertraulichkeit eines begünstigten Liebhabers. Das Mädchen machte große Augen, wie er ihr zuflüsterte, daß er sehr glücklich über ihre heutige Einladung sei. Sie sagte laut zur Tante gewendet: Diese Einladung hat kein besonderes Verdienst; meine Tante erlaubt mir, Bekannte unseres Hauses an ihrem Theetisch zu versammeln. — Aufs neue piquirt fing Herr von Rode ein gleichgültiges Gespräch an; Molly's lebhafter Geist gab ihm schnell eine interessante Wendung, und ehe man sich's versah, war der



Zauber wiederhergestellt. Jetzt reichte das junge Mädchen Thee herum, Herr von Rode nahte sich, ihr seine Tasse zu nehmen, und war linkisch genug, indem er sie aus ihrer Hand nahm, einen Händedruck zu wagen. — Nieder klirrte die Tasse, der heiße Thee floß dem erboßten Rode in die Schuhe, und Molly, sehr kaltblütig ihr Kleid abreibend, sagte: Sie faßten die Tasse ungeschickt — weiter ist kein Unglück. — Das war zu viel! Koketterie, kindische Laune, kalter Spott — was war in dem Mädchen? Mühsam gewann Rode seine Fassung wieder, während der Diener die Theefluth auftrocknete; aber er hütete sich weiter an diesem Abend, auf seinen über Molly gewonnenen Einfluß zu bauen.

Wirklich schmollte er ein paar Tage und hätte es noch länger gethan, wäre nicht eine Schlittenfahrt dazwischen gekommen, bei welcher das Loos so gefällig war, ihn Molly zum Führer zu geben. Eine solche Schlittenfahrt war damals ein sehr glänzendes Fest, ohne ähnlichen Lustbarkeiten in der östreichischen Kaiserstadt im mindesten zu gleichen. Man bediente sich der kleinen Rennschlitten, wo der Cavalier hinter der Dame sitzt, die Vorreiter, in deren Zahl und glänzender Livree sich die Eitelkeit des Cavaliers am vortheilhaftesten zeigen konnte, trugen die Farbe des Pelzes oder der Kleidung der Dame, wenn es ihm möglich gewesen war, sie zu erforschen, und eben diese Farbe herrschte in dem Federbusch des flüchtigen Schlittenpferdes. Rode begab sich zur Tante, um sich die Gunst, Molly's Führer zu sein, zu erbitten; jubelnd empfing das fröhliche Mädchen der Tante Einwilligung und gab mit komischer Wichtigkeit

dem besänftigten Rode ihre Aufträge wegen einiger die Lustfahrt betreffenden Anstalten.

Molly, in einem bescheidenen Amazonenkleidchen von grünem Kamelot mit einer schmalen goldenen Litze, ein grün sammtenes Pelzmützchen schief über das hellbraune Haar gedrückt, sah wie die sorglose Freude aus. Es war einer der sonnenhellen Februartage, wo in jener Gegend die Oberfläche des Schnees zu schmelzen beginnt und im rechten Moment die Schlittenbahn spiegelglatt ist. Das fröhliche Schellengeläut, die bunten Farben der Damenpelze und der Federbüsche der leicht dahinfliegenden Rosse steigerten die Fröhlichkeit in Molly's Köpfchen zu einer poetischen Laune; sie nahm ihrem Führer die Zügel aus den Händen, beharrte eigensinnig, zu lenken, und nöthigte ihn solchergestalt den größten Theil des kurzen Wegs zu einer so anhaltenden Aufmerksamkeit auf sein Schlittenpferd, das bei Molly's unkundiger Führung stets die beste Lust hatte, nebenauszufahren, daß ihm keine Zeit, seine Dame zu unterhalten, gegönnt war. Molly's poetische Spannung dauerte fort; denn wie, an Ort und Stelle angekommen, der gute Herr von Rode, hinter ihrem Sessel postirt, während der eleganten Collation ihr die schönsten Dinge zu sagen hoffte, war das Mädchen zu keiner bleibenden Stätte zu bewegen, sondern indeß der arme Ritter die Tante mit Kuchen bediente, war sie am Arm eines silberhaarigen alten Stallmeisters, ihres Vaters Hausfreund, aus dem Saal entwischt, um auf einer kleinen Anhöhe neben dem Gasthof die glühende Abendröthe zu betrachten, die, eine kalte Nacht verkündend, den klaren

Wintertag beschloß. Molly sah den Kindern der Landleute zu, die mit kleinen Schlitten diese Anhöhe herabfuhren, und lachte ihren alten Führer aus, der sie aufmerksam machte, daß die Bahn der Kinderschlitten bis an einen Weg reiche, der zwar kein Heerweg war, auf dem aber jeden Augenblick ein Bauerwagen fahren und die Pygmäenschlittchen zermalmen konnte. Noch ein paar Sekunden, und des alten Stallmeisters Befürchtung ward gerechtfertigt; ein Wagen, nach Landesart mit Stieren bespannt, kam hinter den Häusern hervor, der Stallmeister schrie den Kindern zu; aber da war an kein Halten zu denken; der Knecht hingegen, der die Stiere führte, hielt seine Thiere an, und das war vielleicht gut, denn nun standen diese unerschütterlich still, indeß die Schlitten einer nach dem andern an die Wagenräder anfahrend oder unter dem Wagen durchschießend, ihre kleinen waghalsigen Führer ausschütteten. Die Kinder erhoben ein Zetergeschrei; Molly flog die Anhöhe herab, um den Zerschmetterten zu helfen. Die Stiere sahen sorglos vor sich hin und schienen diesen Unglücksfall schon längst in die Berechnung ihres Schicksals aufgenommen zu haben. Nicht so ihr Führer; der bediente sich des umgekehrten Endes seiner Peitsche, um ohne alle Mishandlung, ganz phlegmatisch fluchend, den Kinderknäuel auseinanderzuwirren; welches dann auch sehr schnell gelang, denn nur ein rothbäckigtes Bübchen von sieben Jahren hatte das eine Bein gegen die Radspeichen zerbrochen. Der Stallmeister nahm das Unglück sogleich wahr, faßte den Knaben behutsam auf die Arme und trug ihn, von Molly begleitet, zu seinen Eltern. In-

dem er mit männlicher Ruhe dieser armen Leute Jammergeschrei zu stillen suchte, zog Molly sehr behende und behutsam dem Bübchen seine Kleidung ab und erhielt es auf dem Bette ruhig liegend, indem sie mit süßer Schmeichelstimme ihm vorsprach und ihm ihre Uhr, ihr Halsband und dergleichen Herrlichkeiten zum Spielen hinreichte. Der Wundarzt kam, Molly half mit wundersamem Muth bei dem Verbande, aber nicht ohne große Anstrengung, denn indem sie fortfuhr dem Kinde mit lächelndem Gesicht zuzusprechen, rollten ihre Thränen, wie Thautropfen über ein Marmorbild, über ihr erbleichtes Gesicht.

Jetzt war der Wundarzt fertig, der Knochenbruch war ohne Splitter, das Kind gesund, also eine nahe, gründliche Heilung zu hoffen; die Rosenfarbe der Freude kehrte auf Molly's Wangen zurück, und im Gefühl, geholfen zu haben, wendete sie sich jetzt vom Kinde ab. — Da erblickte sie die Tante und Herrn von Rode hinter sich, die schon lange Zeugen ihrer Thätigkeit waren. — Der Ruf des stattgehabten Unfalls hatte die Tante auf die Abwesenheit der Nichte aufmerksam gemacht, sie war ihr mit Herrn von Rode nachgeeilt; der alte Stallmeister, den des jungen Mädchens Benehmen in der Seele freute, hatte sie bei ihrem Eintritt in die Bauernstube verhindert, sie darin zu stören, und beide sahen dem Bemühen des hülfreichen Kindes mit Rührung zu. Unbefangen begrüßte sie die Freunde, bat die Eltern des Knaben, ihr recht oft Nachricht von dessen Befinden zu geben, versprach diesem Spielzeug zu schicken und hüpfte an Rode's Arm zu der Gesellschaft zurück. Rode war

wirklich tief gerührt, sinnlich und übersinnlich ergriffen. Er mochte es auszudrücken versuchen, da stand die Kleine mitten im Schnee still; „a propos, Tantchen, rief sie, sagen Sie doch dem Herrn von Rode, ein für alle Mal von der Geschichte gar nicht mehr, besonders da oben (auf die jetzt erleuchteten Gesellschaftszimmer des Gasthofes deutend) zu sprechen." — Madame Meier bat mit Bestimmtheit darum, und Herr von Rode sah viel zu sehr seinen Vortheil dabei ein, Molly's Geheimniß zu besitzen, um indiscret sein zu wollen.

Die Gesellschaft fuhr mit Fackeln zurück, um sich in der Stadt zu einem Thee dansant zu versammeln. Die empfundne Gemüthserschütterung hatte Molly ernster als gewöhnlich gestimmt, Rode hatte einen ähnlichen Eindruck empfangen; die Unterhaltung war für die Schellenbegleitung sehr solide, der Schlittenführer hielt sie aber dennoch für sehr zweckmäßig. Kurz vor der Stadt entstand eine Unordnung unter den vordern Schlitten, Herr von Rode mußte den seinen lange halten lassen; da kamen ihm alberne Gedanken bei, und die Nähe von Molly's schöner Wange, neben der er sich, das Leitseil zu ordnen, hinbog, verleitete ihn, vom Schlittenrecht zu sprechen. Molly rückte behend zur Seite und sagte nachlässig aber entschieden: Ja, das versteht sich, das Recht löse ich, sowie Sie mich zu meiner Tante geführt haben. Die Schlitten brachen auf, Rode war sich gram, wie ein Gimpel zutäppisch gewesen zu sein, und zerstreute sich mit der Neugier, was für ein Gesicht das Mädchen machen würde, wenn er sie vor den Augen der Gesellschaft an das Schlittenrecht erin-

nerte. Sie machte gar kein Gesicht — sondern ehe er sie erinnern konnte, sobald sie, noch an seinem Arm, die Tante begrüßt hatte, warf sie die Kappe zurück und bot ihrem Führer mit einer höchst graziösen Verbeugung die Wange zum Kuß dar. Ein alter Engländer, der neben der Tante stand, rief angeheimelt von dem Tableau: Die niedliche junge Dame könnte unsern schönsten Misses diesen echt altenglischen Gruß lehren, so national ist ihr Anstand! — und Molly flog sorglos in ein Nebenzimmer, um sich von ihrem Pelze zu befreien.

Rode's Herz war nun wirklich befangen, es lief diesen Abend mit seinem Patrizier und seinem Menschenverstand davon; denn während Molly ein paar Tänze überschlug, machte er ihr, was man ehemals eine Liebeserklärung nannte. Die Jungfrau hörte ihn sehr ruhig an, ließ ihn auch ausreden und sagte erst nach einigem Zögern: Nun, wenn ich das Alles in dem Sinn aufnehme, wie Sie es ausdrücken, was würde denn da? — Gott! ich wäre der glücklichste Mensch! rief Rode. — Ich wäre aber nicht glücklich, erwiederte Molly rasch, sondern spielte einen platten Roman, der mit Selbstverachtung und Misachtung Ihrer endete. — Jener fuhr auf. — Ruhig, mein Herr! Ihre Erklärung hatte ich von Ihrem Verstande nicht erwartet, aber mein Herz habe ich schon länger dagegen verwahrt. Vor einem Roman muß ich es schützen — denn es ist ein weiches Herz; daß ein solches Verhältniß zwischen dem berner regierenden Herrn und mir nur ein Roman bleiben kann, sagt mir mein Stolz, somit erwarte ich, daß Sie dieses Gespräch nie erneuen. — Sobald Rode sein Be-

fremden über dieses Benehmen bemeistert hatte, suchte er sich in Empfindungen auszubreiten; Molly ließ ihn sprechen, pflückte Wachs von einer vor ihr stehenden Kerze, machte Kügelchen und fragte plötzlich: Wollen wir sehen, ob sie die Wahrheit sagen? Da! wenn die fünf Kugeln ein Kreuz machen, muß ich Ihnen glauben. — Sie rollte sie auf den Tisch, und die fünf Punkte bildeten von allen Gestalten der Welt am wenigsten ein Kreuz. — Da sehen Sie nun, wie übel ich daran wäre, hätte ich die Sache im Ernst genommen, rief sie sorglos und hüpfte dem Tänzer entgegen, der sie jetzt zur nächsten Anglaise abrief. Rode war tief gekränkt, er schmollte den übrigen Abend, indeß Molly mit gleicher Heiterkeit ihren Weg fortging. Wie die Tante sich entfernen wollte, suchte sie den Unzufriednen auf und bat um ihren Pelz, Kappe und dergleichen, die er ihr abgenommen. Ihre Stimme war so mild, sie legte, um ihm von dem Gespräch, in dem er zu sein vorgeben wollte, zu unterbrechen, ihre Hand so zutraulich auf seinen Arm, daß er irre an ihr wurde. Ist das recht, so mit mir zu spielen? fragte er bedeutend, indem er sie die Treppe herabführte. — Spielen? rief Molly erschrocken; also ist's Ihnen nicht möglich, mich in meinem unbefangenen Sinn hinleben zu lassen? — Hier stieg sie in den Wagen, beschämt über Rode's Irrthum, und Rode war durch den Ausdruck ihrer Stimme aufs neue bewogen, ihr Wesen für Wahrheit zu halten.

Das hat nun wol nie in der Wirklichkeit statt gefunden, daß nach so einer Erklärung zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen ein unbefan-

genes Verhältniß stattgefunden hätte. Molly hätte Geistesfreiheit genug dazu gehabt, aber Roden fehlte es an Reinheit der Gesinnung und Charakterkraft; er zerstreute sich in Beflissenheit gegen andere Frauen und versuchte hie und da bei Molly eine günstigere Stunde zu einer zärtlichen Rede zu finden. — Obschon im Innern verwundet, war nun alle Gefahr für ihr Herz verschwunden; sie ließ ihrem Muthwillen oder ihrem Verstand freie Hand, ihre Gespräche mit Rode zu wenden. Endlich einmal, in einem sehr schlechten Concert, sagte ihr Rode sehr schöne Dinge, auf die sie durchaus nicht hörte; beleidigt rief er: Wie kann diese Musik Sie beschäftigen? Ich glaube Sie zögen die Trommel selbst meinem lästigen Gespräch vor! — „Diesem Gespräch unfehlbar. Wie gern ich Musik einem bessern Gespräch aufopfere, haben Sie bei dem Ihren mit mir oft erfahren" — und nun horchte sie wieder gespannt auf eine unbarmherzige Geige.

Denselben Abend sagte Molly's Vater, daß er Herrn von Rode Briefe zugeschickt habe, die seine unverzögerte Abreise nach **n erfoderten, was auch keine Schwierigkeit fände, da seine Proceßgeschäfte beendigt wären. Des folgenden Morgens kam er auch wirklich, alle noch nöthige Abrede mit Hofrath Reck zu nehmen, und am zweiten Tage stattete er seinen Abschiedsbesuch ab. Der Mann war lange mit gastfreier Güte in dieser Familie aufgenommen gewesen, er hatte sich Wohlwollen und Achtung erworben, alle Mitglieder derselben waren bei seiner Abreise gerührt. Nachdem Rode den Vater, die Tante umarmt, nahte er sich Molly, küßte ehrerbietig

ihre Hand, hielt sie, sein Gefühl zu bemeistern bemüht, in der seinen und sagte bewegt: „Sein Sie glücklich, so glücklich, wie Ihr schönes Gemüth es verdient!“ — Jetzt ließ er ihre Hand, seinen Blick fest auf ihr erröthendes Antlitz geheftet, langsam los und eilte dann schweigend hinweg.

Was war denn das für eine wunderliche Standrede, junges Frauenzimmerchen? fragte der Vater, indem er von Rode's Begleitung zurückkehrte. — Hm! das sind schöne Redensarten! antwortete die Kleine humoristisch, weil ihre Thränen hervorquellen wollten. — Die schicken sich aber doch nicht in das gewöhnliche gesellschaftliche Verhältniß. Was meinst Du, Schwester? zu Tante Meier gewendet. — Ja, liebes Papachen, rief Molly, unsers war auch ungewöhnlich. Hätten Sie eine ordentliche, gescheute Jungfer aus mir gezogen, so wäre mir's vielleicht geglückt, alle Barettlestöchter der *eschen Republik aus Herrn von Rode's Herzen zu verdrängen. — Mir däucht, daß auch der Scherz über so einen Gegenstand unziemlich ist, sprach der strenge Hofrath, indem er die Tante fragend ansah; Molly aber unterbrach ihn mit auflodernddem Selbstgefühl: Erlauben Sie! rief sie, die Tante, welche Zeuge alles meines Thuns und Vertraute meiner Gedanken ist, wird bezeugen, daß Herrn von Rode's Worte mir Ehre machen — und in einem höchst wohlkleidenden Kothurn verließ sie das Zimmer um — im Ernste Rode einige Thränen zu weihen.

Molly erfuhr noch in demselben Jahre, daß Herr von Rode eine reiche Erbin aus einem vornehmen Geschlecht seiner Vaterstadt geheirathet hatte — die Weich-

heit, welcher sie bei seiner Abreise nachgegeben, war jugendliche Trauer um eine hinschwindende Freude gewesen, nicht Schwäche des Herzens — vor der hatte sie ihr weiblicher Stolz gänzlich bewahrt; sie erfuhr daher Rode's Heirath mit etwas weiblichem Spott, wegen der Barettlestochter, aber ohne alle Betrübniß, und mit eben so heiterer Verstandesansicht gab sie noch ein Jahr später einem wohlhabenden, sehr schätzenswerthen, aber viel ältern Mann ihre Hand. Molly hat kein Herz, sagte ein Theil ihrer Bekannten; sie hat mit Koketterie ihre Anbeter festgehalten, keinen begünstigt, niemals geliebt, sagten Andere; die Eitelkeit leitet ihre Handlungen, sagte ein Dritter. Sowie bisher ihre Liebenswürdigkeit ihr die erste Stelle in der Gesellschaft einräumte, will sie sich durch Geld und Rang auch nach ihren Blütentagen die erste Stelle zusichern. — Sie heirathet aus Depit, rief ein verblühtes Fräulein von Dreißigen; seit der berner Patrizier sich verabschiedet, war es offenbar, daß sie nur eine Versorgung suchte; sie behandelte ja die jungen Herren mit einer Pedanterei! — Sachte, sachte, Fräulein Miekchen — nahm eine sehr betagte Dame das Wort, die bisher, ohne mitzusprechen, jede Sprechende mit den offnen klaren Augen angesehen hatte, welche gute Alte so auszeichnen — wenn eine so gute Tochter, eine so sittsame Jungfrau, wie Molly, die Jugend und Schönheit zum Malschatze bringt, einen reifen Mann wählt — denn das wissen Sie, meine Damen, daß Molly die Wahl hat — so ist's vielleicht ein Beweis, daß sie das Bedürfniß hat, ihren Gatten schätzen zu können, und daß ihre jungen Herren

ihr nicht besondere Werthschätzung einflößten. — Die Greisin hatte das junge Herz errathen, weil ihr Herz rein geblieben war wie das Herz der blühenden Jungfrau.

Sehr zartfühlende Gemüther, besonders wenn ein lebendiger Geist sie vielseitigen Anregungen von außen aussetzt, entdecken sehr bald, daß es kein anderes Mittel für sie gibt, den Verletzungen durch das Leben zu entgehen, als indem sie ihre Vernunft stets die Runde gehen lassen, damit sie jedem Angriff zuvorkomme. Ist ihr Gefühl einmal angeregt, so geräth es mit der Außenwelt in so schmerzlichen Kampf, daß nur Zeit und Opfer die Ruhe wiederherstellen. Sie entgehen dem nicht, trachten aber darnach, wie sie können. Das macht dann Sonderlinge, gutherzige Murrköpfe, und bei dem zartern Geschlecht verschloßne Charaktere, die mit ihrem vollen Herzen einsam durch die Welt gehen und, oft verkannt, sich des Tages freuen, wo die Herzen sollen offenbar werden. Zu den Letzten hätte vielleicht Molly gerechnet werden können, wenn sie nicht als Mutter so viel geliebt, als Gattin so viel Pflichten erfüllt hätte und durch die dankbare Achtung ihres Gatten für so Vieles entschädigt worden wäre, daß sie mit seliger Wehmuth das Gefühl trug: Liebe, eigentliche Liebe, die Liebe der Jungfrau zum Jüngling, diese Blüte des irdischen Daseins, nie gekannt zu haben.

* * *

Tante Meier war zur Ruhe eingegangen, Vater Reck lebte im Kreise mehrerer Enkel bei seinem Schwie-

gersohn, der troß seiner sechzig Jahre seine, durch die veränderten Staatsverhältnisse ihm übertragne ansehnliche Amtswürde mit rühmlicher Thätigkeit verwaltete. Wir erneuen unsere Bekanntschaft mit Molly, der jetzigen Frau von Frank, neunzehn Jahr nach ihrer Heirath in einer sächsischen Residenz, wohin ihr Gemahl versetzt war. Frau von Frank wollte ihr Haus während der häufigen Durchmärsche, die jetzt stattfanden, den Lasten der Einquartirung nicht entziehen; sie legte den Kriegern, die sie aufnahm, den starken Zaum der Sitte an, indem sie dieselben freundlich als Gäste behandelte und durch gebildeten Ton Gleichgesinnte anzog, Rohe entfernte. Maria, ihre achtzehnjährige Tochter, war jetzt so blühend, so liebenswürdig wie ihre Mutter, da das neidische Fräulein ihr schuld gab, aus Depit heirathen zu wollen; sie war vielleicht schöner noch als diese, aber den festen klaren Sinn, der Molly fähig machte, ihre Neigung zu Herrn von Rode zu beherrschen, und der ihr diese Neigung besiegen half, sobald ihre Achtung für ihn abnahm, den hatte sie nicht. Die Töchter starker Mütter bilden sich weichmüthig oder starrköpfig aus — so will es die Wechselwirkung in der geistigen Natur. Maria war weich, aber innig wie ihre Mutter und reines Herzens wie sie. Das junge Mädchen war in dem Innern des Hauswesens, welches den einquartirten Gästen stets unzugänglich blieb, als hülfreiche Tochter beschäftigt und zeigte sich bei Tisch und in den Gesellschaftsstunden stets an der Seite ihrer Mutter, mit dem Anstand, der ihr Bewunderung zuzog, aber alle Zudringlichkeit abwehrte. Nach sehr blutigen

Kriegsvorfällen ward das Cadre eines bairischen Regiments nach *tha verlegt, um dort seine Ergänzung abzuwarten, ein Lieutenant desselben ward auf Herrn von Frank's Haus verlegt, „Herr Lieutenant von Rode," buchstabirte Robert, Frank's zehnjähriger Sohn, indem er den Quartierzettel hereinbrachte, und setzte mit einem Hops hinzu: „'s ist eine recht schmucke Ordonnanz, die ihn bringt." Frau von Frank verwandelte beim Anblick des Quartierzettels die Farbe, ging zu der Ordonnanz hinaus, sie um die Bedürfnisse ihres Herrn zu fragen und schickte dann Maria, das Abendessen zu bestellen, indeß sie die Anordnung des Gastzimmers betrieb.

Lieutenant Rode führte sich bei seinen Quartierleuten mit der angenehmen Höflichkeit ein, welche auch noch jetzt seinen Landsleuten — er war ein Berner — den Zutritt in Familienkreise erleichtert. Milde Sitte, Theilnahme an einfachen Freuden, Ehrbarkeit des Wortes und der Geberde setzten zwischen dem hübschen Krieger und seinem bourgeois beim kleinen Abendessen bald einen Ton fest, der allen Zwang ausschloß und keine zutäppische Vertraulichkeit noch hirnlose Courmacherei fürchten ließ. Frau von Frank erfuhr auf ihre erste Frage, daß sie den Sohn ihres ehemaligen Anbeters, des jetzigen berner Rathsherrn, vor sich habe. Von jenem Andenken war, wie in schönen Seelen von jeder Erinnerung, wie bitter die Gegenwart einst gewesen ist, heiteres Wohlwollen übriggeblieben. Der Jüngling schien ihr verwandt, sie fühlte sich für ihn zu Dienst und Güte verpflichtet, und indeß ihr Gatte, der seinen Vater ebenfalls gekannt hatte, sich mit ihm über den

Zustand seines Landes und den Einfluß besprach, den die Umwälzung der Begriffe noch vielmehr als die des Besitzthums und der Oberherren, und viel unauslöschlicher hervorgebracht hatte, nahm sie wahr, daß der junge Mann seines Vaters rechtgläubige Ansichten nicht theile, und der Wunsch, seinen vaterländischen Verhältnissen zu entgehen, ihn zu fremdem Kriegsdienst vermocht hatte. Lebhaft sich in Herrn von Rode's Lage versetzend, den der Zwiespalt zwischen seinen Ansichten und denen seines Sohnes sehr quälen mußte, trug ihr Bemühen, in des Jünglings Seele jede persönliche Unzufriedenheit gegen den Vater zu vertilgen, sehr viel bei, diesen schnellere Fortschritte in ihrem Wohlwollen machen zu lassen, sowie er auch jedes Mitglied der Familie gewann. Mit dem alten Herrn spielte er Schach, dem Knaben machte er eine feste, schwere Armbrust und übte ihn recht systematisch im Schießen, mit Marie lebte er, leider, wie ein freundlicher Verwandter, der ohne Ansprüche alle süßen Rechte des Familienmitgliedes hat, und daraus erfolgte, was wol bei bisher freien Herzen nicht zu vermeiden ist — die jungen Leute waren verliebt, ohne daß eine Spur von Leidenschaft weder gleichgültige Zeugen noch die Mutter selbst aufmerksam machen konnte. Frau von Frank hatte Marien bei des jungen Kriegers Eintritt in ihr Haus von seinem Vater erzählt; aber ihr das flüchtige Verhältniß bekannt zu machen, das diesem einst ein so lebhaftes Interesse für sie gab, hielt sie das Gefühl zarten Anstandes ab; durch eine lästige Warnung der Klugheit ward sie aber bewogen, Rode's Familiendünkel und die Erstarrung in allen Begriffen, welche

einer Klasse seiner Mitbürger eigen ist, lebendig darzustellen. Was Mariens Herz gegen Gefahr bewaffnen sollte, ward in diesem demüthig bescheidenen reinen Herzen zum Verräther an ihrer Ruhe. Die Natur der Empfindung, welche Albert ihr einflößte, blieb ihr unbekannt, sie kannte nur die Liebe zu ihrem Vater und zu ihrem jüngern Bruder, dessen Wärterin sie schon gewesen war. Was ihr Herz, nicht kindlich wie für den Vater, nicht mit Sorgfalt und Aufopferung — also mütterlich — wie für den Bruder bewegte, das hielt sie jetzt für Schwesterliebe und überließ sich ihm ohne Scheu. Albert hingegen, der von Frau von Frank's Ermahnung, sich herzlich und unbedingt mit seinem Vater zu versöhnen, innig gerührt worden war, erklärte ihr nach den ersten vierzehn Tagen seiner Anwesenheit in ihrem Hause, daß er ihm geschrieben und solche Vorschläge gethan, die ihn gewiß fröhlich in sein schönes Vaterland zurückführen würden. Mit der Ungeduld, eine schöne That gelungen zu sehen, wartete die wohlmeinende Frau auf die Antwort ihres ehemaligen Verehrers, war aber sehr bestürzt, als sie in der Zeit, wo diese Antwort eingelaufen sein konnte, die heitere, milde Stimmung des jungen Mannes ganz verschwunden, und indeß sie noch mit sich zu Rathe ging, ob sie ihn nicht um die Veranlassung dazu befragen sollte, auch eine beunruhigende Veränderung in seinem Verhältniß zu Marien eintreten sah. Die gute Mutter hatte die Sorgen, die große Kinder machen, noch nicht erfahren. Die kleine uns geben, scheinen so schwer! aber wenn das Aergste kommt, die Leidensflut über dem Haupte der Mutter

zusammenschlagen will, kann sie das kleine Kind rund mit ihren Armen umschließen, an ihrem Busen verbergen, auf ihrem Rücken forttragen — das große Kind geht nur neben ihr, sie ruft es, sie führt es; aber wie oft strömt die Flut zwischen sie Beide, daß es ihre Stimme nicht mehr hört, und ihrem Recht und ihrer Kraft, es mit Gewalt dem Untergang zu entreißen, ist es entwachsen. — Wie sie ängstlich beobachtete und schmerzlich nachsann, schlüpfte Marie einst am späten Abend zu ihr ins Schlafzimmer und bat nach lang vergeblich bekämpften Thränen: O liebe Mutter, mache, daß Albert fortgehe! — Frau von Frank hatte beim ersten Anblick von ihrer Tochter leidenschaftlichem Schmerz Fassung, ja Klarheit des Geistes gewonnen und wußte, nachdem sie mühsam die Ursache von diesem Schmerz erfragt, augenblicklich und mit Bestimmtheit, was ihr zu thun gebühre. Albert hatte vielmehr in seiner schnell erwachsenden Liebe zu Marien als in Frau von Frank's Zureden den Beweggrund gefunden, seines Vaters Versöhnung zu suchen. Er hatte schon drei rühmliche Feldzüge gemacht, der Schluß des gegenwärtigen ließ einen Frieden hoffen; er erbot sich gegen seinen Vater, dann sogleich seinen Abschied zu nehmen und sein Vaterland nie mehr zu verlassen — die einzige Bedingung, die er ihm setzte, war — die Erlaubniß, ihm Marie als Schwiegertochter zuführen zu dürfen. — Er hatte, ungeachtet der Verschiedenheit der Meinungen, die ihn von seinem Vaterlande entfernten, nicht sein Sohnesverhältniß zerrissen, sondern war in fortwährendem freundlichen Verkehr mit den Seinigen geblieben; dem zufolge hatte

er schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei Frau von Frank seinem Vater von seinem Glücke geschrieben, in dem Hause seiner ehemaligen Bekannten zu wohnen, hatte ihm deren Grüße bestellt und mit Innigkeit ihre Güte, ihre Liebenswürdigkeit gelobt; sein Vater hatte also Zeit gehabt, sich mit den Bildern seiner Vergangenheit, die ihm die ehemalige reizende Molly darstellten, wieder bekannt zu machen — aber wie matt erschienen sie auf dem falben, übermoosten Gemälde seiner Phantasie! Seufzend gestand er sich, daß nie ein Bestreben seines Duodezehrgeizes seine Seele so gehoben habe, wie damals ein schöner Gedanke, aus Molly's Munde gehört, oder in ihren blitzenden Augen gelesen, und dann dünkte er sich doch ein ganzer Held, daß er damals sein thörichtes Herz beherrscht, und rechnete die Gelegenheiten her, wo ihm die Sippschaft seiner kalten, stumpfen, leeren Gemahlin Einfluß verschafft hatte, und wie er durch seine Heirath mit einer nichtsbedeutenden Fremden zu einem dunkeln Landjunkerleben verurtheilt gewesen sein würde. Welchen peinlichen Eindruck mußte deshalb Alberts Brief, sein Geständniß, seine Bedingung der Rückkehr ins Vaterland auf ihn machen! Seit drei Jahren zitterte er für das Leben des einzigen Sohnes, seit drei Jahren verfolgte ihn seine Gemahlin mit kraftlosem Klaggewinsel von Ahnungen und Schrecken, und nun hatte er die Wahl zwischen diesem und einem noch größern Uebel — und endlich noch das peinliche Gefühl, der Frau, deren fester, reiner Sinn noch in halb kindischer Jugend seine Liebe verwarf, jetzt, nun sie seinen Sohn mütterlich aufgenommen, wieder selbst=

süchtig gegenüber treten zu müssen. Aber die Gewohnheit, das ihm als recht und heilsam Erscheinende nur auf dem Wege alt hergebrachten Uebereinkommens zu suchen, und die Erfahrung, daß es da gefunden werde, gab ihm die nöthige Entschlossenheit, seinem Sohn seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Marien unbedingt abzuschlagen; er versprach ihm dagegen jede Freiheit seines Willens zu jedem andern Entschluß, und wenn er seinen Abschied vom Kriegsdienst nehmen wollte, nach seiner Rückkehr ins Vaterland eine gänzlich unabhängige Lage. Frau von Frank erwähnte er dabei mit der ehrerbietigsten Anerkennung, ja, um den Sohn zur Nacheiferung in einer heldenmäßigen Selbstüberwindung zu bewegen, entdeckte er ihm die Neigung, die er einst gegen diese liebenswürdige Frau bekämpft zu haben sich rühmte.

Das waren doch Funken genug, um den Kopf eines liebeheißen einundzwanzigjährigen Jünglings in Brand zu setzen? — Für seinen Vater war also sein Leben selbst nicht so wichtig als der Stolz seines Namens? Er ließ diesen sogar lieber auf dem nächsten Schlachtfelde untergehn, als ihn mit dem eines würdigen Bürgers zu verbinden — konnte er dem Vater Liebe um Liebe geben, dessen Liebe also in kleinlicher Selbstsucht erstickt war? Ja, diesem Vater fehlte nicht einmal das sinnliche Bild von dem Liebreiz, der des Sohnes Herz Marien gewonnen hatte, denn er gab ja vor, Mariens Mutter geliebt zu haben, er mußte also begreifen, wie liebenswürdig die Tochter jetzt sei. — Und dieser Gedanke entspann eine andere Ideenreihe, die sein empör-

tes Gemüth nicht zu beschwichtigen geschickt war. Er ward zu einem Vergleich verleitet zwischen der Frau, die bei veränderten Umständen seines Vaters Gattin hätte werden können, und der Frau, die seine Mutter geworden war: er stellte die ernste Pflichterfüllung, das geistvolle Leben, die anmuthige Thätigkeit, das innige Beisammensein von Frank's Familie neben die schlaffe Unthätigkeit, die leere Zeittödtung, die weichliche Schmeichelliebe und kalte Theilnahmlosigkeit, die in seinem Vaterhause geherrscht hatten; und seine Leidenschaft legte ihm zur Pflicht auf, Gehorsamsbande zu sprengen. Er versprach sich, an Mariens Seite ein kleines Paradies zu bauen, in das er seinen Vater selbst einst einführen wollte; denn an diesen hatte ihn von jeher das dunkle Gefühl gefesselt, daß er besser sei als alle seine Umgebungen. Jetzt fand er dieses Gefühl dadurch gerechtfertigt, daß, ohne darum froher zu sein, der Vater stets so bereitwillig gewesen war, sich mit ihm als Knabe und Jüngling aus dem flachen Zirkel seines Salons hinwegzuschleichen, um in der freien Natur trübe zu träumen. Das alles hatte der aufgeregte Jüngling Marien gesagt; eine große Gesellschaft, in der er, wie er meinte, unbeobachtet mit ihr sprechen konnte, verschaffte ihm Gelegenheit dazu, und er bat sie, es ihrer Mutter zu wiederholen, und zugleich seine Bitte um ihren Segen zu seinem festen Entschluß: sobald der Frieden ihm einen ehrenvollen Abschied erlaube, bei dem Fürsten, dem er jetzt diene, eine Civilanstellung zu suchen, und dann sie als sein Weib einzuführen in eine Hütte, die nicht ganz leer sein würde, denn er besitze

ein kleines, ihm von einer Tante hinterlassenes, von seinem Vater unabhängiges Erbtheil.

Es war Frau von Frank gelungen, durch die Ruhe ihres Benehmens Mariens weiches Herz zu beschwichtigen, sodaß sie am Ende ihres Berichts mehr jungfräuliche Beschämung als Schmerz empfand. Was sagt meine Marie zu Alberts Entschluß und Vorschlag? fragte sie ziemlich lange, nachdem diese ihren peinlichen Bericht beendigt hatte. Aber sie fragte vergeblich, denn statt aller Antwort erfolgte nur ein neuer Ausbruch von Schmerz. Gut, mein Kind, wenn Du zu weich bist, mir zuerst Deine Gedanken zu eröffnen, nahm die Mutter von neuem das Wort, so will ich Dir sagen, welches Deines Vaters Ansichten sein müssen, denen ich beistimme. Wir Beide können nur Herrn von Rode's Abneigung gegen eine Verbindung zwischen unsern Kindern beipflichten, und aus ganz gleichen Gründen. Er sieht eine solche Schwiegertochter für ein Hinderniß bei seines Sohnes Glück an, und wir verachten die Sippschaft und die Verhältnisse, in welchen gleiche Bildung, gleiche Ansprüche an Achtung keine Geltung haben. Du wirst Albert seine Ehrenbahn in seinem Vaterlande nicht verkümmern wollen; auch Du wirst Dich nicht in eine Familie drängen wollen, der Du unsere Verachtung zubrächtest; also kannst Du Alberts Frau nicht werden. Nun wird Albert sagen, und Du wirst fühlen, daß er recht hat, daß ihr jener Sippschaft und jenen Ehren freudig entsagen wollt; allein dann ist Albert ein rebellischer Sohn, einem solchen aber fehlt es an Vertrauen zu sich selbst und einst zu seinen Kindern; er ist ein

schlechter Bürger, denn er warf Pflichten gegen das Ganze um seiner Persönlichkeit willen von sich; das nimmt ihm die öffentliche Achtung und in der Stunde der Prüfung die Selbstachtung. Du kannst also nicht sein Weib werden. — Mariens Thränen stockten in ihren überfließenden Augen, sowie die Seufzer in ihrer beklommenen Brust; mit hohler, mühsamer Stimme, indem sie ihre unnatürlich kalte Hand in ihrer Mutter Hände legte, sagte sie jetzt einfallend: Ich darf und will Alberts Gattin nicht werden; wehe aber Denen, die zwei schuldlose Herzen verderben! — Und nun rannen die verhaltenen Thränen einzeln und wie halb erstarrt über die marmorblasse Wange des heftig erschütterten Mädchens.

Den folgenden Tag, viel früher als dem jungen Krieger die Frauen zu begrüßen vergönnt war, beschied ihn die Mutter, welche mit ihrem geehrten Gatten die nöthige Abrede genommen hatte, zu sich. Ihr festes Gemüth bedurfte bei ihm mehr Beharrlichkeit und Geduld, einen edeln Entschluß zu befördern, als bei dem demüthig stolzen Herzen der Tochter; denn in diesem hatte des alten Herrn von Rode's ehemals gegen ihre über Alles hochverehrte Mutter bezeigte Selbstsucht eine Kraft, sich selbst zu opfern, entwickelt, deren sie sich selbst nicht bewußt war. Alberts endlicher Entschluß war kein Resultat einer klaren Einsicht, sondern Verzweiflung an der Möglichkeit, jetzt seinen Zweck zu erlangen, und Rache gegen seinen Vater, die er auf Kosten seines Lebens in der nächsten Schlacht zu befriedigen gedachte. Albert war einundzwanzig Jahr alt — wir wollen ihm nicht zürnen. Frau von Frank war schmerzlich bewegt! —

Allein sie sagte sich, daß der Schmerz der ersten Liebe im Kriegsgetümmel und im liebenden Kreis herzlich erfüllter Pflichten nicht unauslöschlich ist, und sie ertrug des Jünglings Toben und ertrug der Tochter stummen Schmerz.

Noch in derselben Stunde, da Alberts Gespräch mit Frau von Frank statthatte, suchte ihr Gatte seine Tochter auf; gewohnt, ihre Gefühle ihren häuslichen Pflichten unterzuordnen, fand er sie auch jetzt, zwar mit verweinten Augen, aber sanftem Lächeln um den wehmüthigen Mund, neben ihren beiden jüngsten Geschwistern, ein paar muntern Mädchen, deren Arbeit sie anordnete. Liebe Marie, rief er ihr zu, laß den Mädchens ihr Nähezeug wegpacken, und rüstet Euch gleich mit mir nach Bergdorf zu fahren. Ich habe eine Commission auf dem Schlosse, da könnt Ihr ein paar Tage bei Deinem alten Lehrer, dem Pfarrer, bleiben. — Die kleinen Mädchen jauchzten; Marie verstand den Sinn von ihres Vaters Entschluß, der Schmerz lähmte ihre Zunge, ihre Bewegungen; aber die Schwestern, welche sie heute schon zehn Mal gefragt hatten: Mariechen bist Du krank? hingen an ihrem Halse und riefen unter Liebkosungen: Komm! komm! da wird Dir gewiß besser! und zogen sie zu den Kleiderschränken fort, damit sie ihnen ihre Reisegarderobe übergeben möchte. Nach einer Stunde stand der Wagen vor der Thür, Kinder und Mutter waren versammelt, um von einander Abschied zu nehmen, nur der Vater hielt sich noch in seinem Cabinet auf. Marie lag weinend in der Mutter Armen, als er, Albert an der Hand führend, ins Zimmer trat.

Kommt Mädchen, rief er, nehmt von unserm jungen Freund Abschied, denn er wird bei unserer Rückkehr kaum mehr bei uns sein. — Albert schloß die ihm weinend entgegeneilenden kleinen Mädchen in die Arme, schluchzte laut und blickte zu Marie hin, die heldenmäßig gefaßt, ihm die Hand bot; er warf einen flüchtigen Blick auf den Vater, der die ausgestreckte Hand ergriff und sehr weich und innig sagte: Marie, der Krieger bedarf der edeln Mädchen Beifall, ehre unsern Albert mit einem schwesterlichen Kuß. — Einen Augenblick preßte der Jüngling die Jungfrau an seine Brust, dann wankte er mit ihr an den Wagen. Wie der Vater jetzt seine Gattin zum Abschied umarmte, hob diese seine Hand zu ihren Lippen, und diese Bewegung und ihr durch Thränen in Dankbarkeit leuchtender Blick verjüngte die Frau so sehr, daß sie in diesem Augenblick vielmehr der theilnehmenden Schwester als der Mutter der betrübten Maria zu gleichen schien.

Der Wagen fuhr ab, und nun sorgten die kleinen Mädchen dafür, daß Marie unbeobachtet weinen konnte, oder noch besser, um sie zu trösten, ihren Schmerz zu bemeistern sich zwang. Der Gedanke, daß Albert nun dem Krieg gerade entgegengehe, und Kanonen, Bajonette und Flinten dem lieben Freund unmittelbar drohen sollten, war den Kindern jetzt plötzlich so nahe gerückt, daß sie den Vater mit tausend Fragen über dessen Zukunft bestürmten, weil sie nach Kinderart Trost von außen suchten, anstatt ihn bei der Einkehr in ihr Inneres zu finden. Der Vater ging in ihre Befürchtungen ein, sprach von den Schrecknissen der Gefahr, der Pflicht

des Kriegers und der Freude, die liebende Verwandte genössen, wenn der Krieger mit Ruhm gekrönt heimkehre, ja von dem edeln Stolz, der auch den Schmerz aufwöge, wenn ein schöner Tod ihnen den Geliebten entriß. Die Absicht des weisen Mannes gelang; indem er die Jüngern zerstreute, gesellte er Mariens Schmerz eine edle Ansicht allgemeiner Theilnahme bei, die rückwirkend den Geliebten verklärte; und so glückte ihm, ohne von ihren innern Empfindungen im geringsten unterrichtet zu scheinen, daß er diese besänftigte. Einige Tage, in dem Schoos der Natur, dem Genuß und den Beschäftigungen des Landlebens, unter den Augen ihres geehrten Jugendlehrers zugebracht, halfen dem lieben Kinde den Sturm in ihrem Herzen zu der stillen Feier umzuwandeln, in der unter Hoffnung und Gebet, im Fortschritt der wohlthätigen Zeit die Liebe zum Einzelnen auf alle Wesen vertheilt wird.

Albert hatte Marie heldenmäßig bis zum Wagen geführt. Von Herr von Frank durch Ueberraschung zu der gewaltsamsten Selbstbeherrschung gezwungen, grollte er dem Mann, der so viel Kraft von ihm verlangte, aber unter seinen Foderungen bleiben wollte er nicht. Doch wie der Wagen fortrollte, vermochte er eben noch der Mutter eine ordonnanzmäßige Verbeugung zu machen, dann eilte er in sein Zimmer und trieb es ein paar Tage in allen Ehren recht lieutnantsmäßig mit Lahmreiten seines Lieblingspferdes, Umherirren in des Waldes Nacht und solchen Paroxismen, die dem Jüngling nachgesehen werden, denen das wahrhaft edle Mädchen aber gar bald männlichen Sieg über die Gewalt des Schmerzes

vorzieht. Zwischen seinen Gewaltritten stellte er sich fleißig bei seinem Chef ein und verlangte dringend nach Beschleunigung des Aufbruchs, und wenige Tage nach Herrn von Frank's Rückkehr, die ohne seine Töchter erfolgte, weil der Pfarrer in Bergdorf sie durchaus nicht hatte verabschieden wollen, kam der Befehl, mit dem nun gesammelten Regiment zum siegreich fortschreitenden Heere zu stoßen. Die sichere Aussicht auf Gefahr und Schlachtruf schien die Wertherslaune wie einen Morgennebel zu zerstreuen: die Siegesgöttin, die Göttin des Ruhmes, die ihm von jeher gewinkt, hatte jetzt Mariens Gestalt; die Todesgöttin, die der Krieger so oft statt ihrer umarmt, hatte Mariens Engelzüge — mit Entzücken stürzte er in Frau von Frank's Zimmer, das er seit dem Tag vor Mariens Abreise nie außer den Gesellschaftsstunden betreten, sank ihr zu Füßen und rief, ihr die Marschordre hinreichend: O, verzeihen Sie dem armen Jüngling, der noch nicht dem Schicksale nachzugeben gelernt hatte! Jetzt verstehe ich es und gehe meiner Bestimmung froh entgegen. Aber Ihren Segen bedarf ich — und Mariens Andenken! — setzte er leiser und sein Antlitz auf Frau von Frank's Schooße bergend hinzu.

Es war eine große Erleichterung für dieser Frau bestürmtes Herz, jetzt um die Abreise ihres jungen Lieblings weinen zu dürfen. Sie schenkte ihr die Thränen, die sie Mariens Kummer hatte versagen müssen. Mit gehaltenem Schmerz hatte sie ihrer Tochter Schicksal dem so vieler ihrer Schwestern und auch dem ihren ähnlich werden sehen, die aus ihrer Jugend meist nur

die Erinnerung im Entblühen zerstörter Blumen, in der Knospe erstarrter Blüten in das Matronenalter hinübernehmen.

Wann warst du glücklich, zarte Liebe?
Wurdest oft von Thränen trübe
Und erstarbst im Jammer dann. —

Diese Worte eines alten Liedes tönten durch ihres Knaben heiteres Geschwätz, durch das freundliche, vernünftige Gespräch mit ihrem Gatten hin, wie die Klänge einer Aeolsharfe, der man, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, nicht mehr zuhört, indem sie doch unbemerkt den Geist stimmen. Die Empfindsamkeit einer Matrone erhält die Schamhaftigkeit der ersten Jugendgefühle zurück; aber aus den entgegengesetzten Gründen: das aufblühende Mädchen verschließt sie in ihrem Busen, weil sie in überreicher Hoffnung des Lebens noch nicht deren Gegenstand ausschied; die Matrone verschließt sie, weil sie keine Theilnahme mehr erwartet. Sie liebt nur noch mit Mutterliebe, und die Mutter behält alles Weh für sich und nimmt aller Geliebten Weh noch dazu in ihr Herz auf. Sie sah das ganze Feld ihres Lebens hinab, und es glich ihr einer Herbstwiese, wo Zeitlosen mit ihrer Geistergestalt das matte Grün erhöhen. Fern an ihrer Grenze standen die Blütenbäume der Jugend, entlaubt, mit zerschlagenen Blüten! — Wann warst du glücklich, zarte Liebe? — Doch ihr geregeltes Gemüth führte die Erinnerung ihrer gelungenen Thaten bald gegen diese gefühlvollen Träume ins Feld. Ein beglückter Vater, der seine Greisentage heiter im Kreis seiner Enkel beschlossen, ein edler Gatte, den der häusliche Friede

Jugendthätigkeit und Mannesheiterkeit erhielt, Gedeihen geliebter Kinder — und jetzt zu ihren Füßen der wackere Jüngling, den sie seiner kindlichen Pflicht zurückgeführt, den sie vor Jugendthorheit behütet, an dem sie recht gethan hatte. — Sie legte ihre Arme um des Knienden Hals und sagte ihm mütterlich zärtliche Worte, erhöhte seine Entschlossenheit und strebte sein Herz zu seinem Vater zu lenken; aber diese Wunde war noch zu frisch, er versprach seinen Freunden wie ein Mann, nicht wie ein Verzweifelnder zu fechten, und verließ mit eines Sohnes Empfindung das gastfreie Haus.

* * *

Es war abermals eine Zahl Jahre verflossen, Marie war die Gattin eines liebenswürdigen, von ihr mit Herzenseinstimmung gewählten jungen Mannes, von dem nach vierjähriger Ehe noch nicht der Zauber der Liebe gewichen war, denn seine junge Gattin hatte allen Reiz jungfräulicher Bescheidenheit mit der Frauenwürde zu vereinen gewußt. Warnfeld war bürgerlicher Besitzer eines großen Gutes in der Nähe von **tha, wo Mariens Vater gewohnt hatte; diesem wackern Manne war noch das Glück geworden, Enkel zu herzen, er hatte die Zuversicht, in seinem Schwiegersohn seiner Gattin eine Stütze, seinen jüngern Kindern einen Vormund zu hinterlassen, und entschlief endlich mit heiterer Zuversicht, obschon der furchtbare Kriegszug nach Norden damals die Ruhe der Gegend gefährdete. Frau von Frank weinte an dem Grabe Dessen, den sie kindlich geliebt hatte, und legte sich selbst das Gelübde ab, fortzuleben,

würdig, als sei noch sein Auge ihr Richter. Ihr Sohn war zu wissenschaftlichen Zwecken vom Hause entfernt, sie hatte mit ihren beiden, jetzt zu anmuthigen Jungfrauen erwachsenen jüngern Töchtern einige Wochen bei ihrer Tochter Marie zugebracht und sich jetzt gewöhnt, Freude ohne die Theilnahme ihres geehrten Gatten zu genießen, Beschlüsse ohne seine weise Entscheidung zu nehmen. — Da trieb sie die Anhäufung von Kriegszügen zur Stadt zurück, wo Eigenthum und Haabe ihre Gegenwart erfoderte. Jeder kleinlichen Furcht fremd, begnügte sie sich, wie die fliehenden Heerhaufen und die Transporte der Verwundeten sehr häufig wurden, ihres Gatten alten Diener, der ihr seit seinem Tod unnütz geworden war, wieder ins Haus zu nehmen, damit sie mehr Hülfe habe und mit mehr Anstand vor den bedrängten Kriegern erscheine. Der alte Kaspar war schon seit Mariens Geburt im Hause gewesen, und wie Albert von Rode so traurigen Abschied nahm, hatte er das Seinige gedacht und seinen alten Kopf verdrießlich geschüttelt, auch ein Mal für sich gebrummt: Es ist ein gottloser Hochmuth, solche Herzkinder zu trennen! — Wie er aber Marien wieder heiter emporblicken sah, und er sie bei der Erinnerung: „an den werthen Herrn Lieutenant,“ dessen Namen er in allen Zeitungen zu finden verhoffte, zwar erröthend aber unbefangen sagen hörte: Gott wird ihn ja schützen! — da gab er sich zufrieden, und wie er seine liebe junge Herrschaft späterhin ihrem Bräutigam so heiter und innig das Jawort am Altar geben sah, da dankte er Gott, der es so gelenkt, daß „das liebe Kind im Lande geblie-

ben.“ Der alte Kaspar sagte ein paar Mal bei den unordentlich durchziehenden Haufen: Ach Gott, das ist baiersche Uniform! — Mehr wagte er selbst nicht zu sagen, in heiliger Scheu, die Furcht möge das Unglück herbeiziehen. Eines Abends kam er aber ganz verstört ins Zimmer, bat seine Herrin um ein geheimes Gehör und erzählte ihr, er sei, wie schon alle vergangene Tage — was sie ihm gewiß verzeihen werde — im Hospital gewesen, um die anlangenden Verwundeten und Kranken abladen zu helfen, oder sonst Handreichung zu thun — dann setzte er, seine dürre Hand auf die Brust gelegt, hinzu: „Es will da drinne noch gar nichts davon wissen, daß die Leute unsere Feinde sind, denen wir so manches Jahr versprochen und geschworen haben — nun! und mögen sie's sein, so bedürfen sie Hülfe. Da kommt nun vor einer halben Stunde ein Wägelchen, darauf lag mehr Stroh und weniger Krüppel als auf den übrigen Karren. Ein alter Franzos ruft: man solle ihm helfen den todtschwachen Baiern herablassen. Ach Gott! mein Herz ahnete Alles! Ich springe an den Wagen, der alte Franzmann half mir mit kräftigen Armen, ich faßte den Kranken um den Nacken, und muß ihm wol etwas gesagt haben — da seufzt er und liegt mir wie Blei auf der Schulter. . . . Nein, nein Ihr Gnaden, er war nicht todt, aber ohnmächtig vor Ueberraschung — er war so schwach, daß er den Weg, den man ihn führte, seit zwei Tagen nicht erkannt hatte, so im Hinbrüten des Fiebers und der Schmerzen. — Ich weiß nicht, ob ihn meine Stimme aufgeschreckt hatte. Ich trug ihn ins Hospital, ich sagte zum Aufseher:

Herr Director, der Offizier muß zur verwitweten Frau Finanzräthin von Frank gebracht werden, er ist ihr Pflegesohn. Lassen Sie mich ihn indeß auf Ihr Sopha legen — und wie ich ihn sanft hinlege — — Kaspar konnte vor Thränen lange nicht fortfahren, seine Herrschaft ihn vor Thränen nicht antreiben; mit verhülltem Gesicht drückte sie dem Alten die Hand und rief: „Weiter! — weiter!“ — Wie ich ihn hinlege, zwang sich Kaspar zu erzählen, so sehe ich, daß seine liebe, liebe Rechte, mit der er meine alte Hand beim Abschied so deutsch schüttelte, fort ist! fort! — „O mach ein Ende, lieber Alter!“ rief Frau von Frank mit angstvoller Ungeduld. Nun! da kommt der alte Franzose, der ihn abladen half. — Wo ist mein Kamerad? rief er, und schleppt sich ans Sopha — ach Gott! und hatte nur ein Bein und ist noch nicht geheilt, und hatte doch Tag und Nacht für unsern Herrn Lieutenant gesorgt. — „Nun, Kaspar, habt Ihr eine Sänfte bestellt?“ — „Ja, ja! und nun laufe ich dem Kranken entgegen.“ —

Albert hatte seit seinem Abschied von Marien alle Feldzüge mitgemacht, war Hauptmann geworden, war mit Orden geziert; aber auch in den kurzen Friedenszwischenräumen betrat er sein Vaterland nicht wieder; und ob er gleich in fortgesetztem Verkehr mit seiner Familie stand, hatte er doch jede ihrer Bemühungen, ihn seines Vaters Vorschlägen geneigt zu machen, von sich gewiesen. Seine Mutter war gestorben, von seinen Schwestern lebte die eine mit einem der angesehensten Mitglieder der Republik in einer sehr unglücklichen und, durch des Gatten Nichtswürdigkeit, in einer unwürdi-

gen Ehe; die zweite hatte, dem Vater zu gehorchen, einen würdigen Geliebten aufgegeben, dessen Stand als Schulmann der Familie nicht genügte, jetzt war sie des Vaters Trost und Stütze, lebte aber ein früh von Liebesgram getrübtes, freudeloses Leben. Mariens Andenken war nie aus Alberts Herz gewichen; aber es behauptete seinen Platz schon lange nicht mehr als Ziel seines Strebens, als Preis seiner Mühen, sondern war die letzte und schönste seiner Jugenderinnerungen geworden; — wie der heilige Christ selbst dem reifen Mann das Symbol des Kinderglücks bleibt, so war Marie für ihn Symbol seines Jünglingsalters. — Albert hatte sein Leben nie geschont, wie sein Kriegsrang und seine Ehrenzeichen bewiesen; aber Tod und Wunden waren ihm erspart worden, bis bei Leipzig sein Arm zerschmettert ward, und sein gänzlicher Verlust allein ihm Hoffnung machte, sein Leben zu erhalten. Die Heilung ging langsam in dem Qualm der überfüllten Spitäler, ein tägliches Fieber blieb zurück, es stieg bei dem Transport des Halbgeheilten bis zur gefährlichsten Stufe — ohne die Sorgfalt des edeln Krüppels, den uns Kaspar schilderte, wäre er vielleicht nicht mehr lebend unter Frau von Rode's mütterliche Pflege gelangt.

Hier finden wir ihn nun wieder, umgeben von der zartesten Sorgfalt, von seiner mütterlichen Freundin bewacht und bedient. In der Gegend von Leipzig hatte Albert oft gedacht, daß er sich *tha näherte, hatte nachgefragt, ob Niemand in jener Stadt die Familie Frank kenne; und er hatte vernommen, daß Marie glückliche Gattin und Mutter sei. Ein sehr gemischtes Gefühl

beengte bei dieser Nachricht seine Brust. Freudige Theilnahme an des theuern Mädchens Wohl, dunkles Mitleid mit sich selbst — er kam sich wie ein am Seelenleben Verkrüppelter vor; den Gedanken an seinen Vater entfernte er und stürzte sich kampfdurstig in die schicksalsvolle Schlacht. Wie sein Arm abgelöst war, und er, über den höchsten Schmerzengrad hinaus, nun Linderung genießend auf seinem Lager ruhte, war's ihm, als sei auch der Unmuth gegen seinen Vater gelöst; Gram ging nun gegen Gram auf, der Vater drang dem Sohn ein verkümmertes Leben auf, und nun gab das Schicksal dem Vater einen verstümmelten Sohn. Da ward sein Gemüth sanfter, und selig fühlte er sich, wie er bei wiedererwachtem klaren Bewußtsein sich unter dem Dache fand, unter dem er einst sein höchstes Glück, seinen höchsten Schmerz empfunden hatte.

Frau von Frank, jeder kleinlichen Rücksicht abgeneigt, meldete Herrn von Rode unverzüglich, daß sein Sohn ihrer Pflege anvertraut sei, legte aber zugleich die Meinung der Aerzte bei, die eine weitere Reise in dem bevorstehenden Winter unmöglich hielten. Lächelnd über sich selbst, daß ihr Herz noch immer jung sei, und sie doch so klug sich betrüge, schickte sie Rose und Minchen zu ihrer Tochter Warnfeld, der sie Alberts Zustand und Gegenwart ohne Rückhalt mittheilte und sie bat, die Schwestern bei sich zu behalten, weil sie zwar heute noch wie bei Alberts erstem Aufenthalt von der Kraft des weiblichen Herzens gegen phantastische Neigungen überzeugt sei; aber mit jedem Jahre schüchterner würde, irgend eines Wesens Wohl oder Weh willkürlich auf

die Probe zu setzen. „Behalte unsere lieben Mädchen bei Dir, setzte sie hinzu, ich kann mich unserm Kranken ungestörter widmen und, wenn ihm Gott seine Genesung schenkt, ohne Hinderniß ihn Euch zuführen, oder dieses Wiedersehen vermeiden."

Frau von Frank erwartete seit einigen Tagen die Antwort auf ihren Brief an Alberts Vater, als dieser bei einem, schon mehrere Tage anhaltenden Wintersturm selbst in *tha eintraf. In dem Herzen der edeln Frau, die ihm entgegentrat, regte sich zuerst die reine Freude einer Jugenderinnerung, die ihr keine Schamröthe aufdrang; Mitleiden mit dem Vater, der den Sohn, dem er in der Blüte des jungen Lebens, das Heimathland verleidete, nun als Schwerkranken, als unersetzlich Verstümmelten wiederfand, nahm aber schnell ihr ganzes Herz ein; sie gedachte der verletzenden Stellung, in der sich Herr von Rode zweimal gegen sie befunden, einzig um jeder Erinnerung daran durch die offenste Herzlichkeit zuvorzukommen. Es bedurfte Vorsicht, um den Kranken auf das Wiedersehen des so lang entfremdeten Vaters vorzubereiten; aber sobald Albert dessen Nähe wußte, freute er sich deren, denn durch sein jetziges Leiden allen Ansprüchen an Glücks- und Ehrenbahnen enthoben, fürchtete er seines Vaters Ehrgeiz nicht mehr, sondern sehnte sich nach seiner Liebe. Bald war ein sehr genügendes, einfaches Leben zwischen Vater, Sohn und dessen gütiger Pflegerin, hergestellt; obschon Herr von Rode nicht der letzteren Hausgenoß ward, genoß er doch bei seinem Sohn ihrer täglichen Gesellschaft, und wie Albert so weit hergestellt war, daß er, über die Haus-

flur schleichend, seine Abende in Frau von Frank's Zimmer zubringen durfte, entstand in des jungen Mannes Kopf bei der häuslichen Gegenwart des Vaters und seiner mütterlichen Freundin, bei des Erstern sichtbarem geistigen Wohlsein in diesem lieben Verhältniß, ein sehnliches Verlangen, diese verehrte Frau durch andere Bande Mutter zu nennen, als die einst das Glück seines Lebens in sich bedungen hätten. Der Wunsch ward zu einer Art Plan, zu welchem es nöthig war, daß Herr von Rode die ganze Familie seiner Wohlthäterin kennen lernte. Er gewann es in dieser Absicht über sich, in seines Vaters Gegenwart von Marien und ihrem Gatten zu sprechen und über die Abwesenheit ihrer jüngern Schwestern zu klagen. Es gibt Verhältnisse im Leben, wo die Vorsichtigen, die Erfahrnen, die dem Gefühl Entwöhnten selbst ihre Vernunft vom Herzen entführen lassen, und so ging es jetzt Herrn von Rode und Frau von Frank. Der Erstere verbarg es sich nicht, daß er ein anderer Mensch geworden und geblieben wäre, wenn er an der Hand der milden, klaren, durch Reinheit der Seele noch mit Anmuth geschmückten Frau durchs Leben gewandelt wäre, und wie eingewiegt in dem Wohlsein des Augenblicks, ließ er sich seine Wünsche, die er wohl hätte erkennen und des Sohnes Absichten, die er wohl hätte durchblicken können, nicht klar werden. Er unterstützte Alberts Bitten, ihn mit ihren Kindern bekannt zu machen; denn wehmüthig suchte er Dem Freude zu geben, den glücklich zu machen nicht mehr in seiner Macht stand. Frau von Frank verhehlte sich keinen Augenblick, daß Albert eine Verbindung zwi=

schen ihr und seinem Vater herbeizuführen bemüht war; sie konnte sich nicht verbergen, daß ihr Jugendfreund auf dem Wege war, sie zu wünschen; aber sie war sich bewußt, daß die Nothwendigkeit, ihre Neigung zu opfern, jetzt wie vor dreißig Jahren obwalte, und dazu war sie ohne Anstrengung entschlossen. Doch liebevoll und ehrend sollte ihr Betragen sein, und gerne wollte sie jeden Freundschafts-, jeden Achtungsbeweis geben, indem sie selbst die Anfoderung um den größten entfernte. Sobald, nach dem früh eingetretenen Thauwetter, die Wege erträglich waren, bat sie ihren Schwiegersohn, der ihr Vertrauter und Rathgeber war, mit Rose und Adele auf einige Tage in die Stadt zu kommen. Albert versprach sich unendlich viel Freude, seine kleinen Freundinnen wiederzusehen; er erzählte mit der, den Genesenden eignen Weichheit seinem Vater von ihrer kindlichen Einfalt, ihren Spielen, ihrem herzlichen Abschied, und keines der beiden Eltern durfte seinem Gefühl Einhalt thun, denn es waren ja Erinnerungen, neben denen der Gedanke an seine veränderte Gestalt so leicht erweckt werden konnte.

Die jungen Mädchen kamen in die Stadt; Warnfeld begleitete sie und brachte seiner Schwiegermutter ihre älteste Enkelin, ein liebes geschwätziges Mädchen von drei Jahren mit. Das Wiedersehen der jungen Leute war ganz anders, als Albert es sich vorgestellt; die Zurückhaltung der Mädchen, zu dem innigsten Mitleid gesellt, gab ihm eine Feierlichkeit, die jeden Augenblick in Thränen überzugehen drohte, indeß Albert von Warnfeld's männlicher Herzlichkeit angezogen, von dem

Anblick von Mariens Kinde überrascht, sich herzlich und wohlthuend mit ihm befreundete. Er stand nicht an, den Zutrauen einflößenden Mann seinen Wunsch rücksichtlich seines Vaters und Frau von Frank mitzutheilen, und Warnfeld durchlickte Herrn von Rode um so leichter, da er, von Rose, Minchen und der kleinen Molly umgeben, wie ein lang des Lichts beraubter Baum, dem eine erwärmende Herbstsonne seine Laubkrone mit frischem Grün färbt, sein Gefühl in lebendigen Anregungen äußerte. Rose und Adele verwendeten an den Vater alle Herzinnigkeit, die sie dem Sohn sittsamerweise verhehlen mußten, und die kleine Schwätzerin Molly rühmte sich der Entdeckung, einen neuen Großpapa in Herrn von Rode erhalten zu haben; ein Einfall, den ihr der Umstand, einen andern ältlichen Mann — denn Rode war bei seinem selbst verkümmerten Leben nicht jung geblieben — an des Großvaters Stelle bei Tisch, und in dem Wohnzimmer sitzen zu sehen, sehr nahe legte.

Wenige Tage waren verflossen, so verlor sich die kleine Spannung zwischen den Jugendbekannten, und obgleich sehr behutsam, sprachen die Mädchen, ohne ihre Thränen zu verbergen, von Alberts Unglück, und bewiesen ihm mit heroischer Verachtung des Uebels, wie ein Mann, mit Ehrenzeichen und Kriegsruhm geziert, so lange noch ein edles weibliches Herz auf Erden schlüge, seinen Arm nie vermissen könnte. Warnfeld nahm wahr, daß sein junger Freund mit unruhiger Lebhaftigkeit in dem vertraulichen Abendzirkel die ihm so lieben Gesichter erspähen zu wollen schien. Besonders beobachtete er ihn, wie er sein Auge auf seinem Vater ruhen ließ,

der, Molly auf den Knien, wie ein freundliches Familienhaupt, der Aelteste des Kreises, vollkommen vergnügt des Augenblicks genoß. Wie sich Herr von Rode eines Abends beurlaubt hatte, und die Hausgenossen wie gewöhnlich auseinandergehen wollten, bat Albert Frau von Frank um eine Unterredung und entdeckte ihr darin ohne Rückhalt seinen innigen Wunsch, seines Vaters peinigende Zweifel rücksichtlich ihrer Gesinnungen heben zu dürfen. Die Matrone, ihrer weiblichen Würde gewiß, ging ohne Umschweife in Alberts Anliegen ein, allein nur um seine Wünsche gänzlich zu vernichten. Unverhohlen deutete sie den unzubeseitigenden Grund in der Denkart an, welche Herr von Rode dadurch geäußert, daß er zweimal eine Standesansicht dem eignen Herzensglück und dem zwei ihm lieber Menschen vorgezogen hatte. Jetzt weiß ich, fuhr sie fort, hat er jene Ansicht aufgegeben; allein das verlöscht nicht die Vergangenheit. In der Verbindung, die Sie wünschen, müßte ich Alles, was dahin deutet, vermeiden, und diese Künstlichkeit würde mein Leben verbittern und entheiligen; als Freundin darf ich ihn schonen, oder mit ihm rechten; ich bin frei, danke ihm sein Wohlbehagen bei den Meinen und bezeige ihm meine Achtung für seine Güte, seinen Geist. — Albert stritt lange, stritt heftig und fragte endlich mit ernster Bedeutung: bedenken Sie, theure Frau, daß Sie durch diese Fehlschlagung auch meine verarmte Zukunft zerstören? — Keineswegs, Albert, antwortete Frau von Frank, so weit ist Ihr Vater mit sich im Klaren und mit uns einig; Sie haben gänzliche Freiheit, Ihre Lebensweise einzurichten;

mit Freuden übergibt er Ihnen, welches seiner Güter Sie wollen, übergibt sie Ihnen alle und wird die Schwiegertochter, die Ihres Herzens Wahl ihm zuführt, voll Liebe aufnehmen. — Die ich Krüppel wähle! sagte Albert mit Bitterkeit. — Ist's möglich, so von Liebe getragen, so von Achtung gefeiert, noch immer das strenge Wort, mit dem Gott Sie zu höherer Tugend aufrief, nicht als seine Vaterstimme zu erkennen? fragte Frau von Frank, indem ihr Auge voll Thränen mit mütterlicher Liebe auf dem jungen Manne ruhte. — Mutter! Mutter! rief dieser, wissen Sie, was Sie sagen? Wissen Sie, wohin Ihre Worte führen können? — Ich weiß es nicht, ich bedarf jetzt nichts zu wissen, als daß unser Albert voll Glaube, Liebe, Hoffnung sein neues Leben in seinem schönen Vaterlande beginne, sein ihm so unverhofft wiedergeschenktes Leben. Wenn Sie mir schreiben, daß Ihnen Ihre Fluren, Ihre Berge, Ihre lebendigen Quellen wieder lieb sind, dann, Albert, dann weiß ich, daß Sie Gottes Wege verstehen. — Gute Mutter, fromme Mutter, also dann? — Albert, keinen doppelten Sinn! Nur was meine Worte meinten! — Werden Sie ein thätiger Landmann, dann verschmerzen Sie Ihr Unglück und werden, an Geist und Leib genesen, Ihres Herzens Wohl gründen. —

Von diesem Gespräch an betrieb Albert seine Rückreise ins Vaterland. Ob er je Herrn von Rode den Inhalt desselben mitgetheilt hat, wissen wir nicht. That er es, so hatte es sehr günstig gewirkt, denn Herrn von Rode's Betragen ward von da an unbefangener, zutrauensvoller gegen seines Sohnes edle Pflegerin, noch

herzlicher gegen deren Kinder, besonders war Rose sein Liebling, und er zeichnete sie durch die Theilnahme aus, die er ihr an seinen Reiseanstalten auftrug, durch die Einzelnheiten, in die er sie über seine häuslichen Verhältnisse einweihte. Albert ward in dem Grade zurückhaltend gegen das junge Mädchen, als sein Vater sie zu sich zog, und dennoch drückten seine Blicke seine Freude aus, so oft er sie zusammen im Gespräch sah.

Warnfeld drang nun auch auf seine Rückkehr und überraschte Frau von Frank durch den Vorschlag, ihre Freunde zu bewegen, ihren Weg in ihr Vaterland über sein Landgut anzutreten. Sie schwieg betreten, aber Rose schmeichelte Herrn von Rode mit süßer Stimme, und Albert schüttelte Warnfeld's Hand mit Innigkeit und rief: „Das war mein Wunsch; mir geziemte aber nicht ein Glück zu erbitten, das nur Ihre Achtung mir verleihen kann." Mit stürmischer Freude von Alt und Jung ward nun der Reiseplan gemacht, Warnfeld benachrichtigte seine Frau von den zahlreichen Gästen, die sie aufnehmen sollte, und der Frühling schien ausdrücklich früher einzutreten, um Alberts Reise zu begünstigen.

Frau von Frank sah bei dem ersten Alleinsein ihren Schwiegersohn bedenklich an. Lieber Warnfeld, sagte sie, wir sind wie die Kinder: überlegen, beschließen und thun dann freiwillig, was wir zu vermeiden gesucht haben. — Nicht doch, gute Mutter; wir erkennen im Fortschreiten deutlicher, was wir zu erreichen bestrebt sein sollen. — Und wenn der Anblick Deines liebenswürdigen Weibes den guten Albert erinnert, was er einst hoffte? — Der Anblick meines häuslichen Glücks soll

Albert und seinem Vater ganz klar machen, wohin unsern jungen Freund sein eignes Glück winkt. — O nur keine Plane! lieber Warnfeld, keine Plane! rief die Schwiegermutter bittend und hob die gefalteten Hände auf; die dünken dem Alter, wie wenn ein Schiffbrüchiger eine Reise um die Welt entwirft. — Plane nicht, aber auch keine zögernde Menschenfurcht, entgegnete Warnfeld und hatte Recht. Der Anblick von Warnfeld's Haushalt, seinem ehelichen Glück, von Mariens anmuthiger Hausfraulichkeit, den Mitteln zur geistigen Fortbildung, die in ihren Verhältnissen, ihren Beschäftigungen lagen, erfüllte Herrn von Rode mit Bewunderung; Albert stand mit brüderlicher Freude seiner Jugendliebe gegenüber und machte ihren Mann aufmerksam, wie Rose ihr ähnlich sei, und beobachtete mit einem Gemisch von Unruhe und Zufriedenheit, wie das junge Mädchen seinen Vater mit den Einrichtungen des Landhaushalts bekannt machte.

Nun hatte man Abschied genommen, ein Jeder war in seine Heimath gekehrt, die Kriegsunruhen waren vorüber, jeder blickte in seinen ruhiger, auch mitunter leerer gewordenen Umgebungen umher; und wie schmerzlich diese Leere von Frau von Frank und ihren Kindern empfunden ward, so störte sie nicht ihr Familienglück, denn freundliche Erinnerung, Bewußtsein eigner Würde, in dem Mutterherzen vielleicht leise Hoffnung machten den Verlust der Freunde erträglich. Alberts Briefe waren fast trocken, sie enthielten Berichte über seine ersten Geschäfte als Landmann; Warnfeld erhielt lange Anfragen, die seine Landbauerfahrung beantworten sollte.

Sein Vater drückte dagegen seine Dankbarkeit für seines Sohnes durch Frau von Frank erhaltne Pflege, für seine Seelengenesung, für seine jetzige beglückende Stimmung aus. So verstrich ein Jahr, und das zweite ging zu Ende, der Jahrestag von Alberts Abreise nahte zum zweiten Mal. — Da kam ein Brief von Alberts Vater, der um Rosens Hand für seinen Sohn als das Gut warb, welches einzig das Glück dieses Lieblings verbürgen könnte. „Wir erscheinen nicht nur als Flehende, schrieb er, die Alles erbitten, und nichts dagegen bieten können als die Freude, Glückliche gemacht zu haben; wir erscheinen auch als Reuende, denn meines Sohnes jugendliche Leidenschaftlichkeit trübte einst sowie meine verjährte Thorheit Ihren Frieden. Sie vergalten mit Wohlthun — befragen Sie Ihr Mutterherz, ob Sie die größte Wohlthat, die Sie noch in Ihrer Hand haben, uns spenden dürfen.“ —

Rosa's Glück an Alberts Seite erhellt ihrer Mutter Tage wie das milde Abendroth, bei dessen Heraufleuchten der Landmann freudig auf die vollendete Tagesarbeit zurückblickt, weil er hoffen darf, seine Saaten von dem Geber alles Guten begünstigt zu sehen. Abwechselnd schlägt sie ihren Wohnsitz am Fuß der Alpen, oder in der Mitte von Warnfeld's gedeihlichen Feldern auf und erwartet im Kreise von Kindern und Enkeln die sanfte Nacht, die ein so schöner Abend einst herbeiführen muß.

V.

Sympathie und Geisterverkehr.

Sympathie und Geisterverkehr *).

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahr älter war als ich, ein Mensch voll Geist und Fähigkeit, der aber durch die Umstände seiner Erziehung an einer zweckmäßigen Entwickelung verhindert ward. Unsere Geburt fiel in die Epoche, wo Rousseau's Emil in Deutschland bekannt ward, unsere Mutter glaubte ihn auf uns anzuwenden, indem sie uns dem Zufall so ziemlich überließ; er führte mich günstig, weil die Beschränkung unseres Geschlechts mich bei meinen Puppen und Büchern festhielt, später bei Büchern und Haushalt, endlich zu Büchern und Ehestand, Kindern und Zeitenunglück führte, wobei ich nie aus meinem weiblichen Geschlechtskreis kam, viel liebte, litt und überstand. Das ist nöthig zu wissen, um das später Folgende zu begreifen.

---

*) Dieser Aufsatz ist zwar eher eine Krankengeschichte als eine Erzählung; aber wie man ihn auch nehmen will, so scheint er mir der Aufmerksamkeit werth zu sein, da er einen unbefangenen Bericht von Thatsachen enthält, deren Bedeutung und Erklärung auch in neuester Zeit in ähnlichen Fällen wieder lebhaft angeregt worden ist.

Der Herausgeber.

Mein Bruder trieb sich aussichtslos herum, lernte viel Schlechtes, wenig Schulgerechtes; aber seine herrliche Natur und manches Herrliche in unserm Familienleben, das ich hier nun einmal nicht näher berühren will, entwickelte das Bewußtsein des Rechten und Guten in ihm, von dessen Uebung Leidenschaft ihn ablenkte, über dessen Unterlassung Leichtsinn ihn tröstete, das aber nie in ihm unterging. Er ging in fremden Kriegsdienst und starb im Anfang der französischen Revolution am Hospitalfieber. Bis zu meinem siebenzehnten, seinem neunzehnten Jahre trennten wir uns nie; ich theilte auf gut Rousseauisch alle seine Spiele, er theilte mir seine Interessen mit, aber nicht das Böse, was er that oder thun mochte, wie ich fürchten muß; im Gegentheil hütete er mich vor diesem, wie der Gärtner eine Pflanze vor dem Mehlthau und Nachtfrost. Er war rauh, ich war mädchenhaft, trotz meinen Knabenspielen der Zierlichkeit geneigt; wir stritten uns, wir waren nie empfindsam, aber wir waren unbeschreiblich Eins. Es mußte dieses Einssein gänzlich auf Naturgeheimniß beruhen, weil es sich nie als Leidenschaft, nicht als Gefühlsausdruck, nicht als Vernunftbewußtsein äußerte. Es war. Er für mich, und ich für ihn, wie die Rechte der Linken hilft. In seinem neunzehnten Jahr verließ er mich, in seinem dreiundzwanzigsten sah ich ihn ein Mal wieder, dann nie mehr, und zu dem Befremdlichen unseres Verbundenseins gehörte es, daß wir die Hindernisse, die Länder und Meere unserm Briefwechsel in den Weg legten, nicht zu überwinden suchten. Wir schrieben uns nicht, wußten aber unzweifelhaft, daß wir Eins waren.

In seinem dreißigsten Jahre starb er fern, fern von mir! — Spät erst erfuhr ich seinen Tod, und daß ich ihn nicht empfunden, daß er sich in den Momenten seiner Kriegsgefahren, seines endlichen Todes mir durch kein Zeichen hatte kund geben können, bestätigte meine Verstandesansicht, daß den getrennten Lebenden keine geistige Berührung, daß den Todten keine Gemeinschaft mit den Lebenden vergönnt sei.

Das Schicksal führte mich auf meinem Lebenspfad in den Westen Europa's, ja über das westliche Meer, ich wußte, daß mein Bruder in dem fernen Osten eine Witwe und ein Paar Kinder gelassen, die ihrem Stande gemäß leben konnten. Nach vierundzwanzig Jahren kam ich auf den wunderbarsten Wegen nach *** in Galizien, und begab mich mit Freude an diesen Ort, denn ich wußte, daß meines Bruders Witwe daselbst lebte und Eudoxia, meine einzige überlebende Nichte, hier verheirathet gewesen war. Ich suchte die Erste sogleich auf, und fand eine ganz gewöhnliche Edelfrau der Landgegend an ihr, die meinen Bruder gar nicht zu schätzen vermögend gewesen war, und die ein Jahr nach seinem Tode einen galizischen Edelmann geheirathet hatte, und eine gute Mutter und Großmutter nach Landesart zu sein schien. Eudoxia war auf dem Lande, und mein Verlangen, meines Bruders Kind zu sehen, ward von der Persönlichkeit ihrer Mutter und dem, was sie mir von ihr erzählte, nicht sehr angeregt. Aus ihren ziemlich unzusammenhängenden Berichten erfuhr ich Folgendes von Eudoxiens Kindheit und Jugendgeschichte, welches ich aber nicht in der geistlosen Zerstücktheit vorzu-

tragen vermag, wie meine Schwägerin es mir mittheilte; sondern es nothwendig in den Beziehungen erzählen muß, die mir später über meine Nichte offenbar wurden.

Mein Bruder hatte unser Geschlecht früh durch unziemlichen Umgang misschätzen lernen, und seinen Freunden mehrmals gesagt: „meine Schwester gehört nicht zu ihrem Geschlecht." — Das beweist, wie armselig sein gutes Gefühl sich gegen seine schlechten Gewohnheiten behelfen mußte. — Nach vielfachen Liebschaften hatte ihn wahrscheinlich die Schönheit seiner Frau bezaubert, die Heirath ward schnell beschlossen, und seine Witwe erinnerte sich nicht, daß er ihr vom Vaterland und Vaterhaus etwas anders, als was mich anging, erzählt hatte. Aber auch von mir sehr wenig, doch als letztes Ziel seines Strebens war: „mich wiedersehen." — Eudoxia ward mit einer Zwillingsschwester im ersten Jahr seiner Ehe geboren, mein Bruder ließ den beiden Mädchen meine beiden Namen geben; dasjenige, was aber meinen Nennnamen, Marie, erhielt, starb in der dritten Woche auf eine sehr wunderliche Weise. Mein Bruder war über seine Vaterschaft entzückt, beide Kinder befanden sich vortrefflich wohl. Seit ihrer Geburt schien die Nähe eines des andern die Bedingung ihres Wohlseins; sie schwiegen nur neben einander, nahmen nur zusammen die Brust derselben Amme, und sobald ihre Hände frei waren, schlangen sie die kleinen Arme in einander oder legten sie einander ins Gesicht, was ihre gewöhnliche Stellung beim Schlafe war. Eines Tages lagen sie an einem lichten Orte des Zimmers auf einem Tische vor dem entzückten Vater, der seine

kindische Freude hatte, sie auf dem Kissen sich die Händchen fassen, mit den zweckwidrigsten Bewegungen in einander klammern und sich einander freudig zujauchzen zu hören. Er bemerkte, wie er immer bei ihrem Anblick that, die außerordentlichste Aehnlichkeit beider Kinder mit mir, seiner fernen Schwester, freute sich der Sympathie, welche offenbar die beiden zugleich entstandenen Wesen an einander zog, und sagte zu seiner im Hintergrunde auf ihrem Bett ruhenden Frau: Die beiden Mädchen zusammen werden einmal eine ganze Maria ausmachen, so ähnlich sind sie ihr. In diesem Augenblick stieß die kleine Marie einen durchdringenden Schrei aus und war todt! — Anfangs schien es ein Starrkrampf, denn sie blieb in ihrer Schwester Armen verschlungen, aber steif, und die lebendige Röthe ihres ganzen Körperchens ging mit Blitzesschnelle in bläuliches Blaß über; bald ließ aber diese Spannung nach, die furchtbare Todeserschlaffung trat ein, und Eudoxia blieb das einzige Kind.

Mein Bruder vermochte den Eindruck, den dieser überraschende Tod in ihm zurückließ, kaum zu ertragen, er vermochte Eudoxie nie ohne sichtbaren Schauder zu sehen — und das Mägdlein war doch lieblich zu sehen, denn sie setzte ihr kleines Liebesleben fort, als habe Maria ihre Seite nicht verlassen; was neben ihr lag, ein Kissen, ein Umhang, der Amme Halstuch schien der Gegenstand ihrer Liebe und Freude, wie Maria es gewesen war, sie jauchzte es an, legte die Aermchen darüber her und, wie ihr die Mutter bei fortschreitender Entwickelung den Kuß als Liebeszeichen gelehrt, heftete

sie jauchzend ihren holden Mund auf die Gegenstände, denen sie Liebe statt ihrer Verstorbenen erweisen wollte. Mein Bruder zog ins Feld, ehe Eudoxia ein Jahr alt war — und sah sie nie wieder.

Eudoxia wuchs sehr glücklich auf in blühender Gesundheit; aber in ihrem geistigen Wesen entwickelte sich eine Eigenheit, die von den Umgebungen des Kindes wenig beachtet, und bald als Eigenheit, ohne Nachdenken, wie einmal bestehend, gar nicht mehr gestört ward. Es schienen zwei Seelen in dem Kinde, eine Nacht- und eine Tagseele und späterhin schien die Nachtseele auch in der Einsamkeit, beim Frühlingswehen, bei Tönen und Melodien der Tonkunst, vor der Tagseele hervorzutreten. Sobald Eudoxia auf ihr Lager gebracht ward, schien sie ein wacher Traum zu umfangen, der ihr Marie als Gespielin ihres verlebten Tages darstellte. Sie lispelte lange Gespräche durch, lachte und bewegte sich unruhig, selten anders als höchst fröhlich, bis spät der wirkliche Schlaf sie ihrem Phantasieleben entzog. Am Morgen erzählte sie oft, was sie mit Marien getrieben, gesprochen — auf Befragen beschrieb sie Marien immer wie sich selbst an Kleidung und an Geberde. Wie es bei solchen Kindereinfällen leider immer geht, wurden auch diese anfangs bewundert, später gemißbilligt, und daraus erfolgte natürlich, daß Eudoxia anfangs viel von ihrem Umgang mit Marien sprach, dann davon schwieg und ihn endlich verhehlte. Je älter sie wurde, je mehr hielt sie die Mutter für ein sonderbares Kind; Eudoxia lernte und spielte wie andere Kinder, aber beim Eintritt der Dunkelheit, konnte sie sich an

ein Fenster setzen, und in gänzlicher Abwesenheit des Geistes in die Wolken schauen. Rief die Mutter sie beim Namen, so fuhr sie leicht zusammen, und wendete ihr ein sanft lächelndes Gesicht zu. Beim Frühlingserwachen konnte das Kind, und später die Jungfrau, der freien Luft gar nicht satt werden; aber am liebsten war sie allein im Walde, auf den hochgrasigen Wiesen, und dann stand oder saß sie begeistert, bewegte leise sprechend die Lippen, oder ging, genießend wie Jemand, der im Gespräch neben einem lieben Freunde schreitet, unter den Blüthen und jungem Laube umher. Ebenso wirkten Töne, ferner Hirtengesang, Glockenläuten, einfache Musik — dann legte sie wol die Hände über die Augen und weinte still, und lächelte freundlich, wenn man sie anrief. Weil es die Mutter in keiner Einrichtung des Hauswesens störte, Eudoxia also schwärmen zu sehen, sprach sie gar nicht davon, bis der Hauskaplan sie um diese Eigenheit befragte. Sie erzählte ihm nun, was seit Eudoxias Geburt vorgegangen war, worauf der gute Pater dem dreizehnjährigen Mädchen in der Beichte eine Erklärung abdrang, was ihre Selbstgespräche und ihre Thränen bedeuteten; Eudoxia antwortete unbefangen: ich spreche mit meinem Schutzengel — und diesem schrieb sie alles Gute zu, was sie an sich hatte, bezeigte dabei so viel Demuth, Frommheit und göttlichen Sinn, daß der ehrliche Pater, dessen Glaubensform die Schutzengel keineswegs ausschloß, sein junges Beichtkind für besonders vom Himmel zur höheren Frömmigkeit ausgerüstet hielt.

Im dreizehnten Jahr ward Eudoxia in ein Kloster

gethan, und hier fand sie unerwartet eine Schule höherer Bildung. Eine Rheinländerin war ihrem unglücklichen Gatten, der im Jahr 1793 als jakobinischer Kriegsgefangener nach Ungarn geschleppt wurde, dahin nachgereist. Bei ihrer Ankunft war jener schon der rohen Mishandlung seiner militairischen Schutzwache erlegen, seine Frau hatte ihre ganze Habe zu Gelde gemacht, um ihrem Gatten Hülfe zu bringen, die Reise hatte einen großen Theil davon aufgezehrt, der Schmerz um ihres Gatten Schicksal warf sie auf das Krankenlager, wo der Rest ihrer Baarschaft aufging und sie endlich im Elend gestorben wäre, hätte sich nicht das Hospital eines Nonnenklosters ihrer erbarmt. Dort genas sie. Eltern hatte sie nicht mehr, ihre Familie hing einer andern Meinung, als die ihren Gatten in den Tod geführt hatte, an, ihr war kein anderer Fleck der Erde lieber, als wo seine Gebeine ruhten, und deßhalb ward sie lieber Nonne in Galizien, als daß sie fern von ihres Gatten Grab die Feinde ihres Todten aufgesucht hätte. Bald entdeckten die guten Klosterschwestern einen Grad Bildung an Schwester Sophie, die unter ihnen selten war. Sie rühmten sie ihrem Bischof, und das in jener Gegend sehr lebhaft gefühlte Bedürfniß einer bessern Erziehung beförderte Sophie bald in das Kloster der Provinz, wo die berühmteste Erziehungsschule war. Eudoxia wurde in diese Schule gethan und genoß Sophiens vorzügliche Sorgfalt. Das befremdliche Wesen der neuen Kostgängerin fiel der gewissenhaften Lehrerin auf; sie beobachtete ihren unruhigen Schlaf, ihre Momente geheimnißvoller Ueberspannung; allein bei dem lei-

festen Versuch, Eudoxien Rede abzugewinnen über diese mysterieusen Stimmungen, zog sich das junge Mädchen mit einer ängstlichen Scheu zurück, und schien körperlich von der Bemühung zu leiden, ihre Eigenheit vor Aller Augen zu verbergen. Sophie schlug alsobald ein anderes Verfahren ein; sie berührte jenen Gegenstand nie mehr, sondern suchte durch Unterricht und Beschäftigung Eudoxiens Geist zu bereichern, ihre Phantasie mit der Wirklichkeit zu beschäftigen. Eudoxia lernte, arbeitete, entwickelte sich erfreulich, aber ihr zwiefaches Leben ward keineswegs vereint, ja es schien mit aufblühendem Jungfrauenalter in schärferem Unterschied hervorzutreten.

Nach vier Jahren kehrte Eudoxia zu ihren Eltern zurück; von beiden, dem Stiefvater wie der Mutter, nicht verstanden, ward sie doch von beiden herzlich geliebt und war der Abgott ihrer jüngern Geschwister, die erst spät in der Ehe erschienen, noch im ersten Kindesalter, der siebenzehnjährigen Eudoxia wie einer Mutter anhingen. Der Kreis der Bekannten, die ganze kleine Stadt sagte: Eudoxia werde von Engeln besucht, sie sei begeistert, sie habe Stunden des Wahnsinns; aber schön, gut und unentbehrlich nützlich in ihrer Familie, wie sie war, ward diese geheimnißvolle Eigenheit bald nicht mehr beachtet.

Da kam der Sohn eines begüterten Edelmanns, der in ** seinen Winteraufenthalt zu nehmen pflegte, aus dem Kriege zurück; eine Lähmung seines rechten Armes erlaubte ihm einen ehrenvollen Abschied, er sah Eudoxia, und ward von ihrer Anmuth beim ersten An-

blick bezaubert. Er suchte sie auf, sie schien anfangs wenig auf ihn zu achten, nach und nach sah sie ihm freundlich entgegen, endlich stralte einige Liebe auf ihrem Antlitz, wenn Gregor sich ihr nahte. Freunde und Bekannte warnten den jungen Mann: „das Mädchen hat Visionen, sagten sie, das Mädchen geht mit Geistern um, tritt mit den Unsichtbaren in ein Bündniß.“ — Er schwor, daß dieses Gerücht von elenden Neidern ersonnen sei, er beobachtete Eudoxia mit den Augen eifersüchtiger Liebe; die schöne Jahreszeit und die gesellschaftliche Sitte des Landes vereinigten sie Tage lang bei Landpartien und kleinen Reisen, und Eudoxia lebte sichtlich mit jugendlicher Lust in dem beglückenden Augenblick, der sie mit ihrem Geliebten zusammenführte. Die Mutter, welche nie zum Beobachten geschickt gewesen war, hatte sich durch Eudoxiens Geisterseherei nie stören lassen, ihr entging es auch jetzt, daß diese Momente der Ueberspannung jetzt allmälig verschwanden, daß anfangs eine große Zerstreuung die Entzückungen, in denen sie mit höheren Wesen zu verkehren schien, ersetzte, und dieser eine wehmüthige Heiterkeit folgte, in der sie alle ihre Umgebungen, nun erst, als ihr angehörig, ihr nothwendig zu erkennen schien, aber vor allem Gregors Neigung ohne Hehl und mit zunehmender Innigkeit erwiederte. Der Verbindung der beiden Liebenden stand gar nichts im Wege, man erwartete nur die Beendigung einiger Einrichtungen auf dem Gute, welches das neue Ehepaar bewohnen sollte. Um so auffallender war es, Eudoxiens blühende Gesundheit abnehmen zu sehen. Ihre Wangen, die der vollen Rose an Glut geglichen, ent-

färbten sich, wie ihre weiße Schwester, deren innerste Blätter nur wie im Rückstral der Abendröthe schimmern; ihre Lippen behielten ihre reine Korallenfarbe, aber ihr Auge bekam einen feuchten Glanz, einen geistigen Schimmer, wie der Fromme ihn vom Gebet mitbringt. Die Mutter ward von einer Hausfreundin darauf aufmerksam gemacht, und die älteste der jungen Schwestern, Eudoxiens stete Gefährtin, sagte altklug: „Seht nur! wie Eudoxia noch mit den Engeln sprach, sagte ihr die Mutter immer: wenn sie nicht ordentlich schliefe, würde sie blasse Wangen bekommen; jetzt schläft sie still ein, sowie sie den Kopf aufs Kissen legt, und ihre Wangen werden doch bleich.“ — Eudoxia ward bei diesen Worten noch bleicher, küßte die kleine Schwätzerin und sagte: Wenn das Herz fröhlich ist, mögen die Wangen immer bleichen — oder willst Du mich nicht mehr lieb haben, wenn ich blaß bin? — Es war etwas Bängliches in diesem Gespräch, das dennoch ohne Folgen blieb; die Hochzeit ward vollzogen, und die Ehe wäre höchst glücklich gewesen, wenn der jungen Gattin Kräfte nicht sichtbar geschwunden wären. Doch sie ward schwanger, ward Mutter und erholte sich schnell; ein zweites Kind erfreute sie, und sie schien ganz einem rüstigen Leben geeignet und gesichert zu sein, als nach sechs Jahren der glücklichsten Ehe beide Kinder bald nach einander starben. Eudoxia verfiel in einen sehr gereizten Nervenzustand, der wahrscheinlich dem gleichen mochte, den die deutschen Aerzte jetzt Somnambulismus nennen; in Galizien kannte man den Namen nicht. Gregor pflegte seine Gattin mit der innigsten Liebe, er lehnte bald die

unsichern Versuche ab, welche nahe und ferne Heilkünstler an der wunderbar Kranken machen wollten, und behielt sich ihre Kur allein vor. Sie ward von Herz zu Herz vollzogen. Der schöne junge Mann führte die träumende, bleiche Gestalt mit sich auf seine Felder, schmeichelte ihr Theilnahme an seinem sprossenden Kornfeld ab, leitete behutsam ihr gehorsames Pferd in die Schatten des Waldes, athmete mit ihr den Duft, den die neuknospende Tanne zum Himmel sendet, er sprach einfältig fromm mit ihr, wie er mit seinen entschlafenen Kindern gethan hätte: von dem Gott, der aus dem todten Waldmoos die zahllosen Pulsatillen gerufen, von der Sehnsucht, mit der sich jede Blume zur Sonne kehrt, und wie diese, in einer Tageszeit wenigstens, jeder Blume ins Angesicht schaut, und dann führte er sie zu dem Kirchhof und betete auf der Kinder Grab, bis ihr starres Auge in Thränen schwamm und sie sich selbst in unendlichem Schmerz und Ergebung wiederfand. Seine liebevolle Bemühung ward gelohnt; der unnatürliche Zustand, dessen ich erwähnte, verlor sich ganz, und Eudoxia wäre wieder glücklich gewesen, wenn nicht ihre Liebe zu Gregor einen kranken Charakter angenommen hätte. Sie schien nur in seiner Gegenwart ruhig zu athmen, ihre Vernunft rang mit dieser Schwäche, sie zwang ihn, seinen Geschäften wie sonst nachzugehen; aber es war sichtlich, daß sie, sobald er fern war, unter einer unbesiegbaren Angst fast erlag. Sie selbst hoffte, daß diese krankhafte Regung sich abstumpfen würde, und suchte durch die mildeste Heiterkeit in ihrem Umgange

Gregor für die Zeit zu lohnen, die er oft auf Kosten seiner Berufsgeschäfte ihr weihte.

Eines Tages — die Frühlingslüfte hatten zum zweiten Mal die Gräber der Kleinen mit Blumen bedeckt, Eudoria schien ihrer Aengstlichkeit schon mehr Herr zu werden — mußte Gregor auf ein Vorwerk jenseits des Flusses reiten, wo die hochgehenden Wasser eine Mühle beschädigt hatten. Eudoria konnte dieses Mal ihre Angst, ihn scheiden zu sehen, nicht bergen, aber seiner Nachgiebigkeit, welche ihm den Ritt aufgeben hieß, gebietend, rufte sie selbst nach seinem Pferd, preßte ihn athemlos, mit begeistertem Auge wiederholt in ihre Arme und stand dann, wie er fortritt, wie eine tief Träumende am Fenster, wo die Sonne den Fluß bis weit in das Thal hinein bestralte. Eine Freundin, die zum Besuch bei ihr war, und sie oft in ihren Krankheitsanfällen gesehen hatte, fürchtete diese zurückkehren zu sehen, als sich Eudoria gefaßt zu ihr wendete und, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, die Zeit mit ernstem aber fortdauerndem Gespräch hinbrachte. Der Tag war kühl, die Frauen begaben sich gegen Abend in ein Zimmer, welches die Aussicht auf den Hof, dagegen aber Abendsonne hatte; hier saß Eudoria auf dem Sopha, das Gesicht gegen die mit hellgrauem Papier bekleidete Wand gewendet, die jetzt von einem glühenden Abendhimmel bestralt, von röthlichem Lichte umflossen schien. Eudoriens Freundin nahm wahr, daß diese mit immer ängstlicherm Blick diese rothbestralte Wand betrachtete; sie nahm wahr, daß die Arme mit Anstrengung, sowol ihre Bewegungen, wie ihr Gemüth zu bemeistern schien;

plötzlich rief sie aber, die Arme verzweiflungsvoll ausstreckend: Ach, die Wellen reißen ihn nieder, der Strom begräbt ihn! — und mit diesen Worten sank sie leblos zusammen.

Die Freundin rief Hülfe herbei, ein Arzt wurde beschickt. Die Mutter eilte mit ihm aus der nahen Stadt herbei, aber mit ihnen zugleich ward Gregors Leiche ins Schloß gebracht. — Er hatte, um sich den Weg zur Brücke zu ersparen, beim Nachhausereiten mit dem Pferd durch den angeschwollenen Fluß setzen wollen, und ertrank in den gewaltigen Wellen vor den Augen seines Reitknechts, dessen Pferd, durch den Instinkt geleitet, mit unbändiger Widersetzlichkeit ihm zu folgen verhinderte. Es geschah genau in der Zeit, wo Eudoxia, wie sie später äußerte, an der erleuchteten Wand, wie schwellende Wellen gesehen hatte, und ohne bestimmtes Bild sich bewußt gewesen war: in diesem Augenblick fände Gregor in ihnen sein Grab. Die Unglückliche vernahm nichts von der Nähe der geliebten Leiche, nichts von der treuherzigen Klage der herbeigeeilten Mutter, sie lag in todähnlichem Schlummer, und der Arzt prophezeihte ein schreckliches Erwachen oder einen unmerklichen Uebergang in die Pforte des Grabes. Am dritten Tag kehrte der Athem zurück, die Todtenzüge wurden tieftraurig aber mild, aus den geschlossenen Augen quollen Thränen, leise Worte lispelten die bleichen Lippen, und sie legte die Arme mehrmals kreuzweise auf die Brust, als ob sie einen geliebten Gegenstand umfasse. Valerie, die junge Schwester, welche auch seit Eudoxiens Ehe ihre Gefährtin gewesen, und jetzt theilnehmenden

Jammers voll aus der Stadt herbeigeeilt war, nahm diese Bewegungen wahr und sagte mit erleichtertem Herzen: „Sie spricht wieder mit ihrem Engel — gebt acht, Mutter, nun bleibt sie leben!“ — und Valerie hatte recht. Nach ein paar Stunden erwachte die Kranke, richtete sich matt auf, blickte alle Umstehende an und rief dann mit herzzerschneidendem Jammer: er ist todt! Von da an war ihr Verstand völlig hell, aber wie vor ihrer Liebe zu Gregor, traten die Stunden der Begeisterung wieder ein, stellte sich ihr Nachtleben wieder her, so wie ehemals, ohne ihrer Pflichterfüllung Eintrag zu thun. Ihre bewußten Stunden waren der Trauer um Gregor geweiht, aber einer frommen, ergebenen Trauer, welche der Vorsehung ihre Wege nicht vorschreibt; sie pries diese Vorsehung oft, die ihre Kinder abgerufen, und damit ihr Freiheit geschenkt habe, sich nach dem Tode zu sehnen, der sie mit all ihren Lieben verbinden würde.

Wie ich nach ** kam, war seit dieser schrecklichen Begebenheit über ein Jahr verflossen; Eudoxiens Gesundheit verblühte langsam und sanft, sie entschwand mehr dem Leben als sie dem Tode zuging; denn ihr geistiges Sein schien im umgekehrten Maße mit dem sinkenden Körper sich zu erhöhen. Valerie hatte sie nie mehr verlassen, und diese schickte mir wenige Tage nach meiner Ankunft einen Boten in die Stadt, der mich aufs Schloß einlud, weil Eudoxia mich mit ängstlicher Spannung zu erwarten schien. Alles Obige war mir fragmentarisch, gemein aufgefaßt und gemein dargestellt, von Eudoxiens Mutter erzählt worden, ich erwartete

eine nervenkranke Phantastin zu sehen, und kam sehr kühl auf dem Schlosse an.

Valerie kam mir entgegen — ein liebes jungfräuliches Geschöpf mit schüchterner Innigkeit, und bei meinem Anblick doch sichtbar erfreut; sie führte mich in den Garten, wo uns Eudoxia sehr ermattet und erhitzt auf dem Wege entgegenkam. Sie sah mich befremdlich an, senkte sich dann langsam in meine Arme, und hielt mich lange still umfaßt, dann führte sie mich an der Hand zu einem Sitz, und hielt mir beide Hände, blickte mir forschend ins Auge, und drückte meine Hände an ihre hochathmende Brust. Ich war unfähig zu sprechen, weil ich mir nie gedacht hatte, wie ein zartes, schönes, junges Weib die Züge meines Bruders mit solcher Lebendigkeit darstellen könnte! — Er stand vor mir, wie ich ihn nie gesehen, und wie ich ihn doch gar nicht verkennen konnte, wie ich ihn in diesem zarten Gesicht erkannt hätte, wäre es mir im Gewühl eines Balles, einer Straße, eines Kirchgangs begegnet. Und nun dieses theure, seit vierundzwanzig Jahren meinen Augen entrückte Gesicht mit der Blässe des nahen Todes, mit dem Glanzblick der beginnenden Verklärung! — O es war ein unaussprechliches, ein überwältigendes Gefühl! — Von diesem ersten Empfang an war unser Verhältniß, wie ein längst gewohnter, durch Uebereinstimmung begründeter, zwangloser Umgang zwischen innigen Verwandten in dem vorfindenden Altersverhältniß. Meine Vernunft mußte dieser Zug der Herzen befremden; er stritt mit meinem Charakter, mit meiner Erfahrung; ich hatte die sogenannte Sympathie nie wollen

gelten lassen, und hier drang sie sich mir auf. Eudoxia war, nach dem Zeugniß ihrer Umgebungen, seit meiner Ankunft bei ihr, zu einer Leichtigkeit ihres Daseins gelangt, die man an ihr seit Gregors Tod nicht kannte. Es war kein physisches Wohlbefinden, denn ihre Lebenskraft erlosch immer mehr und mehr, es war aber eine Sabbat=Stille — wirklich, bei unerklärlichen Dingen fließen uns bedeutende Worte von den Lippen, aus der Feder, ohne daß wir sie suchen.

Ich fürchtete mich vor dem Augenblick, wo sie zum ersten Mal in meinem Beisein würde in ihre Verzückung verfallen. Wir hatten sie, Valerie und ich, auf ihrem Tragsessel in ein kleines Thal bringen lassen, eine Viertelstunde vom Schloß; es war ihr Lieblingsplatz. Das Thal ging nach ein paar hundert Schritten in eine Felsenbucht aus, wo in einem runden Kessel ein krystallklares Wasser ganz geräuschlos mit stets aufsteigenden, stets verschwindenden Blasen aus unergründlicher Tiefe emporstieg. Das Becken, vielleicht von zwanzig Fuß im Durchschnitt, spiegelte aus seiner leichtbewegten dunkeln Fluth die säuselnden Blätter des hohen Laubdaches zurück, welches riesengroße Eichen und Ulmen über ihm bildeten; unter Blumen und über zierlich ausgezackte Wasserpflanzen eilte die Quelle der geheimnißvollen Tiefe dahin, und erzählte, in Sonnenglanz gelangt, geschwätzig ihren blühenden Ufern die Wunder ihres Ursprungs. Nicht hundert Schritte weit bog sie um einen Fels und trieb eine Mühle, deren eintöniges, durch den vorstehenden Felsen gedämpftes Geräusch das Einladende der tiefen Stille noch mehrte, die auf dem Felsenbecken ruhte.

Ich betrat diesen Ort mit immer zunehmender Bestürzung — die Natur hatte hier einen der liebsten Schauplätze meiner Kindheit wiederholt; eine ganz ähnliche Quelle, also von Bäumen beschattet, also im engen Thale von Felsen zu der Mühle getrieben, entsprang ganz in der Nähe des Städtchens, wo ich und mein Bruder geboren wurden. An diesem Orte hatten wir die Festtage unserer Kindheit genossen, hatten oft in abenteuerlichem Spiel hier Robinsons Hütte angebaut, hatten in den Baumstämmen Hamadryaden geträumt, Heroen-, Welt- und Ritterzeit dahin versetzt, und ganz so ungereimt phantasirt, wie Kinder bei vielen Anlagen und verkehrter Erziehung zu thun pflegen. Ich konnte mich nicht erwehren, Eudoxien mit der Ursache meiner sichtbaren Befremdung bekannt zu machen. Sie sagte sehr heiter: „Nicht wahr? das habe ich wohl gewußt." — Woher? Kannte Dein Vater diesen Ort? Weißt Du von ihm, daß er meiner Bretmühle so gleicht? — Sie schüttelte langsam, mit leuchtenden Augen das schöne Haupt, und ich blieb betroffen in ihr Anschauen vertieft, denn sie schien meines Bruders verklärter Geist zu sein, der mir in meinem Kindheitsschauplatz begegnete. Zugleich bedachte ich, daß Eudoxia nie ihren Vater gesehen, seit ihr Bewußtsein erwachte, und ein unwillkürlicher Schauder ergriff mich. In diesem Augenblick sank Eudoxia mit geschlossenen Augen auf ihren Sitz zurück, sie lächelte heiter und bewegte die Lippen. Valerie winkte mir zur Ruhe, ich faßte mich, wie aber nach ein paar Minuten Eudoxia die Arme ausstreckte, trat ich unwillkürlich zu ihr und umfaßte sie, besorgt,

daß sie durch diese Bewegung von dem schmalen Rasensitz sinken möchte. Sie schlang ihre Arme um mich, lehnte, da ich mich neben ihr niederließ, ihren Kopf an meine Brust und fuhr eine Weile zu schlummern fort. Valerie schien erstaunt; sie sagte mir hernach, daß die Kranke stets krampfhaft erschüttert erwacht sei, wenn sie irgend Jemand in diesem Schlafe berührt hatte. Bald öffnete Eudoxia ihre Augen und lächelte mir mit himmlischer Ruhe zu. Wie ist Dir, Liebe? fragte ich, denn ich war voll Angst. — „O, nun wird's immer besser! recht bald komm' ich zu ihr." — Zu wem, Eudoxia? — „Zu Marien." — Mich durchfuhr, wie ein Wetterleuchten, der Inhalt aller ihrer Träume. Licht war nicht in meinem Kopf, aber ich hatte den Zusammenhang von meiner geliebten Kranken ganzem innern Schicksal durchblickt. — Also Marie war bei Dir? So fragte ich und sie antwortete von nun an ohne Widerwillen, aber wie Jemand, der die Fragen für überflüssig hält, und auch wol beim Antworten zerstreut ist. Zuweilen war sie aber gerührt dabei. In der ersten Empfindung, der Zerstreuung, sagte sie, sich selbst tadelnd: „Ich habe das nie begreifen können, daß Ihr nicht wüßtet, wer bei mir sei, und mir ist's nie als möglich vorgekommen, es zu sagen. Dir sag' ich's, weil Du freilich zu weit weg warst." — Bei einem andern Punkt ihrer Antworten umfaßte sie mich und sagte: „Sieh, Tante, an Dich schließt sich nun mein ganzes irdisches Wesen; deshalb ist nun aller Zwiespalt in mir vorüber. Das Leben sträubte sich so! das bleibt nun bei Dir und der Geist vereint sich mit Marie, und dann eilen wir dem Vater

nach.“ — Hier blickte sie ganz befremdlich zweifelnd mir ins Gesicht, und setzte zögernd hinzu, als sei ihr das gar nicht so klar wie jenes: „Dem Vater und Dir.“ — Ihr Blick behielt lange etwas Nachsinnendes, wobei sie meine flache Hand auf ihr Herz legte, was sie oft that, und was ihr wohl zu thun schien.

Aus Eudoxiens Antworten setzte ich mir folgende Geschichte ihres Geisterverkehrs zusammen, die ich nicht als meine Ueberzeugung gebe, allein unverändert als ihre eigene Schilderung ihres wunderbaren Nacht- und Geisterlebens. Sie konnte sich der Zeit, wo sie ihre Schwester zuerst erblickt hatte, gar nicht erinnern. Nach ihrem Bezeigen von Mariens Tod an sollte man versucht sein zu glauben, daß sie mit dieser Täuschung aufgewachsen sei. Mariens Gestalt erschien ihr stets so, als wie Eudoxiens eigne, auch ebenso gekleidet, sie nahm jeden Abend ihren Platz neben ihr auf ihrem Lager, und dann erzählten sie sich einander Alles, was ihnen den Tag über begegnet war, schwatzten und beteten jede Nacht miteinander. Eudoxia konnte sich beim Erwachen auf Das, was sie sich erzählt hatten, nie besinnen; sie wußte aber, am Abend würde sie Alles im Bettchen wiederfinden. Ueberall, wo Marie zu ihr trat, ward es Eudoxien wohl; wie sie anfing Unterricht zu empfangen, lehrte sie Marie immer mehr wie der Lehrer, und von dem Erlernten konnte sie sich am Tag auch viel erinnern, sie wollte es oft ihren Lehrern sagen, wenn sie für ihren Selbstfleiß gelobt wurde, aber so oft sie Marien nennen wollte, „gingen ihr die Gedanken aus,“ wie sie’s nannte. Wie sie Gregor kennen lernte, ward ihr Umgang mit

Marien sehr ängstlich; sie schien ihr wie ein Schatten zu verbleichen, es war immer, als wenn sich eine Luftwand zwischen sie legte, und ein Rieseln und Rauschen, wie ein Wasserquell, machten sie unfähig ihrer Schwester Worte zu hören. Nach und nach blieb Marie ganz hinweg, und da war's Eudoxien wieder wohl, sie entbehrte sie nicht, denn von Zeit zu Zeit, gerade wenn sie am innigsten glücklich war durch Gregors Liebe, durchzuckte sie ein Gefühl wie Lebensende, wie Vergehen — und dann dachte sie Marien, und wußte, daß sie nie fern war. — Das war unwillkürlich und wie ein Blitz. Das ward immer minder, wie sie Mutter ward, und sie meinte lange Zeit, sie habe wohl von jeher wunderliche Träume gehabt, und Marie sei nie bei ihr gewesen. Nach dem Tode ihres ersten Kindes schon, kam das durchzuckende Wehe zurück, dieses Gefühl von Lebensende. Es ward häufiger beim Tod des zweiten Kindes; und sie beschrieb ihren damaligen Zustand als sehr trostlos, weil sie gewußt hätte, daß nur Gottvertrauen sie retten könnte, nur die Ergebung, welche auf Ueberzeugung seiner Weisheit gebaut ist; aber ihre Denkkraft wäre immer in Gedankenlosigkeit übergegangen, und das hatte in gesammelten Momenten ihr Herz beängstigt. Gregors liebende Behandlung hätte sie damals gerettet, meinte sie, aber die unvernünftige Heftigkeit ihrer Besorgnisse um ihn waren ihr quälend gewesen, sie hätte die Empfindung gehabt, eine fremde Gewalt wolle ihr die Selbstherrschaft streitig machen, und damals hätte sie oft unaussprechlich gebetet. Endlich habe sie nun Gregor ertrinken sehen — denn so erzählte sie ihre Vi-

sion, und auf ihren ersten Schrei sei Marie zu ihr getreten und habe ihr Alles erklärt, habe sie auch seitdem nie mehr verlassen. — — Unbedacht unterbrach ich sie hier mit der Frage: sieht Marie Dir noch ähnlich? — Unwillig sah sie mich an, dann reichte sie mir ihre beiden lieben, abgezehrten Hände, deren blaue Adern wie die Zeichnung auf weißen Blumenblättern lieblich und zart sich hinschlängelten. — Ist, fragte sie, die eine dieser Hände der andern ähnlich geworden? — Und stirbt Marie mit Dir? fragte ich zitternd, denn ich glaubte einen Frevel zu begehen. — Ob sie hier weggeht? fragte Eudoxia, und blickte auf die Gegenstände um sich her. — Ja; dabei umfaßte sie mich und schloß mich sonderbar an sich und lispelte, ihr Gesicht an meinem Hals verbergend: zum Vater. — Und so blieb sie lange halb ermattet, halb schlummernd an mir ruhen.

Ich mochte einige Wochen bei der lieben Kranken gewesen sein, da sammelte sich am Johannistage Abends ein furchtbares Gewitter. Unter solchen Umständen war Eudoxia immer in längere Verzuckungen gerathen, dieses Mal schien sie den Einfluß der Gewitterluft zu scheuen, sie ließ mich nicht von sich, versuchte ein paar Mal, im Zimmer umher zu gehen, gleichsam um ihre Brust freier zu machen, aber sie war zu matt. Nun legte sie oft eine meiner Hände an ihre Stirn, die andere auf ihr Herz, und in dieser Stellung schien sie erleichtert. Der Donner begann zu rollen, die Luft war von Schwefeldünsten belastet, Eudoxia lag ermattet auf dem Sopha und hielt meine Hände, wie ich es so eben beschrieb; ich fühlte mich bis zur Ohnmacht angegriffen,

und sann auf Mittel, meine Stellung zu verändern, als ich wahrnahm, daß Eudoxia in ihre Extase verfallen sei. Leise zog ich nun meine Hände zurück. Wir wachten um sie, das Gewitter tobte graunvoll, Eudoxia lächelte mit ihrem Engel. Der Nachthimmel ward ruhig, die Sterne erbleichten, die Sonne begann ihre Laufbahn, Eudoxia lächelte nicht mehr, sie athmete leise, leise, und wie die Sonne wieder sank, war ihr Geist in hellere Räume entflohen.

Ich füge dieser Erzählung gar nichts hinzu. Ich selbst habe mich nicht überzeugen können, daß Eudoxiens Zustand einem vorzüglich denkenden Arzt unerklärlich gewesen sein würde. An einem solchen fehlte es uns. Eudoxiens Hausarzt wollte mit hunderterlei Mitteln kuriren, die Geistlichen wollten beten und Wunder wirken — beides hatte die Kranke von jeher von sich gewiesen. Ich nehme auch zur Erklärung des Gefühls, was mich mit meinem Bruder verband, was auf seine Eudoxia ganz vererbt zu sein schien, meine Zuflucht durchaus zu nichts Ueberirdischem; aber kein theilnehmender Leser wird mich eine Schwärmerin nennen, wenn ich gestehe, daß mir das Leben seit Eudoxiens Tod wie ein kurzdauernder Auftrag erscheint, die Welt wie ein öder Ort, in dem ich ihn wol verrichten muß, dabei aber immer die lieben Gestalten am Ausgang sehe, wie sie mir winkend die Hände reichen.

VI.

Alte Zeit und neue Zeit.

Auch ein Familiengemälde.

Alte Zeit und neue Zeit *).

Ich habe Dir versprochen, ohne Hehl die Eindrücke zu schildern, welche nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren die Menschen und Gegenstände in meiner Heimath auf mich machen würden. Dinge, von denen ich Dir so oft mit Jugendglut der Erinnerung sprach! — und nachdem Dir meine ersten beiden Briefe die Freude des Wiedersehens, die Wehmuth, so manche Stätte leer, so manches Haupt ergraut gefunden zu haben, schilderten, will ich Dir auch die Wahrnehmungen nicht verhehlen, zu der ein längerer Aufenthalt in meiner Vaterstadt mir Anlaß gibt.

Ich verließ sie in der Fülle jugendlichen Gefühls,

*) Wir müssen hier wiederholen, daß weder die Verfasserin dieser Erzählungen noch der Herausgeber den Beifall des großen Publikums und seiner Wortführer suchen, und so mögen diese sich auch vornehm überdrüssig von dieser Schilderung abwenden, die freilich nur zu alltägliche Lebensverhältnisse darstellt. — Wer aber das fressende, tiefe Geschwür unserer Zeit: Unhäuslichkeit oder unwürdige Häuslichkeit, erkannt hat, dem wird hier der Stoff zu ernstem Nachdenken nicht fehlen.

Der Herausgeber.

und kehre, ein Vierziger, zu ihr zurück; schwärmte ich damals, wahrlich so bin ich nun ruhig; daß ich nicht kalt ward, mein guter Hartmann, danke ich Dir und Deiner lieben Frau, da Ihr mir durch den Zutritt in Euer Haus Vaterland und Familie ersetztet, und endlich, nachdem Ihr den Jüngling reifen saht, den Mann durch Eure geliebte Schwester beglücktet. Möge Gott meine Amalie in dieser Stunde und in jeder des Lebens erfreuen! — Ich schreibe ihr, daß sie von Dir diese Details erhalten wird, über die wir, so vertraut mein muthiges Herz, nächsten Winter schon wieder um unsern Kamin versammelt, schwatzen werden.

Lieber Hartmann, entweder bin ich anders geworden, oder meine Landsleute, oder beides. Ich erzählte Dir ja wol oft in den ersten Jahren meiner Niederlassung in Philadelphia von unserm gesellschaftlichen Leben in **, wie die Frauen den ganzen Morgen ihren Geschäften oblägen, im Haushalt, der Kinderstube, am Nähtisch, dann Mittags der Gatte, aus den Hörsälen der Session gekommen, sich des Wohlseins seiner Lieben freute, die Knaben nach ihren Schulzeugnissen fragte, die Schreibbücher der Mädchen ansah, oder vor ihrem Nähzeug mit einem freundlichen Scherz zurückfuhr, weil ihre Kunst ihm unbegreiflich blieb — dann arbeitete wieder ein Jeder in seinem Beruf; die Hausfrau mußte wol irgend einen Höflichkeitsbesuch machen oder nahm deren an, des Abends gingen die Eltern auch wol in Gesellschaft, dann ward meinen Schwestern ein froher Zeitvertreib gegeben, oder ein Buch, oder eine junge Freundin besuchte sie — aber meistens versammelten sich

die Kinder um die Mutter, der Vater kam, er las ihr vor, wir hörten zu, oder trieben allerlei stille und laute Künste im Nebenzimmer. Dann kamen auch einige Männer und Frauen, die Gespräch oder Lektüre theilten, und so begleitete uns mit wenigen Ausnahmen jeden Abend das Bild häuslichen Beisammenseins in die Arme des Traumes. Ich eilte oft mit meinen von Frost erstarrten Füßen in vollem Gallop nach Hause, wenn ich bei Mondschein Schlittschuh gelaufen und es sieben schlug, wo der Vater herunterzukommen pflegte — denn sein Gespräch war mir vor Allen lieb, sowie auch das eines alten Obersten, der den amerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht und mir Philadelphia zuerst bekannt machte. Und sowie bei uns, war es in den Häusern aller unserer Bekannten, und wie ich erwachsener war, brachte ich manchen Abend bei ein und dem andern zu, die mir die ehrenvolle Auszeichnung gestatteten, mit ihren Söhnen in ihren Familienkreis zu treten. Ich war wahrlich kein verweichlichter Knabe, wie nach meines Vaters Tode, der das schöne Leben störte, mein unverzögerter Entschluß, statt mein Kameralstudium fortzusetzen, nach Philadelphia zu gehen, wohl bewies — aber ohne Dein liebes Haus wäre doch die neue Welt mein leibliches Grab aus Gram, oder mein geistiges durch trübsinnige Abstumpfung geworden.

Ich fand meine liebe alte Mutter in sehr beschränkter Behaglichkeit und rüstigem Alter. Das ist mehr Glück als ein reiches Erbe: seiner Mutter ein bequemes Alter geben zu können! — Sie erzieht ihre beiden jüngsten Enkeltöchter von der Schwester, die vor eini-

gen Jahren starb. Ihr wohlhabender Vater zahlt ihr ein hinreichendes Kostgeld, aber sie erzieht sie nicht wie meine Schwestern erzogen wurden. Die hatten ein paar Unterrichtsstunden in Geschichte und Geographie, mir däucht auch in Naturgeschichte, in einem alten dialogisirten Buche, worin der Esel sehr vernünftig seine Geschichte erzählte — ich weiß nur, daß die Mädchen Manches wußten, den Vater Vieles fragten, und alle wilde Thiere zu sehen gingen. Meine Nichtchen wallen in eine öffentliche Anstalt, wo ich Grund zu hoffen habe, daß sie nicht die Hälfte Dessen lernen, was gelehrt wird. Ich erschrak vor den Namen der Lehrgegenstände. Die Hälfte davon hätte mich von meiner Amalie verscheucht. Ich fragte die Mädchen ein und das andere über Geschichte — so mitten aus den Zeitabtheilungen heraus. — Die Kleine wußte kein Wort zu antworten, die Aelteste, von funfzehn Jahren, plapperte mir eine Menge leeres Geschwätzes her, von Völkerzügen und Staatenverein, wußte aber mit keinem einzelnen Zug irgend einer Geschichtsepoche den Geist ihrer Zeit zu bestimmen, sodaß ich mich mit einer Art Ueberdruß abwendete.

In der Naturgeschichte betete die Jüngste Classen her, die Aelteste plapperte Curiositäten herunter — alles so herzlos, als spräche sie von einer Welt, die ein Kartenmacher zusammengeflickt hätte. Endlich lispelte Pinchen, die Aelteste, auch etwas von Alexander Humboldt — da lief mir die Galle über — ich stellte sie auf den rechten Standpunkt des — besonders weiblichen, Schülers, beim Erlernen der Naturgeschichte: Gott in seinen Werken — und breitete mich über den elektrischen

Aal, den die Jungfer Weisheit bei Gelegenheit Humboldts genannt hatte, etwas aus. Fritze, die Kleine, hörte mir erst schüchtern, dann recht verklärt zu. — Ach, wenn es ihr immer so gelehrt würde, meinte sie, würde sie gewiß viel lernen! — Pinchen warf das Näschen auf und machte ein tiefes Knixchen, um dem Herrn Onkel zu danken, war aber sichtbar beleidigt. — Ich bezeigte meiner Mutter meine Verwunderung, daß sie dieses funfzehnjährige Mädchen täglich sechs, acht Stunden aus dem Hause schickte, um nicht mehr zu lernen als meine Schwestern auch gewußt hätten. Sie bewies mir, daß alle Welt in die Töchterschule gehen müsse, denn diese Kinder könnten ja doch nicht zu Hause bleiben, Malchens Töchter gingen auch hin u. s. w. — das hatte ich vernommen.

Wie ich meiner Mutter Wittwenhaus verließ, war meine älteste Schwester schon verheirathet; Malchen, ein Jahr jünger wie ich, hatte schon seit drei Jahren ein Liebesverhältniß mit einem recht lieben, fleißigen Menschen, der von Universitäten aus, hierher Ferienreisen machte; mir kam das damals sehr rührend vor, und ich machte aus dem künftigen Schwager meinen Damon, ja, mein erster kleiner Handelsgewinn stattete diese Schwester aus. — Ich eilte, sie wieder zu sehen. Sie hat viele Kinder gehabt, wovon die zwei ältern Knaben leben und drei Mädchen, von denen das jüngste fünf Jahr alt ist. Das geht Alles in die Töchterschule. Meine Schwester war ein hübsches, sanftes Mädchen — sie ist nicht veraltet, aber ihre Züge haben eine Tendenz zum Maulhängen, die ich verabscheue, und von dem

ich lange nicht den Grund finden konnte, denn sie liebt ihren Mann und er liebt sie. Dieser Zug ist aber leider einer der allgemeinsten in dem Gesicht meiner Landsmänninnen. Was drückt er aus? Murren? Widerstreben ohne Kraft zum Widerstand? Bei einigen kräftigen Charakteren hat dieser untere Theil des Gesichts einen spottenden oder trotzigen Ausdruck — nur bei dem kleinsten Theil schildert sich in ihm die Milde und Güte, welche ihm Jugend ersetzen und noch im Alter des Mannes Seele bewegen. Meine gute Mutter hat diesen Zug von milder Güte in einem vom Alter gänzlich bezeichneten Mund. Er sieht aus, als hätte er immer nur gebetet und gesegnet — was in der Jungfrau als Bescheidenheit, im Weibe als Liebe bezaubert, muß sich in der Matrone als Gebet ausdrücken.

Mein Schwager fand sich, wohl abgerundet, heiter und behaglich, den ersten Abend meines Hierseins bei meiner Mutter ein. Ich fand ihn wohl unterrichtet über die Geschäfte seines Berufs, und mit der Zeitgeschichte so fortgeschritten, daß er mein Bedürfniß, mich über die öffentlichen Angelegenheiten meines Vaterlandes zu unterrichten, vollkommen befriedigte. Es befremdete mich, daß er mich beim Gespräch immer auf die Seite abführte, in ein Fenster oder Seitenzimmer, und daß die Frauen, wenn es mir gelungen war, ihn neben den Theetisch zu pflanzen, sogleich stillschwiegen; die jungen Mädchen zischelten und kickerten hie und da, die Knaben gingen ins Vorhaus, Mutter und Großmutter suchten ängstlich, besonders wenn der Schwager sprach, Stille zu erhalten. Ich ward von diesen Erscheinungen

zerstreut, bat die Knaben, wieder herein zu kommen, und befragte sie um ihre Beschäftigungen. Sie müssen gute Lehrer haben, aber sie sind sehr mal appris. Sie antworteten mit mehr Verdrießlichkeit, als Schüchternheit. — Ich erzählte ihnen von unsern Schulen, unserer Jugend — der strengen Zucht in der Schule, der frühen Theilnahme am öffentlichen Dienst. Was das erste betrifft, so meinten sie: „das ließ sich kein deutscher Gymnasiast gefallen." Ich fragte sie: was sie denn thäten, wenn das Gesetz ihnen beföhle? — Der älteste, ein derber Gesell, sah tückisch vor sich hin, die andern antworteten auf meine wiederholte Frage: „Ja, bei uns ist's eben anders." — Da ich mit den Knaben nicht zur Rede kommen konnte, bat ich die Mädchen, etwas Musik zu machen, da sie, bis auf das kleine Lorchen herab, alle Unterricht haben. Fast wäre mir die Geduld vergangen bei den Entschuldigungen, Weigerungen, Ausflüchten. Endlich setzte sich Pinchen hin und sang eine Rossinische Arie. Ich verstand kein Wort, stand auf, bog mich auf das Buch, das Mädchen unterbrach sich und sagte wichtig: „Von Rossini, lieber Onkel." — „Ja, das erkenn' ich, aber in welcher Sprache begreif' ich nicht." — Da entstand ein kleiner Wortwechsel zwischen meinem Nichtchen und mir, wobei sie einige unverdaute Ansichten über Harmonie und Unterordnung des Wortsinns auskramte. — Mein Schwager schien an Pinchens Noth seine Freude zu haben, ich schnitt also das Gespräch ab, indem ich meine Schwester an ein paar Liederchen erinnerte, die wir in unserer Jugend gesungen, besonders an einige Choräle, welche wir un=

serm Vater Sonntags früh, wenn wir nicht in die Kirche gingen, vorsingen mußten. — „Ach, die kenn' ich, Onkel, sagte Fritze, hocherröthend, Großmutter, das sind die Choräle, die ich in der Bodenkammer fand.“ . . . Ich bat sie, mir einen davon zu singen, und sie that es mit einer anfangs zitternden, aber so kindlich frommen Stimme, daß ich sie am Ende recht herzlich in die Arme schloß. — Die Knaben saßen in einem Winkel des Zimmers, oder lagen vielmehr auf den Stühlen, scharrten mit den Füßen, schritten wie mit Courirstiefeln durchs Zimmer, ächzten aus Langerweile. — Mir war der Gedanke peinlich, daß meine Neffen sollten mehr vernachlässigt sein, als ich mir es für möglich gedacht hatte. — — —

Ich hatte Malchen sehr eifrig nach unserer Jugendfreundin, Julie, gefragt, einem schönen muntern Mädchen, die jüngste in unserm kleinen Zirkel, die ein paar Jahr nach meiner Abreise einen Mann geheirathet, der seitdem einen sehr schönen Weg gemacht hatte, wozu sein und seiner Frau artiges Vermögen auch beigetragen haben mochte. Sie hat keine Kinder gehabt und Malchen gestand, daß sie nicht mehr mit ihr umgehe, „weil sie ihr zu vornehm sei.“ Dieser Grund jagte mir eine Röthe über das Gesicht. Wir haben ihn in unserm Lande verlernt. Sobald es am folgenden Tage möglich war, ging ich zu ihr. Die Frau ist für ihre achtunddreißig Jahre noch sehr hübsch. Sie hatte eine große Freude, mich zu sehen, fragte neugierig nach meinen häuslichen Verhältnissen, und schien nicht übel Lust zu haben, ein bischen mit mir zu kokettiren. Ich ließ

es mir gefallen, denn was ich bisher von dem innern Familienleben meiner Schwester gesehen, hatte meiner Freude des Wiedersehens die kältende Mischung des Beobachtens zugesetzt. Sie versicherte mich, sehr glücklich zu sein; ihr Mann lege ihr gar keinen Zwang auf, er gehe seinen Gesellschaften nach, sie den ihren. . . . „Was hat er denn vor Gesellschaften, denen er nachgeht?“ fragte ich, bemüht das Gespräch so scherzend wie möglich zu halten. Sie behauptete, daß man es mir wohl ansähe, daß ich aus der neuen Welt komme, sonst fragte ich nicht so wunderliche Sachen. Wohin denn die Männer bei uns gingen? — Nun, die braven ihrem Beruf nach oder ihren Privatgeschäften, dann in einen Club, und Abends zu ihren Frauen oder mit ihren Frauen zu Freunden; zuweilen in Gesellschaft, oder es kämen Männer zu ihnen im Familienkreis. — — „Das ist ja mächtig altfränkisch!“ rief die schöne Frau mit aufgeworfenem Kopf, und lud mich ein, am Abend zu ihr zurückzukehren, wo ich sehen könnte, wie sie ihre Zeit zubrächte. Während meines Besuchs kam der Schneider und brachte Seidenmuster; eine Näherin, die im Nebenzimmer arbeitete, unterbrach uns auch ein paar Mal, endlich zogen einige Damen in eleganten Morgenkleidern herbei, die sich über einigen Verlust oder Gewinn im Spiel vom gestrigen Abend unterredeten, einige Kindbetten und Landreisen erwähnten, Alle schienen aber durch meine Gegenwart sehr verlegen. Ich empfahl mich, nachsinnend, wie das unbefangene, muthige, warme Mädchen, gegen deren Reize ich armer Junge einstens recht heldenmüthig mein blutjunges Herz

vertheidigt hatte, zu so einer leeren Kokette hätte werden können? Mein Gang auf das Bureau, um mich ihrem, mir ganz unbekannten, Mann vorzustellen, war vergeblich; ich ging also meiner Schwester einen Morgenbesuch zu machen. Ich fand sie im Wohnzimmer mit Kuchenmachen beschäftigt — sie gedachte mir ein Willkommenfest zu. Mir fiel das auf — sie war nachlässig gekleidet vielmehr als häuslich. Ich fragte sorglos: „Machte denn unsere Mutter diese Arbeit auch im Wohnstübchen?" — „Nein. Weißt Du wol, das geschah Alles in dem kleinen Gesindestübchen, weil's der Vater nicht leiden mochte, wenn Küchenwirthschaft im Zimmer war." — „Kann's denn Dein Mann leiden?" — „O, dem ist das einerlei; er kommt auch erst um ein Uhr vom Bureau." — Indem kam die Köchin herein mit einem Korb voll Effecten aller Art, Zwiebeln, Butter 2c., die kleine Laura hing sich an den Korb und wollte mit Allem spielen, die Mutter schob sie fort, das Kind schrie; geschwind gab ihr die Mutter einen Apfel aus dem Korb und drohte: „Der Herr Onkel wird böse! Fi doch!" — Mich triebs unmuthig aus diesem Marketenderwesen nach Hause. Meine Mutter war nicht in ihrem Zimmer, ich ging ihr nach wie ein alter dummer Junge; da stand sie in ihrem reinlichen Hauskleide, mit einer großen Schürze angethan, in der Küche, und machte einen Teig. — Ich schalt sie, daß sie in dem feuchten Wetter diese Arbeit in der Küche mache: „Ei, seht die Hoffart! ich habe kein eigentliches Gesindezimmer, und soll doch den Wust nicht ins Wohnzimmer tragen? das würde Dir schlecht gefal-

len. Das Fleckchen, wo der Mensch seinen Tag zubringt, muß nichts von der Küche wissen." — —

Bei Tische hatte ich ein langes Gespräch mit ihr, das damit begann, daß ich sie fragte: Warum Malchen nicht ihrem Beispiel folge, ob ihr Mann dagegen gleichgültig sei? — „Ja freilich! Ich selbst weiß nicht recht, wie sich das so eingeführt hat? Lieber Karl, ich nehme, seit Du da bist, wohl wahr, daß sich manche Sitte geändert hat. Die Männer sind nicht mehr wie Dein Vater; damals war das innere Hauswesen die Hauptsache, jetzt ist's das Besuchzimmer. Hast Du Malchens Besuchzimmer nicht gesehen? Nun, Du wirst Dich morgen wundern."

Am Abend stellte ich mich bei meiner gefährlichen Freundin ein. Ich fand ein Dutzend Frauen in zierlichem Putz um den Theetisch versammelt; ob sie gesprochen hatten, weiß ich nicht — jetzt schwiegen sie; ein ziemlich junger Mann saß neben der Frau vom Hause, sie hieß ihn Vetter und bat ihn, den Kreisrath zu ersuchen, daß er, ehe er ausgehe, einen Augenblick hereinkommen möchte. Der Vetter brachte ihn sogleich mit sich zurück, und das dürre, gewandte Männchen mit lebhaften Augen und einer Satyrnase begrüßte mich sehr unbefangen. Wir gefielen uns, glaub' ich, gegenseitig; der Mann fragte gescheut, und ich suchte durch meine Antworten zu erfahren, ob er aus deutlicher Absicht oder nur um des Gesprächs willen gefragt habe. Unser Gespräch fand, wie das gestrige mit meinem Schwager, in einer Fensterecke statt. Nach einer Stunde that Herr v. Golder einige lose Fragen an ein paar der jüngern

anwesenden Damen, und begab sich, nachdem er Alles angewendet hatte, mich der Gesellschaft abwendig zu machen, nach einem Gasthof, wo ein großes Männersoupée stattfinden sollte. — Der erste Seefisch war angekommen. — Die Damen setzten sich bald zum Spieltisch, der Vetter ordnete die Partien, und war sichtbar die rechte Hand der Dame vom Haus; diese meine schöne Freundin hatte gerechnet, mich zu ihrer Partie zu ziehen — ich hatte mir aber fest vorgenommen, während meines Aufenthalts nicht zu spielen, blieb deshalb standhaft und schlich mich, dem Werth der versammelten Gesellschaft alle Gerechtigkeit widerfahren lassend, hinweg.

Darin bestand also Juliens „vornehmes Leben," wie es meine Schwester genannt. — Mit einer Art Herzweh wagte ich's, obgleich es schon spät am Abend war, meine Schwester noch einmal zu besuchen. — Meine Mutter erwartete mich nicht zum Essen, sie meinte, daß man bei Frau v. Golder soupiren würde. Ich fand die Treppe und den Vorsaal finster; Klärchen, die älteste Tochter, kam mir mit dem Licht entgegen, indeß im Zimmer ein lebhaftes Rufen über die Finsterniß in unangenehmen Tönen erscholl. Klara zündete ein zweites Licht an, die Magd räumte einige Teller hinweg; es roch gar heimlich nach irgend einem nationalen Leckerbissen. Die Knaben traten in einen Winkel, wo sie sich balgten; Lore lag schlafend auf der Mutter Schooß, diese suchte sie zu ermuntern, damit die älteste Schwester sie zu Bette bringen könnte, das Kind heulte, und nun legte sie die Mutter bequemer und behielt sie auf

dem Schoos. Nachdem der Tisch abgeräumt war, gingen die Töchter in ihr Schlafzimmer, die Mutter befahl den Söhnen zu Bett zu gehen, weil sie doch nichts Vernünftiges machten. — „Um halb zehn, liebes Malchen!“ rief ich. — „Ach, ich bin so froh, wenn sie zur Ruh sind! — ehe hab' ich doch keinen guten Augenblick.“ — Die Knaben polterten bereitwillig zum Zimmer hinaus.

„Dein Mann speist wol auch im rothen Adler?“ — „Wie kommt Dir das bei? Nein, dazu ist er ein viel zu guter Hausvater, da essen sie die Portion zu achtzehn Groschen, den Wein nicht gerechnet. Miller geht in die Harmonie und ißt sein Stückchen Schinken zu seinem Schoppen Wein . . .“ Kurzum ich hörte nun, es sei Sitte, daß der Hausvater nach gethaner Arbeit in irgend ein öffentliches Haus gehe — hier heißen sie's Harmonie — oder in einen Gasthof, oder in beide nacheinander, wo er dann in der Harmonie Zeitungen und Broschüren liest, nachher auch, wie meine Schwester sagt: „seinen Schoppen trinkt . . . .“ „Und da bist Du alle Abende allein?“ — „Du hast ja gesehen, daß es mir nicht an Gesellschaft fehlt,“ antwortete Malchen sichtbar aufgeregt. — „Und wann sieht dann der Vater die Kinder, oder beschäftigt sich mit der Söhne wissenschaftlicher Ausbildung?“ — „Er bezahlt ihnen ja Lehrer und einen Repetenten.“ — Mein Blut kochte. — „Da trägt ja ein Hausvater wöchentlich einen bestimmten Theil seines Erwerbs in den Gasthof, ohne daß seine Familie den geringsten Theil an dem Genuß nimmt.“ — „Das sage Du Deinem Schwager.“ — Ich ging hef-

tig bewegt im Zimmer umher. Mein furchtbares Unrecht, dieses arme Weib auf seine Entbehrungen aufmerksam zu machen, entging mir nicht; dennoch ward ich, aus einem Trieb zu helfen, fortgerissen mehr zu sagen. „Also die Art Gastfreiheit, mit der unsere Eltern Abends ihre Suppe dem hinzugekommenen Freunde anboten." . . . . — „Mein Mann nimmt oft Fremde in die Harmonie, oder führt sie mit sich in rothen Adler speisen. — „Und Du?" — „Das ist mir ganz recht. Der eine Gast kostet im Wirthshaus nicht so viel wie ein Diner kosten würde, was bei zwei Mägden viel Last macht." — „Aber Deine Töchter müssen doch in der Küche helfen?" — „Die sind ja den ganzen Tag in der Töchterschule." — —

Ich wußte mir gar nicht mehr zu helfen! Ich dachte: da hat Dir und Deinem Hartmann Gott die Gnade verliehen, daß ihr in der neuen Welt auf der jungen Erde, die vor sechzig Jahren noch keines Menschen Wohnung trug, der Väter Sitte treu bewahrt habt, und auf dem festen alten Vaterlandsboden finde ich ein Umkehren der Begriffe, daß ich die Kinder meines Vaters kaum mehr erkenne. Plötzlich fiel mir Göthe's Wilhelm Meister ein — erinnerst Du Dich, daß er Wilhelms Schwager diese Wirthshausgastirung, das Wirthshausgehen, das Verschließen seines Hauses vor wirklicher Gastfreundschaft mit breiter Selbstzufriedenheit anpreisen läßt? — Göthe hat in prophetischem Geiste gesprochen — hier sah ich diese freudlose, freundlose Maxime ausgeübt. — — —

Ich bin nun seit mehreren Wochen hier, ich habe

alle meine alten Bekannten wieder gesehen, manche neue Bekanntschaft gemacht. — In einem freien Lande, in einem Lande, wo des Landes Wohl jedes Bürgers persönliche Angelegenheit ist, da sind Männervereine eine nothwendige und heilsame Sache. Jeder Bürger hat etwas zu sagen, zu hören, zu beurtheilen, in den öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. — In so einem Lande ist es nützlich, daß der Mann eine Stunde mit Männern sei; wo diese Ursache hinwegfällt, müssen diese öffentlichen Vereinigungspunkte, sobald sie des Mannes tägliche, ja einzige Erholung werden, die Urbanität aufreiben. Die gesellschaftliche Unabhängigkeit, die da selbst jeder für sein Geld hat, enthebt ihn in dem äußern Benehmen der Zuvorkommung gegen Andere, sowie der Beherrschung seiner selbst. Was nicht gesetzlich verboten ist, erlaubt er sich, und das führt ihn auf ein so weites Feld, daß er sich dem König Nebukadnezar dort zugesellen könnte, wenn er nur den andern Gästen nicht unter die Füße lief.

Ich nehme natürlich die Männer aus, die zum Lesen diese Orte besuchen — Dann haben sie aber einen andern Nachtheil — wenn unser Vater sich ein Buch verschafft hatte, das außer seinem Amtsbezirk lag, so setzte er sich Abends damit zu uns in das Wohnzimmer, besonders wie die Geschwister nicht mehr klein waren; oft las er der Mutter daraus vor. — Ich weiß wohl, wie ich dann von meiner Ausarbeitung hinhorchte. — „Willst Du recht zuhören, so komm her, aber dann mußt Du Dein Pensum später machen, und es darf kein Deut fehlen!" erscholl endlich des Vaters Stimme;

da flog ich hin und hielt meinen Schwestern Garn oder schnitzelte Zwirnbretchen, und wenn ich nach dem Abendessen das Pensum vollendet hatte, brachte ich's noch dem Vater in sein Zimmer. — Gott gebe ihm die süßeste Ruhe! — Ich sehe ihn noch, wie er mir freundlich zunickte. O mögen meine Söhne ein so liebes Bild von mir behalten, wie der liebe Greis mir zurückließ!

Dieser Vortheil der gemeinschaftlichen Lektüre, oder doch des gelegentlichen Mittheilens, fällt weg, wenn der Hausvater außer dem Hause liest. Aber was thut indeß die Frau in dem herrnlosen Hause! Sie wird erste Hausmagd, wie meine Schwester, oder eine kalte Hausherrin, wie Frau v. Golder. Malchen hat wol gefehlt, wie die meisten Frauen fehlen mögen — sie hat die ersten Schritte zu den jetzigen Verhältnissen nicht sogleich erkannt, und erst wie das Uebel sich festgesetzt hatte, nahm sie es wahr. — Ein Hauptgrund zu dieser Ausartung des Familienlebens mochte auch in dem ewigen Länder- und Herrntausche liegen, der ein Dutzend Jahre in Deutschland stattfand. Dieser zog eine Veränderung der Beamten nach sich, ein Voneinanderreißen und Zusammensetzen, das den althergebrachten Maßstab gesellschaftlichen Aufwandes zerbrach. In unserm Residenzchen, zum Beispiel, waren die Bedürfnisse des Luxus und deren Befriedigung von Alters her classifizirt. Die Kaufmannsfrauen hatten ein Ideal von Pracht, die Beamtenfrauen, der Hof ebenfalls. Jeder Stand wetteiferte unter sich; da konnte es nie sehr weit gehen; aber hinüberzugreifen in den höhern Stand, hätte man für eine Art „sich wegwerfen" gehalten. Jeder Stand

hätte seinen Stolz. Nun wurden aber plötzlich die Beamten aus der Residenz in Landstädte versetzt, Adelige in bürgerliche Stellen, Bürgerliche bekamen Adelsrang, Kaufleute bekamen Titel, Landleute wurden in die Städte versetzt, ihr Standessinn ward ihnen genommen, und Bürgersinn können diese Leute doch wol nicht in sich entwickeln *). Nun griff in seinem Streben ein Jeder in des Andern Gebiet; Gleichheit entstand nicht, aber Verwirrung der Ansprüche; Jeder erklärte die Erhebung, zu welcher er auf Kosten des Andern gelangen konnte, für eine gute Prise — und so entstand ein Luxus, den man nicht über den Stand nennen kann, aber über den Beutel. Deine Eltern haben dir den Charakterzug von uns Deutschen: die Putzsucht und den Einfluß eines bessern Rockes, nicht bekannt machen können; in Amerika hatte das zu wenig Interesse; so lange ich unter meinen Landsleuten lebte, habe ich das auch nicht so gewußt, ich kam erst zu einer Erkenntniß davon, wie ich ein geschmackloses, aber historisch sehr merkwürdiges, altes deutsches Gedicht las — das älteste, was wir haben — wo Du aber um Gotteswillen weder an Ossians Heroenlieder, noch an des Cids edle Romanzen denken mußt — genug, in diesem Gedicht, das den rohsten Zustand des gesellschaftlichen Vereins schildert, spielen die schönen Gewande und Juwelen immer eine große Rolle, und von da an fand ich überall bei uns Deutschen eine entschiedene Neigung zum Putz. — Doch das führt mich ganz von meinem Gegenstand ab.

*) Das ist falsch und beschränkt geurtheilt. Der Deutsche, der eine Constitution hat, entwickelt auch Bürgersinn.

Malchen hatte nicht den Muth, der Zunahme von Luxus, der zu Anfang ihrer Ehe stattfand, zu widerstehen und die Fülle des Nothwendigen dem spärlich Ueberflüssigen vorzuziehen. Die Hauskleidung ward nachlässiger, weil man sich außer dem Hause putzte; die Ueberraschung freundlicher Gäste hörte auf willkommen zu sein, weil man am täglichen Tisch das seltene Gastmahl absparte. Nun kamen Kinder auf Kinder; die Frau fand eine Erleichterung darin, daß der Mann zuweilen den Abend fortging, wo denn die kleinen Gesellen ungezähmt schreien konnten — denn von strenger Zucht weiß ein weiches Mutterherz nichts, wenn kein großes Gefühl die kleinen Sorgen veredelt. — Gern ließ man den fremden Gast in den rothen Adler zum Mittagessen führen; die Hausfrau machte sich indeß einen Ruhetag, indem sie fast nichts kochen ließ, denn dieses thut man bei so viel häuslicher Last nur, um den Hausherrn zu befriedigen. Nun war auch keine häusliche Ueberraschung zu befürchten, denn der Mann brauchte den Fremden der Hausfrau, die nicht für ihn kochen und braten sollte, gar nicht mehr vorzustellen. Waren den nächsten Mittag die Kinder still und der Mann gut gelaunt, so erzählte er der Frau ein und das andere von dem Rothen-Adler-Essen, und die Gute spähte im Kochbuch nach, wie sie es auch kochen könnte, und war sehr froh, wenn der Eheherr, gut gelaunt, die Nachahmung lobte. — Nach und nach wuchsen die Kinder heran, die Schulclassen folgten mechanisch, der Vater bekümmerte sich um das Erlernte wenig, nur um die Feststellung und Bezahlung der Stunden. Alle vier Wochen wird Sonn-

tags einer der Lehrer en famille zum Mittagessen geladen und um den Sohn befragt. Der wackere Mann antwortet, die Füße unter des Herrn Steuerraths Tisch, seinen Löffel vor dem Munde. — — So steht's mit dem Unterricht; die Zucht bleibt der Mutter ohnehin überlassen; aber die weibliche Autorität ist bei Knaben sehr leicht compromittirt. Schon ihre wissenschaftliche Bildung, in welcher sie sich eines, dem Weibe so überlegenen, Strebens bewußt sind, schwächt gewissermaßen der Mutter Herrschaftsmittel. Allein noch vielmehr werden diese durch das wenige Ansehen geschwächt, das der Vater der Mutter im Innern des Hauses einräumt. Beseitigt nun nicht eine, dem Geschlecht seltene, Festigkeit diese Hindernisse, so ahmt der Sohn dem Vater in Vernachlässigung gegen und Ansprüche an die Mutter nach.

Eine Entschädigung konnte sie noch hoffen: die Natur verweist die Mutter an die Töchter, um im Fortschritt der Jahre Gehülfinnen, Vertraute, Gefährtinnen in ihnen zu finden. — Auch diesen Naturgang haben die neuen Gewohnheiten gestört. Der Unterricht in öffentlichen Anstalten trennt die Töchter den größten Theil des Tages von der Mutter, und nimmt ihnen das festeste Interesse für den Haushalt: das der Gewohnheit; auch entfernt es in den meisten Fällen die Tochter geistig von der Mutter, weil der Kenntnißkram des neuen Unterrichts der Mutter — in der gelehrten Schulform wenigstens — fremd blieb, der Erwerb des Unterrichts also nicht Band der Geister und Herzen zwischen Mutter und Tochter werden kann.

Glaube nicht, daß mir Malchen diese Dinge als

Klage vorbrachte, daß ich sie nur in ihrem Hause wahrnahm. — Auf und ab, mehr oder weniger wiederholen sich diese Misverhältnisse in allen Familien des Mittelstandes, also in dem Heerd der geistigen Nationalität. Deshalb konnte ich sie überall beobachten. Fremde aus mehr wie einer ansehnlichen Stadt unsers Vaterlandes, die ich über diesen Gegenstand sprach, versicherten mich, daß diese Misverhältnisse sich überall glichen, wenig Ausnahmen fänden, von manchem hellsehenden Mann bedauert würden, aber mit so vielen Erzeugnissen der Zeit verwachsen wären, daß die Abänderung ihnen unmöglich schien.

Mein nächstes Augenmerk ging nun darauf, zu erforschen, ob der Unterricht in den Töchterschulen auf die Ehen, welche mit deren Zöglingen geknüpft worden waren, Wirkung gehabt habe. Als altes Stadtkind kamen mir die treuen Herzen, und als Atlantiden die Neugier meiner guten Landsleute entgegen; man behandelte mich recht freundlich. — Ich hatte nun einen neuen Standpunkt für meine Beobachtungen gefaßt, fand ein Geschlecht, das von meiner Schwester Zeitgenossen sehr verschieden war, aber von unsern Begriffen häuslichen Glücks nicht weniger fern. Ich hatte mich einerseits vor dem Einfluß des wissenschaftlichen Unterrichts gefürchtet, besorgte, belletristische Trödelladen statt Hausstand zu finden; andererseits dachte ich mir's auch möglich, daß der junge Ehegatte, in seiner Frau so manchen wissenschaftlichen Anklang vorfindend, diese zur Genossin seiner erheiternden Geistesbeschäftigung, hie und da zu seiner Deotima gemacht hätte. Gottlob! ich fand diese

letzte Vorstellung als Ausnahme hie und da gar rührend realisirt. Ich war Zeuge, wie in den Abendstunden das liebe Weibchen leise aus dem Kinderstübchen schlich, wo sie ihre Lieblinge zur Ruh gebracht hatte, und der Mann, als sei nun seine Freudensonne aufgegangen, mir Manches aus seinem Schreibtisch mittheilte, bei dem ich in den Zügen des lieben weiblichen Wesens las, daß sie sich schon daran gefreut hatte, ja mehrmals, bei Gedanken, die mich besonders ergriffen, sagte mir der Gatte mit männlich schöner freudiger Scham: „Das verdanke ich einem Gespräch mit meiner Frau.“ Oder: „Das ward mir erst durch einen Widerspruch meiner Frau klar.“ — Diese bescheidene Theilnahme der Frau nahm ich nicht nur an schönen Künsten wahr, sondern an jedem vernünftigen Gespräch, schweigend und mitredend, sodaß es sichtbar ward, ein geistiges Band vereinte den Bürger mit der Gefährtin seines Lebens.

Daß die Aeußerlichkeiten eines neuen Haushalts vom Jahr 1821 verschieden sind von einem solchen von 1800, das versteht sich — nur fand ich, wo ich diese glücklichen Ausnahmen antraf, diese Aeußerlichkeit am wenigsten verändert, das Geräth am einfachsten, den Nähtisch der jungen Frau mit großen Haufen Leinwand bedeckt, die Kleidung so eingerichtet, daß sie ihre Knäbchen, ihre Mädchen ohne Leidwesen an sich hinan konnte klettern lassen, und trotz der eleganten Nettigkeit des Leibchens sich recht flink bücken, um ihnen das Näschen zu putzen. Um solche herrlich liebe Ausnahme zu erziehen, bedurfte es nun aber keiner großen wissenschaft=

lichen Bildung, denn mit anderer Aeußerlichkeit war manche unserer Mütter so ausgebildet ohne Formenlehre, Anthropologie und wie der Kram heißt.

Gut — mit Freuden schilderte ich Dir die Ausnahmen — sie treffen Menschen, die ich vorher nicht kannte, für die ich keine Vorliebe habe, deren Interesse, Bildung, Ehrgeiz, Bestreben von dem meinen so verschieden sind, daß ich sie zu meinem vertrauten Umgang nicht nehmen würde. Die Wirkung des verschiedenen bürgerlichen Treibens auf den gesellschaftlichen Umgang ist gar wunderlich! Wir sehen Beide, diese Menschen und ich, denselben Gegenstand, aber Vordersatz und Folgerung sind ganz verschieden, weil wir . . . der Eine von Osten nach Westen her ihn ansehen, der Andere von Westen nach Osten. — Aber betrachten wir die Masse des neuen Geschlechts, welches die heutige Erziehung bildete, — da wirst Du mich geradezu für einen Träumer halten, wenn ich Dir sage, daß sie von den Zeitgenossinnen Julchens und meiner Schwester gar wenig verschieden ist. Nur mit dem Unterschied, daß der Charakter von Julchens Ehe allgemeiner ist; Weiber, die wie Malchen sich zu abgelohnten Haushälterinnen haben herabdrücken lassen, gibt es unter den ganz jungen Frauen weniger. — Viele Frauen dieses Charakters haben, statt der trüben Resignation, welche den trostlosen Zug des Maulhängens veranlaßt, im fortgesetzten Lesen heillos fader, oft zuchtloser, noch öfter halb verrückt mystischer Romane einen Ersatz für die Leere ihres vereinzelten Lebens gefunden. Wenn ich mir das tägliche Leben einer jungen Hausfrau denke, deren klein-

liche Detailsgeschäfte durch keinen geistigen Gesichtspunkt, weder religiös, als Sandkorn zum Weltenbau angesehen, noch bürgerlich, als Beförderung zum Vaterlandswohl, veredelt werden; die den Dank des Gatten höchstens beim gelungenen Judenkarpfen in seinem bessern Appetit erkennt; die bei der Erziehung keinen Beistand und Berather, nach vollendetem Taggeschäft keinen Aufschwung zu höhern, allgemeinen Begriffen genießt — wenn ich mir dieses verarmte Wesen mit so einem der tausend Romane beschäftigt denke — welch eine Wirkung können sie hervorbringen? — Keine, mein Freund, als ein Leben im Traum, das nicht einmal Sehnsucht erzeugt; denn die Geschichten sind meistentheils so abenteuerlich, daß sie nicht, wie unsere ehemaligen Romane, romanesk machen, wie wir's nannten, daß sie eben so wenig, wie tausend und eine Nacht, verleiten werden, auf Talismane und Genien zu hoffen, sondern sie geben dem verstimmten, ermatteten weiblichen Gemüth einen Opiumzustand, wo lebendige bunte Bilder die Hausquengeleien zur Seite schieben, bis der Ehemann aus der Harmonie oder dem Gasthof nach Hause kommt, wo dann die junge Frau den Abhub des täglichen Lebens aus seiner Hand zu empfangen bereit sein muß.

Nach meiner Ansicht werden die spätern Jahre dieser Frauen von denen meiner Schwester wenig verschieden sein. Ihre Töchter sind durch die jetzige Unterrichtsweise bis ins funfzehnte, sechszehnte Jahr von der Theilnahme an häuslichen Geschäften ausgeschlossen; hört der Unterricht auf, so tritt das Jüngferchen in die Gesellschaftswelt, und nun erwachen Gefühle, die, wenn sie nicht

durch häusliche Gewohnheiten gefesselt sind, von ihnen abwenden; das Mädchen denkt sich seine eigene Wirthschaft so nahe, daß es die der Mutter gleichgültig ansieht; sie hat auch so viel Superfeines an schönen Künsten gelernt, das hat Geld gekostet, sie soll's nun üben — Musik, Zeichnen, Sticken. — Nun! bekommt sie bald einen Mann, so geht das Alles unter, in einem Malchens-Charakter, oder es keimt zur Entartung auf, wie in Juliens, und die Frau verkrüppelt als geduldige Matrone, oder lebt, wie Julie, in herzlosem Scheinleben, bis das Alter die Ecken abschlägt, womit der kühnere Charakter scharf an eine Wirklichkeit anstieß, die er nicht richtig aufzufassen verstand.

Ich kann nicht leugnen, daß mich der tägliche Umgang mit meinen alten Bekannten schmerzlich anregte. Mit meiner Mutter allein sprach ich über den falschen Gang der Bildung, den meine Freunde genommen hatten und die ich das junge Geschlecht nehmen sehe. Die liebe Frau gab mir in Allem Recht, sie hat dafür einen Beruhigungsgrund gefunden, der aber nur ihr mildes Gemüth beweist. Sie meint, ihre Großmutter hätte das Mitgeschlecht eben so ausgeartet gefunden, wie mir das mitlebende vorkommt, „und da ich nun, macht sie ihren Schluß, so gut und glücklich mit Deinem Vater lebte und so gute Kinder erzog, so denke ich, daß der jetzige Weg wieder zu einem guten Ziele führen soll." — „Aber, liebe Mutter, haben Sie denn sich hingesetzt und haben feine Sächelchen gepestelt, indeß die gedungene Näherin die Hauswäsche nähte? Habe ich denn dürfen aus dem Gymnasium nach Hause kommen,

Thüre zuwerfen, neben Ihrem Tisch vorbeistampfen, daß Ihr Gespräch lauter werden mußte, um hörbar zu sein, dann mich schief auf den Stuhl strecken, den Hund zerren, mitten im Gespräch das Vesperbrot fordern, habe ich das geburft? — So sah ich's bei Malchen, und bei —, und bei —." Ich rechnete ihr nun die Häuser her, wo ich meine ärgerlichen Beobachtungen gemacht hatte, und deren Liste ich noch hätte sehr verlängern können. — Sie ward still, sagte dann aber weichmüthig: „Soll ich's denn dem armen Malchen erst recht fühlbar machen, wie in ihrer Ehe und den meisten des heutigen Tages der Geist Deines Vaters nicht athmet? Ach, sie hat's tief genug gefühlt! Sie hat manchmal da gesessen und geweint: „Bin ich denn zu nichts gut, als die erste Magd im Hause zu sein? rief sie mit Thränen; sind mir nur alle Sorgen beschieden? Hat Miller nicht versprochen, mein Gefährte zu sein in Freud und Leid? — Sie sagte wol ärgere Sachen: die Bruthenne hätte es besser, der helfe der Hahn Körner lesen; und: sie möchte lieber Haushälterin sein, wie Frau; wenn jene sich des Tags über gequält hätte, so würfe sie Abends mit der geschlossenen Rechnung die Bekümmerniß von sich, aber so gut hätte sie's nicht." — „Nun, und jetzt ist Malchen zufriedener?" — „Was soll sie denn thun? Miller ist ein sehr rechtlicher, angesehener Mann, er schenkt ihr, was ihre Augen wünschen, sie könnte das ganze Jahr ins Theater gehen."

Ich konnte das nicht länger ertragen, und brach das Gespräch ab: Mir blieb noch ein altes Freundespaar wiederzusehen, Laland, ein Universitätsbekannter,

der noch zu meiner Zeit ein recht hübsches Mädchen mit einigem Vermögen geheirathet hatte. Meine Bekannten sagten mir, er habe ein Landgut gekauft, das er selbst anbaue, ein Paar Söhne habe er in Schnepfenthal, die Mädchen erziehe er mit der Mutter ohne andere Lehrer, der Mann lege in Alles was Besonderes; er habe sich bei den Landständen gar unnütz gemacht, bald für die Opposition, bald für die Minister gestimmt, und werde wol bankerott machen, denn er baue seine Felder neumodig und verführe seine ganze Gegend zu neuen Methoden. Das machte mich schüchtern, aber — Frau v. Golder drohte mir mit einem Christfest, dem ein gewaltiges Souper folgen sollte, Schwager Miller sprach davon, daß ich am ersten Feiertag nothwendig des Fürsten Geburtstag mit einem Männerschmaus im rothen Adler feiern müßte. — Ich sagte zu allen: Ja! setzte mich am Christabend zu Pferd und trabte nach Eichenhall, Lalands Landgut.

Es war ein milder Wintertag, wo der Rauch so gerade aus den Dorfschornsteinen emporsteigt, die Krähen auf dem Schnee spaziren, und der Reif so leise von den kandirten Bäumen sinkt. Eichenhall war in der alten Ordnung der Dinge eine Domäne, ich hatte als Knabe den damals dort stationirten Oberamtmann öfters besucht, er erlaubte mir auf den Dohnstrich zu gehen und Sperlinge zu schießen. Ich kannte deshalb das ganze Lokal. In fünf Stunden war ich da — es war schon ganz dunkel, kein Knecht war im Hofe zu sehen und zu hören, der Hund bellte und knurrte, lag aber noch an der Kette. Doch im Familienzimmer hörte

ich's jauchzen und jubeln. — Mir ward ganz wunderlich zu Muthe unter dieser meiner Jugendumgebung, von keinen veränderten Menschengesichtern entfremdet. Studentenmäßig band ich mein Roß an das Treppengeländer und stieg hinauf — kein Licht im Vorplatz, die Küchenthür geschlossen, des Amtmanns Zimmer eben so — ich entschließe mich kurz, klopfe ans Familienzimmer, leise, lauter — da öffnet sich die Thür von innen, ein Knecht mit einem ächten fränkischen Birnenkopf guckt heraus, und von mir ab ins Zimmer, indem er mir gleichsam Platz macht. — Welch ein buntes Gewimmel traf ich da an! — Mitten in dem großen Zimmer stand ein Tisch mit einem ungeheuern Weihnachtsbaum, rund umher lagen in vier Abtheilungen die Geschenke der vier ältern Kinder, rechts stand ein Kindertisch mit einer ganzen Schreinerwerkstätte, für Kinderhände fast zu derbes Kaliber, daneben saß ein sechsjähriger Knabe auf einem Schaukelpferd, eine schöne neue Pudelmütze über den lebendigen Augen, einen halben Maaskrug mit zinnernem Deckel in der einen Hand, eine Art Wurst, wie der Pagat im Tarok, in der andern, und ein kleines Brot unter dem Arm — mit diesen Besitzthümern hatte sich der Bursche in eine solche Seligkeit eingewiegt, daß er nichts mehr wahrnahm, was um ihn herum vorging. — Ich hatte diese unnachahmliche Gestalt kaum ins Auge gefaßt, so rief Laland: „Wilhelm Kempe! — Wilhelm! — Sara, das ist Wilhelm Kempe aus Philadelphia!" — Und herbei flog eine nettes Frauchen von sechsunddreißig Jahren, die betroffen, erfreut, nachdem ich mich aus des Freun-

des Armen losgewunden hatte, mir die Hand herzlich drückte. Nun besah ich mir die Gegenstände umher. Die Söhne waren in der Vacanz bei den Eltern und standen, zwei blühende Knaben, neben den niedlichen Schwestern, den Uebermeermann freundlich betrachtend; zwei Mägde und zwei Knechte hielten sich, freudeglänzend, zu zwei und zwei an einem Tisch auf, und zeigten sich einander ihre Geschenke, Alles sprach Friede und Freude. — Endlich rief Laland: „Wie kamst Du aber herein?" — „Ach, das weiß mein Pferd am besten, das steht draußen und harrt aufs Christkindle." — Die beiden Knaben ließen Alles im Stich und flogen zu dem herrlichen Geschäft, mein Pferd zu besorgen, Laland gab einem der Birnenköpfe seine Befehle, sie nahmen ihren Kram auf den Arm, gingen zu Madame Laland, kratzfüßten, kratzten sich schmunzelnd hinter den Ohren und trabten fort. — Bei den Worten, Pferd und Christkindle war der wonnetrunkne Reiter aufmerksam geworden, er hielt ein, sah mich an und fragte mit drolligem Ernst: „Du wartest aufs Christkindle?" — „Ach, ich bekomme wol leider keins, antwortete ich, zu ihm tretend, die Mutter hat mir keins bereitet." — „Aber der Vater? Der gab mir das Pferd, und die Geschwister die Wurst und Kanne und das Brot." — „Lieber Knabe, die mir Christkindle geben könnten, sind alle weit weg!" — Ward ich alter Geck doch ganz weich bei diesen Worten. — „Oh! rief der kleine Reiter bedenklich, stieg von seinem Pferde, legte das Brot auf den Sattel und ging zur ältesten Schwester, mit der er etwas abhandelte. Nach einigen Worten schien er sehr froh; ich

sah, daß von jedem Bescheerungsplatz etwas Zuckerwerk auf einen Teller gelegt wurde, dann fügte Stephan, so hieß der Reiter, auch einige Stücke seines Backwerks dazu und brachte mir's mit einem allerliebsten Ernst: „Da, lieber Mann. Nun hast Du auch ein Christkindle!“ — Ich dankte, ohne ihn zu loben, sehr lebhaft, hielt den Teller auf den Knien und that, als äß ich eifrig; dazwischen sagte ich: „Ja, das ist ein Christkindle!“ — Stephan sah mir freudeglänzend zu; plötzlich aber blickte er auf seine Wurst, die er immer wie einen Commandostab hielt, dann wieder auf meine lustig geschäftigen Kinnladen — ehe ich mich's versah, nahm er seine Knackwurst, brach sie über dem Knie in zwei Stücke, legte das eine auf meinen Teller, und rief mit höchst drolliger Emphase: „Aber nun ist's erst eine Pracht!“ —

Das erzähle ich für mein gutes Weib in Philadelphia — wirklich, nur ein Vater, der seinem Weibe erzählt, kann solche Kleinigkeiten beschreiben — diese sind aber innig lieb!

Nun! der Christabend war vorüber und die Feiertage, und noch immer konnte ich von Eichenhall nicht fortkommen. Da hatte ich endlich wieder häusliche Sitte, gebildeten Mittelstand gefunden. Laland ist wohlhabend, aber er spart für seine Kinder, und gibt für sie aus. Die Söhne hält er in einer guten öffentlichen Anstalt für besser versorgt, wie zu Hause, weil sie Kameraden, strenge Ordnung, vielseitigen Unterricht und stete männliche Aufsicht haben; dabei glaubt er, daß die Kindes- und Geschwisterliebe nur religiöser, reiner, idea-

lischer werde. — Ist die Milde, die innige Liebe, der Freimuth, das wissenschaftliche Streben der Knaben (von sechszehn und vierzehn Jahren) Folge dieser Grundsätze, so möge sie doch Jeder befolgen! Die Mädchen hingegen kommen nie, des Unterrichts wegen, aus dem Hause. Bisher unterrichtete sie der Cantor im Schreiben und Rechnen, die Mutter in Geschichte und dergleichen — ganz unsystematisch, durch Lesen, Erzählen und stetes Hindeuten auf das praktische Leben. Die Mädchen wissen erstaunlich Vieles und haben's mit ihrem Denken und mit ihren Ansichten vereint; Laland will ihnen nun den nächsten Winter einen systematischen Unterricht geben, in dem sie selbst sich Tabellen machen sollen u. dergl. Die Mutter gestand mir, sie habe erst mit den Kindern gelernt; nun wisse sie freilich mehr wie sie. Die Mädchen haben zu Allem Zeit; denn ich sehe sie an jeder Hausarbeit Hand anlegen; sie singen wie die Lerchen, mit freudigem Herzen und fester Tonleiter, die ihnen der Cantor gelehrt. Klimpern thun sie auch, aber nur zum Gesang. Zeichnen lehrte sie ein junger Maler, der hier in der Gegend viel Studien machte; die Aelteste hat Anlage, sie zeichnet die zierlichsten Blumen nach der Natur — und so treiben diese Mädchen als Sonntagsbeschäftigung und Erholung, was meinen Nichtchen Lebensziel ist. Nichts fröhlicher wie die Abende nach den Feiertagen, wo man die Nachbarn mit einem einfachen, fröhlichen Mahl bewirthete, das der Hausfrau wenig Störung, dem Hausherrn wenig Kosten gemacht hat — nichts fröhlicher nach diesen, wie die Abende im Familienkreise dieser Menschen! Die Knaben

jagten und studirten den größten Theil des Tages, dann brachen sie Welschkorn auf, machten Pappdeckel-Kunstwerke, strickten Netze; die Mädchen arbeiteten, da es Feierabend war, an zierlichen Spielereien, und wir Aeltern schwatzten, oder beantworteten die Fragen der Knaben, die oft von den neugierigen Schwestern angeregt wurden, weil sie selbst, aus lieblicher Schüchternheit, nicht sie vorzutragen das Herz hatten. Eine Stunde lang setzte sich auch die Mutter an den Flügel, und die Brüder hatten die Gefälligkeit, mit den Schwestern zu walzen — denn das war eigentlich nicht ihre Sache — dagegen sangen die Mädchen Körners Kriegslieder mit ihnen, oder andere solche Gedichte, in denen meine Landsleute den Mund ungeheuer voll nehmen. Der immer zunehmende Glanz in den redlichen braunen Augen der Knaben, wenn ich ihnen von der Gesetzgebung unsers Landes und der Gleichheit unserer Rechte erzähle, ist erfreulich anzusehen, und verspricht ihrem Fürsten einst ein paar tüchtige, seine guten Absichten fördernde, Staatsdiener — denn die Knaben wollen beide studiren.

Indem ich Laland meine Freude an seinem Hausstand ausdrückte, sagte ich ihm, daß ich glaube, er habe sein Glück nur auf dem Lande zu gründen vermocht, in der Stadt wäre das unmöglich gewesen. Er bestritt dieses, und führte mir aus verschiedenen Standesklassen einzelne Familien an, die sich vom großen Haufen fern hielten, wie er, und ihren Ersatz da fänden, wo ihn das Schicksal auch ihm zugetheilt habe. Natürlicherweise theilte ich dem lieben Ehepaar die widrigen Ein-

drücke mit, welche mir die allgemeine Verkehrtheit des Strebens, durch Mittel und Zweck, bei meinen Landsleuten gemacht hatten. Sie stimmten mir in meinem Urtheil und meinen Ansichten bei, allein die Ursache des Uebels suchten beide Eheleute in ganz entgegengesetzten Ursachen. Laland beschuldigte die Weiber, an allem Uebel Schuld zu sein. „Du weißt ja, sagte er, wir waren gute Jungens, aber das Geschlecht hatten wir nicht studirt und über die Ehe nicht nachgedacht. Hätte mir meine Frau nicht mein Haus zum liebsten Aufenthalt gemacht, hätte sie nicht alle Vorzüge, welche ihr mein Herz gewannen, selbst geehrt und gepflegt, hätte sie nicht in der holden Scham, die mich als Liebhaber anzog, als Bräutigam entzückte, mich als Gatte in ihr stets die Geliebte wiederfinden lassen, indeß sie ihre Vernunft bekräftigte, ihren Geist anstrengte, ihre Geduld übte, um mir theilnehmende Gefährtin, berathende Freundin zu sein — ein sittenloser Mensch wäre ich nie geworden, denn ich ehrte Gottes Ebenbild in mir, aber ich hätte mir eine Art Lebensglück gesucht, wie's die Umstände gestatteten, wäre wie Dein Schwager geworden, wenn Sara wie Dein armes Malchen eingegangen wäre. . . . Frau Laland hatte während des Anfangs seiner Rede mit glühendem Gesicht und heißen Thränen ihres Mannes Hand an die Lippen gedrückt, gegen das Ende wollte sie ihn unterbrechen, er wehrte es ihr eine Weile, endlich schnitt sie ihm das Wort ab: — „Eingegangen! rief sie, und die Thränen stockten in ihrem freundlichen Auge; eingegangen? O mein Gott, Heinrich, Du bist grausam! wenn der Gärtner

ein Bäumchen aus dem Mutterboden in ein mageres Erdreich setzt, und ihm das Wasser kümmerlich zumißt, und es verbaut gegen Sonnenschein und Thau, dann seine bleichen Blüten, seine kraftlosen Früchte verachtet, und hingeht, andere Früchte, andern Schatten zu suchen, willst Du das Bäumchen schmähen, weil es einging? Lieber Heinrich, ich habe mit mancher Frau, der es wie Malchen erging, gesprochen; — es kostete ihnen unzählige Thränen, ehe sie sich darein ergaben, so gar nichts zu sein! Anfangs empört sich das ganze Gemüth, ihr Mismuth macht sie unbillig, endlich ergeben sie sich, die Mutterliebe macht ihnen den Vater lieb, und aus innigem Bedürfniß nach Liebe, lieben sie ihren Verderber, verblenden ihren Verstand, lullen ihre Einsicht in Schlaf, und spinnen sich in ihr geistiges Grabtuch. Mattigkeit, Unterwerfung, Arbeit und Ausruhen, augenblickliches Wohlbehagen — o Gott! ein armes, armes Leben, in dem die Pflichterfüllung das Triebwerk ist, wird ihr Loos." — „Und Weiber wie Julie ist?" — fragte Laland erschüttert, aber begierig, die Apologie fortsetzen zu hören. „Bei Weibern, wie Julie, antwortete Sara, geht noch mehr zu Grund, wie bei jenen ergebenen Dulderinnen. In ihnen ist Widerstandskraft; weil sie unterscheiden können, verachten sie den Mann, der ihnen Haupt und Stütze sein sollte, und zu beiden keine Fähigkeit hat; aber die Natur rächt sich an ihrer ausgearteten Kraft; Verachtung befriedigt kein weibliches Herz; deshalb wird das ihrige schlechten Menschen zu Theil, denn fiel es einem edeln Manne zu, so leitete er die Unglückliche zu ihrer Pflicht zurück. . . ." — „O

Schwärmerin! rief Laland, und zog die Begeisterte an sich; siehst Du denn nicht ein, daß Du ein Betragen rechtfertigst, dessen Du nie fähig gewesen wärest?" — „Ich, Heinrich? wie kannst Du dessen so sicher sein? wenn Du das Familienleben für ein Entbundensein jeder zarten Sitte gehalten hättest, wenn Du mich mit dem Betragen beehrt hättest, das Goethe von seinem Mephistopheles als Ausdruck rechten Wohlseins der lustigen Gesellen bezeichnet, glaubst Du, daß ich unermüdet in gesunden und kranken Tagen das Glück: Mistress of the man I love zu sein, durch jedes Opfer erkauft hätte? Nein, mein Freund, eingegangen wäre ich nicht, aber — von dem Manne, den ich nicht mehr geachtet hätte, würde sich mein Herz abgewendet haben; hätte er sich beherrschen lassen, so hätte ich ihn zu seinem Besten beherrscht; hätte er mich tyrannisiren wollen ...." — „Nun? dann?" fragte mein Freund, gerührt in ihre Augen sehend — „dann hätte ich gehorcht, und — aber pfuy! welche furchtbare Unnatürlichkeiten setze ich voraus!" — „Aber, liebes Weib, Du vergißt ja eine Möglichkeit ganz und gar." — Sie blickte ihn fragend an. „Hättest Du nicht versucht, mich zu bessern?" — Der Ausdruck seines Gesichts gab der Frage die nöthige Bedeutung, noch mehr die Innigkeit, mit der Sara sich an seine Brust warf. — O, hätte mein gutes Weib diesen Auftritt gesehen! Ich setzte das Gespräch nicht fort, aber mein Schweigen segnete das edle Paar, und meine Sehnsucht nach meinen Lieben jenseits des Meeres war so heftig angeregt, daß ich die Einsamkeit suchte, um meine Empfindungen zu bemeistern.

VII.

Theorrytes,

Geschichte eines Priesters.

Vorwort.

Ich hörte die gebildeten Menschen der höhern Classe oft von dem Kirchenthum, wie es noch heute durch Gesetz und Sitte besteht, wie von einem Hinderniß der Volksveredlung sprechen. Das bewog mich schon mehrmals, dieser Classe Darstellungen vor die Augen zu bringen, von der Einwirkung, welche das Kirchenthum, wie es jetzt noch besteht, auf das Volk hat. Die Begebenheiten, die ich erzähle, sind so trivial, daß sie sich täglich in jedem Dorfe wiederholen können; die Sitten so treu gezeichnet, daß leider wol auf zehn Edelhöfen die Besitzer einer den andern mit dem Finger deuten mögen, als hätte ich sie gemalt. Ich malte keinen Einzelnen; ich wollte damit den aufgeklärten Menschen unser Volksthum in religiöser Rücksicht bekannt und ihnen begreiflich machen, daß es nicht darauf ankomme, seinen Kirchenglauben zu ändern, sondern seine Priester zu erziehen; daß es gar nicht darauf ankomme, daß das Volk sich weniger von ihnen leiten lasse, sondern daß sie es besser zu leiten verstehen. Meine Darstellung soll zeigen, wie der veredeltere Mensch auch der edlere Priester wird,

und eben so auch das gläubigere Kind der Kirche der bessere Mensch sein muß. Der Graf in Acha hatte das eingesehen, und deshalb sein Benehmen gegen Theorrytes und seine Gemeine. Wenn der Leser aber Theorrytes heute am Altar seiner Kirche erblickte, läse er gewiß in der hohen Zuversicht seiner Stirn, daß die letzte, höchste Weihe, die den Edeln zum Priester der Gottheit, nicht nur der Kirche erhebt, die Weihe eines würdig zurückgelegten Lebens, ihm über die Verwaltung der ihm anvertrauten Geheimnisse beruhigende Aufschlüsse gab. Diese Weihe kann auch keinem von uns entstehen, wenn wir unser Leben so ordnen, daß es sie zu verstehen gebildet wird.

Bemerkung des Herausgebers. Manche Züge in dieser Erzählung könnten manchen Lesern, z. B. gebildeten Norddeutschen, so idyllisch vorkommen, daß die Erzählung selbst ihr wesentliches Interesse und Verdienst: das der Wahrheit, zu verlieren Gefahr liefe. Wer jedoch so glücklich war, auch die schönen Seiten des katholischen Volkslebens im südlichen Deutschland zu beobachten und zu verstehen, dem wird die Treue der Schilderungen auch das Verständniß der tiefern Bedeutung dieser Erzählung erleichtern. —

In einem schönen fruchtbaren Landstrich des südlichen Deutschlands lebte vor mehreren Jahren der Rentbeamte eines Reichsgrafen, ein Mann, wie so viele, die auf dem ebnen Lebenswege gern das Gute thun, aber im Augenblick der Versuchung durch sinnliche Triebe erhitzt, das Rechte nicht mehr unterscheiden können. Waldner, so hieß dieser Mann, heirathete die Nichte eines benachbarten Prälaten; sie ward in dem englischen Kloster zu Augsburg fromm und pflichtehrend gebildet, und liebte ihren Mann sehr. Der Prälat hatte ihr eine Aussteuer gegeben, und ihr bei jedem Kinde hundert Dukaten Pathengeschenk versprochen; aber ein Erbthum nicht. Er sagte, sie solle sich freuen, Mutter zu werden, und sich seines langen Lebens freuen, nicht, daß sie ihn bald zu beerben wünschen möge. Sie war kaum verheirathet, so starb Waldner's Graf; sein einziger Sohn und Erbe war ein kalter, ernsthafter Mann; er hatte als österreichischer Offizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte mit einem steifen Arm, als Folge einer Wunde, gleich nach dem Frieden seinen Abschied genommen und darauf einige Jahre in mehreren Hauptstädten von Nord-

deutschland gelebt. Zuletzt hielt er sich einige Zeit bei einem Freunde in der reichsten Gegend des protestantischen Schlesiens auf, wo ihn der Landbau vorzüglich beschäftigte. Ebenso beobachtete er den unermüdlichen Fleiß der Sachsen im angrenzenden Gebirge, und bildete sich die Art von Absichten für Menschenwohl, welche ohne viel Rücksicht auf der Einzelnen Glückseligkeit zu Verbesserungen führt, sobald uns die Mittel in die Hand kommen. Wie sein Vater starb, ward er durch seine Armwunde, deren schlechte Heilung eine nochmalige Operation erfoderte, von der Abreise nach seinen angeerbten Herrschaften abgehalten; er schickte einen Bevollmächtigten, die Geschäfte bis zu seiner Ankunft zu übernehmen, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, den bisherigen Wirkungskreis keines Beamten zu unterbrechen.

Von dem Augenblick, da der alte Graf starb, ward Waldner so bestürzt, daß Monika, so hieß seine Frau, bald wahrnahm, die Betrübniß um seinen Tod, so ein guter Herr er ihm gewesen, sei nicht allein daran Schuld. Er hatte ihn auch gar wenig gekannt; denn er lebte immer in Wien, und kam er einmal auf seine Güter, so war, außer der feierlichen Begrüßung der hohen Herrschaften, kein Verkehr zwischen ihnen. Waldner war aber nicht zu beruhigen; er zog sich aus allen Gesellschaften, die er bis dahin in der Nachbarschaft fleißig besucht hatte, zurück, verkaufte seine Kutschpferde, bot dem Prälaten seine neue Kalesche zum Verkauf an, und antwortete auf seine ärgerliche Bemerkung: er hätte weiser gethan, solche thörichte Ausgabe vorher zu berechnen, als nachher zu bereuen, mit so wilden Reden, daß

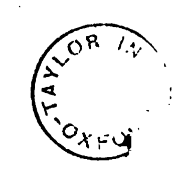
Monika ihren Oheim fußfällig bat, ihm doch zu verzeihen. Nun ward Waldner noch finsterer. Sie besann sich auf alle seine Schritte, und fand nirgends Unrecht in ihnen, es fiel ihr wol ein, daß er viel mehr Aufwand mache, als sie vor ihrer Ehe sich bei seiner Einnahme hätte versprechen können; sie hatte ihm aber auch eine namhafte Summe zum Brautschatz mitgebracht, und erbot sich freudig, ihr Hauswesen zu beschränken. Waldner wies ihre Bemühungen, seinen Gram zu theilen oder zu zerstreuen, bald mit Ungeduld, bald mit Kälte zurück, und benahm ihr dadurch den Muth, ihm jetzt, in diesem Augenblick, eine Entdeckung anzuvertrauen, die für sie von der größten Wichtigkeit schien. So lange er so finster umherging, konnte sie ihm nicht mittheilen, was sie für die größte Freude des Lebens hielt. Oft dachte sie freilich, die Nachricht, Vater zu werden, sollte ihn heilen; wenn sie sich aber vorstellte, er könnte so gleichgültig dagegen bleiben, wie gegen ihre Bitten und Liebkosungen, glaubte sie den Schmerz darüber nicht ertragen zu können, und behielt ihr liebes Geheimniß für sich. Diese Angst hatte schon einige Wochen gedauert, da blieb Waldner eines Abends so lange aus, daß es Nacht wurde und er noch nicht da war. Monika wartete ängstlich, als ein Jägerbursche hereinkam und ihr sagte: ihr Herr ginge unten in der Wiese an der Ache spaziren, und sei so vertieft, daß er ihm auf seinen Gruß gar nicht gedankt habe. Monika eilte schnell durch den Garten dem stillen tief fließenden Wasser zu. Die Ufer waren mit Gebüsch bewachsen, das Waldner gepflegt und schlängelnde Wege hindurch geführt hatte. Es war

schon recht dunkel, als Monika ihren Mann erblickte, der am Ufer mit gefalteten Händen stand wie Einer, der betet. Sie rief ihm von dunkler Ahnung erschreckt. Der Unglückliche that einen Schrei und sprang vor sich hinein in den Fluß. Monika flog, ihrer Sinne kaum mächtig, herbei. Um Deines Kindes willen, rief sie, um des Kindes willen, das ich in dem Schoos trage, rette Dich! — Sie konnte das hinzusetzen, denn Waldner war, da Monika's Zuruf seinen verzweifelten Entschluß übereilte, über den Ort, wo er stand, irre geworden, und an einem Platz ins Wasser gesprungen, wo er wol nie, aber bei dem jetzigen niedern Wasserstand gewiß nicht ertrinken konnte. Wie er seinen Irrthum wahrnahm, wollte er den Fluß durchwaten bis an die entgegengesetzte Seite, die er tiefer zu sein wußte; aber mochte Monika's Zuruf seine Kräfte lähmen, oder das starkströmende Wasser ihn zum Straucheln bringen — er kam nicht schnell genug hinüber, sondern erblickte noch sein Weib, die unter den angstvoll wiederholten Worten: Dein Kind! Dein Kind! durch die Büsche geeilt war, und jetzt im Begriff stand, ihm nach ins Wasser zu stürzen. Sie mochte es wol gethan haben; denn wie er sie auf seinen Armen nach Hause brachte, waren sie Beide gleich durchnäßt. Aber Beide waren nicht mehr finster und angstvoll, sondern Monika weinte und lächelte, und zitterte voll Freude, und erzählte, wie Waldner, um vom jenseitigen Ufer schnell zu ihr zu kommen, durch's seichte Wasser gewaten sei, und sie ihm in der Angst nachgesprungen, weil er in eine Untiefe gerathen. Waldner war sanft und

freundlich; er bediente seine Frau, die er sogleich zu Bette gebracht hatte, mit der sorgfältigsten Liebe, und ging immer wieder abwärts ans Fenster und betete heimlich. Die Wahrheit war aber, daß Waldner wie ein thörichter Jüngling auf der hohen Schule gethan, und anstatt nach erlangtem Amt erst seine Schulden zu zahlen, und dann seinen Haushalt seinen Mitteln gemäß anzufangen, dem alten Sprüchwort zufolge: das Licht an beiden Enden angezündet hatte. Er richtete sein Haus über seinen Stand ein; die Gläubiger, die seine Versorgung erfuhren, drängten sich zu ihm, das Sparen war durch den verkehrten Zuschnitt seiner Lebensweise unmöglich geworden, und er zahlte seine Universitätsschulden aus seines Herrn Kasse — mit dem festen Vorsatz, den Verlust zu ersetzen, mit der Zuversicht, es ungefährdet thun zu können, da der alte Graf stets viele Jahre hingehen ließ, ohne von seinen Verwaltern Rechnung zu fodern. Aber der alte Graf starb, er sah den schrecklichen Augenblick der Entdeckung voraus, und endlich erhielt er den Befehl, mit dem nächsten Monat seine Kasse zu stürzen. Waldner sah keine Rettung, als die ihm des Prälaten Güte versprach. Sein Vorsatz war redlich; er fing damit an, seinen Aufwand zu beschränken; er wollte dem Prälaten einen überzeugenden Beweis seiner Sinnesänderung geben, und bot ihm seine Kalesche zum Verkauf an, um hiermit seinem Geständniß den Weg zu eröffnen — aber der alte Mann kränkte durch seine strenge Bemerkung seine ärmliche Eitelkeit, er verscheuchte sein Vertrauen, und auf dem Abweg von Reue zur Verzweiflung wäre er in den

Abgrund des Todes gestürzt; wenn ihn nicht die Stimme der Natur zu seinem Weibe und künftigen Kinde zurückgerufen hätte. Er entdeckte jetzt Monika seine ganze Lage und seine Unfähigkeit, Schande zu ertragen; eine Unfähigkeit, die er selbst jetzt, da ihn das Bewußtsein eines beabsichtigten Selbstmordes drückte, nicht zu überwinden vermochte. Monika kannte ihres Oheims Frömmigkeit und die Strenge ihrer Kirche gegen den Selbstmord, aber sie berechnete nur den Werth einer geretteten Seele, und verließ sich darauf, ihren Gatten auf immer von seinen Thorheiten geheilt zu sehen. Mit Zittern und Zuversicht ging sie zu ihrem Oheim. Wie innig die gute Seele vor ihm betete, bat und gelobte! — endlich das Höchste gelobte, was sie sich an Glückseligkeit versprach — ihr Kind, wenn es ein Sohn sei, dem Priesterstande zu weihn; Gott zu danken, wenn er jetzt seinen Vater errettete. Der Prälat blieb unerbittlich gegen Fehler, vor denen seine strenge Regel und finstrer Sinn ihn immer gehütet hatten; Alles, was er zugestand, war die Vorausbezahlung der hundert Dukaten, die er ihr bei seiner bevorstehenden Gevatterschaft versprochen. Diese Summe und der Verkauf manches Ueberflusses deckte den Kassendefekt noch nicht; aber mit der Anstrengung, recht zu thun, wuchs in Monika's Seele der Muth, Alles dem Rechtthun zu opfern; sie legte es ihrem Mann zur Pflicht auf, seinem Gutsherrn sein Vergehen zu gestehen und seine Güte gegen Frau und Kind in Anspruch zu nehmen. Die Gewohnheit, Rettung als möglich zu denken, hatte Waldners Unfähigkeit, Schande zu ertragen, geschwächt; das

Bewußtsein, zur Wiedererstattung das Mögliche gethan zu haben, hatte die Schärfe seiner Reue abgestumpft; er ließ sich von seiner Frau zu dem schrecklichen Geständniß bereden. Der neue Gutsherr kam an. Waldner erbat sich an dem Tage, da er seine Rechnung ablegen sollte, ein geheimes Gehör und gestand sein Vergehen. Diese Anstrengung überstieg seine Kräfte. Noch ehe ihn der Graf ganz verstanden hatte, sank der arme Mann ohnmächtig vor ihm hin. Der Graf stand ihm schonend bei und entriß ihm durch seine Milde die ganze Geschichte vom versuchten Selbstmord und Monika's Liebesmuth und Gelübde, und wie sie ihr künftiges Kind verarmt hatte, um durch seinen Pathenpfennig seine Schuld zu vermindern. Die Darstellung von seines Weibes Tugend gab ihm jetzt Muth. Er flehte: ihn um Monika's willen nicht zu entehren, nicht zu verstoßen; ihm regelmäßig die Rechnung abnehmen und in monatlichen Zahlungen seine Schuld tilgen zu lassen. Der Graf war sehr erschüttert. Er suchte Waldner Fassung zu geben, versprach ihm Verschweigung des Vorgefallenen und baldigen Entschluß über seine Zukunft. Noch an demselben Tage kam er, wie zufällig, in Monika's Wohnung. Er fand sie in Haushaltsgeschäften, reinlich, thätig, bescheiden; nicht ängstlich, den Grafen zu gewinnen, aber bemüht, ihren Mann bei ihm ins vortheilhafteste Licht zu stellen. So fand er sie bei wiederholten Besuchen. Dann sagte er zu Waldner: daß die Vergangenheit vergessen sein sollte. Um so einer Gattin willen müsse ein Mann jeder bösen Neigung entsagen können, darum wolle er ihm trauen, aber streng



über ihn wachen. Der Graf that das, und Waldner erleichterte ihm die Mühe durch die strengste Redlichkeit in seinem Beruf. Doch ein Gemüth, das je der Sünde Sklave ward, behält die Narbe der Fessel. Es ist kein freigebornes Wesen mehr. Das erfuhr auch Waldner. Eitelkeit und Sinnenlust waren ausgerottet aus seiner Seele; Frömmelei und Kasteiungen traten an ihre Stelle. Darum ward seine Redlichkeit ängstlich, und seine Liebe für Weib und Kind blieb freudenlos. Monika gebar ihm einen Sohn, den sie Theorrytes nannte, weil er schon im mütterlichen Schooße zum Priester geweiht war. Nach einigen Jahren gebar sie auch eine Tochter; Rosa lebte aber kaum ein Jahr, so starb Waldner an einer zehrenden Krankheit, deren erster Keim von jenem Tage an in ihn gelegt war, da Monika's Liebe ihn dem Selbstmorde entriß.

Monika ward eine sehr arme Witwe. Ihr Oheim, der Prälat, war von schmeichelnden Verwandten umgeben, vor Rosens Geburt gestorben, ohne sie, auf die er seinen Unwillen gegen Waldner ausgedehnt hatte, mit einem Legat zu bedenken. Der Graf hatte eine große Heirath geschlossen, die seinen Vorsatz, auf seinen Gütern zu leben, gestört und ihn auf viele Jahre durch einen Staatsdienst in die Hauptstadt gefesselt hatte. Er theilte ihr einen Witwengehalt zu; aber die Unterstützung, welche seine Gegenwart den Bedrängten seiner Herrschaft gebracht hätte, fehlte der schüchternen Witwe. Alle Bedürfnisse, die ihr kleiner Witwengehalt nicht befriedigte, mußte sie für ihre beiden Kinder und eine alte blinde Mutter — das einzige Erbgut, was ihr Wald-

ners Vater kurze Zeit vor ihres Gatten Tod zurückließ, durch ihrer Hände Arbeit herbeischaffen. Sie erzog ihre Kinder in stillem Vertrauen auf Gott. Oft entzog sie sich das Nöthige, um ihnen einen Genuß zu verschaffen; dann legte sie ihnen aber auch Entbehrungen auf, wofür sie ihrer blinden Großmutter eine Freude machen durften. So lernte Theorrytes schon in seinen Kinderjahren, was einst vor vielen seiner Brüder seine Aufgabe sein sollte: entsagen und wohlthun. Sobald er sich seiner selbst bewußt ward, sagte ihm seine Mutter, was sie von ihm gelobt hatte. Man kann nicht sagen, daß sie ihn je geheißen hätte, Priester zu werden; sondern Theorrytes wuchs in dem Bewußtsein auf: er werde es einst sein! Monika hielt ihre Kinder gern von der Dorfjugend getrennt, und obschon ihre Armuth sie hinderte, sie durch etwas anders, als durch sorgfältige Reinlichkeit von ihnen zu unterscheiden, zeichneten sie sich doch durch Bescheidenheit und sanfte Sitten aus. Theorrytes spielte mit Rosa an dem Bach, wo er aus der Felsschlucht hervorströmt; er kletterte mit ihr auf die Hügel; sie bauten in der Kluft eines verwitterten Kalkfelsens eine kleine Kapelle, die Rosa täglich mit frischen Kränzen verzierte, und in die Theorrytes ein altes Marienbild aufstellte, das ehemals die blinde Großmutter in's Haus gebracht hatte. Dieses Plätzchen blieb der beiden Kinder Geheimniß. Sie verbauten seinen Zugang durch Steine und Strauchwerk, und wachten so sorgfältig über seine Sicherheit, daß der Knabe mit List dem kleinen Ziegenhirten Winkelchen des Felsabhanges anzeigte, wo vorzüglich gute Kräuter wachsen sollten, nur um ihn

von seiner Kapelle zu entfernen. Hatten sie dort in der Gegend gespielt, so ermangelten sie nicht, vor Heimgehen ihr Bild zu verehren, und wunderbar lieblich klangen die Stimmen der einsamen Kinder, wenn sie Abends den Hügel hinabstiegen und mit mangelhaftem Gedächtniß den alten Lobgesang anstimmten, der sich so anhebt:

Wunderschön prächtige,
Heilige, mächtige
Liebreich holdselige, reine Jungfrau!
Welcher auf ewiglich,
Stündlich verbinde mich,
Ja mich mit Leib und Seel gänzlich vertrau.
Billig mein Leben
Will ich dir geben.
Alles, ja Alles, was immer ich bin,
Geb ich, Maria, mit Freuden dir hin. —

Die guten Seelen wußten nicht, was sie versprachen; aber sie hielten es für das Mittel, das Beste zu leisten.

Obgleich nun Theorrytes nicht mit den Dorfknaben spielen durfte, ward er doch stark und gelenkig, zum Theil, weil er sehr früh die Angelegenheiten von seiner Mutter kleinem Haushalt im nahen Städtchen besorgte, zum Theil weil er sich selbst harte Uebungen auflegte. Die einzigen Bücher, die ihm zu Gesichte kamen, waren heilige Geschichten, wie sie der Landmann auf den Jahrmärkten kauft. Da hatte er die frommen Botschafter am liebsten, die zu wilden Völkern gegangen und unter Gefahren und Entsagungen das Evangelium gelehrt hatten. Nächst ihnen waren ihm die Einsiedler

der Wüste sehr lieb. Beide aber bedurften Hunger und Ermüdung zu ertragen. Diese legte er sich freiwillig, oft heimlich, oft unter mancherlei Vorwand auf, und dabei ward er ein schöner gewandter Knabe, der im zwölften Jahre von dem Prälaten der Abtei zu Berlach die Erlaubniß erhielt, als Schüler und Kostkind das Kloster zu beziehen.

Der Sinn, in dem Monika ihr Gelübde gethan hatte, der Sinn, in dem ihr Sohn es löste, durfte wol nicht Aberglaube heißen. Es war Glaube, was in ihr wirkte, Glaube, daß die feste Entschließung, etwas Gutes zu thun, des Guts, warum wir eben beten, uns würdiger mache. Er beruht auf dem andern Glauben: daß Gott in unsern Herzen und in der Zukunft lies't. Sie bot mit diesem Gelübde nicht einen Lohn für seine Hülfe; sondern sie deutete den Werth des Gebotenen an, und schätzte diesen Werth nach der Würde, für die sie ihren Sohn bestimmte. Aberglaube wird diese Denkweise wol nur in ungläubigen Herzen. Monika hatte nie bedacht, wie schwer es ist, Priester zu sein, sondern nur: wie herrlich es ist. Eben solche Gesinnungen wirkten in Theorrytes Herzen. Wenn Racine diesen Knaben, wie er im schönen Chor zu Berlach den Meßpriester bedienend, das Rauchfaß schwenkte, gefragt hätte: was seiner Kindheit Freude gewährte? würde er ihm seines Joa's Worte erwiedert haben. Wie konnte der Knabe, der nur eigne Vorsätze, nicht fremde Sünden, nur heiteres Entbehren, nicht hartes Entsagen kannte, wie konnte der den Priesterstand beurtheilen? Lösegeld für seines Vaters ewiges Heil — das fühlte

er sich, indem er durch seine Mutter zur Weihe bestimmt ward, zu sein; und das war die lebendige Quelle seiner Liebe für den Todten und für die Mutter. Mit solchen Gesinnungen führte ihn Monika und Rosa an einem Frühlingsmorgen nach Berlach ins Kloster. Die Wälder waren kaum von einem grünen Schimmer umhaucht; im Schutze der hohen Felsen hoben Anemonen ihre farbigen Köpfchen aus kurzem Rasen empor; hie und da hatte sich eine Hainbuche mit früherem Laube geschmückt und lockte der Vögel fröhliche Schaar unter ihre flüsternden Zweige. Die jungen Blätter der Birken blinkten im Morgenstrahl wie smaragdne Tropfen, und die Quellen rieselten geschwätzig zu dem Bache ins Thal herab, als wollten sie's ihm schnell verkünden, daß auf den Bergen das Leben erwacht sei. Die drei Wanderer beteten, weinten und freuten sich. Monika flehte, daß Gott in ihrem Sohn für und für Leben wirken möchte, wie in seiner herrlichen Welt; Rosa weinte, daß sie den Bruder missen sollte; der Knabe freute sich, daß er nun den Weg antreten solle, auf dem er Heil geben und erringen sollte. Nahe vor Berlach waren die Obstbäume noch kahl, denn der Ostwind bestrich dort das Thal; von dem Städtchen an wendete sich aber dieses, und die südliche Sonne hatte alle Knospen geöffnet. Durch einen Blütenwald traten sie von der Gartenseite in den Klosterhof, und von da, viele Stufen herab, auf besondere Erlaubniß, in die Klausur. Der Prior nahm die schüchternen Fremdlinge gütig auf; er ließ den Pater, der die Schule in Theorrytes Dorfe inspectirte, herbeirufen, hörte sein günstiges

Zeugniß mit Wohlgefallen an und versprach, für den Knaben zu sorgen. Er erlaubte darauf der Mutter, selbst die Orte zu sehen, wo ihr Sohn würde schlafen, lernen, essen und in dem Chor der Klosterherren beten. Die großen Lehrsäle kamen Monika in ihrer Stille und Dunkelheit der Andacht würdig vor, die sie in ihrem einfältigen Sinn für den Hauptzweck des Lernens hielt. Das Refektorium stellte ihr ihren Knaben als Student, als angehenden Geistlichen vor, denn mit dieser Würde hatte sie immer das Bild so eines Ortes verbunden. Bei dem Schlafsaale aber sprach das Mutterherz allein. Da sollte Der ohne sie zur Ruhe gehen, der nie ohne ihren Segen entschlafen war; da sollte Der allein schlafen, über den sie von seiner Geburt an gewacht hatte. Das Bette eines Kindes ist einer Mutter eine theure Stätte; das schlafende Kind ist der Mutter noch ganz anders theuer, wie das Kind im wachenden Leben. In dem kleinen Bette, in dem hülflosen Schlafszustand ist es so ganz ihr und Gott übergeben; und Wünsche und Gebet, die des Tages Arbeit so oft unterbrochen, die des Kindes lärmiges Wesen so oft gestört, brechen neben dem stillen Schläfer aus dem vollen Herzen, strömen aufwärts zu Gott und bedecken das Kind mit Liebesblicken und Thränen. Und der Anblick des schlafenden Kindes ist immer wie eine erneute Bürgschaft, daß es gut sei und glücklich sein werde. Es sieht so allversöhnend gut aus! so unberührt schuldlos! so vertrauensvoll ruhig. Am Tage wünscht ihm die Mutter einen Schutzengel; wenn es schläft, sieht sie den Engel selbst in seinen Zügen. —

Und nun sollte Monika all diese Freuden nicht mehr genießen! all diesen Trost! — Sie fragte furchtsam: welche Lagerstätte ihrem Sohne bestimmt würde? Als man ihr die ledige Bettstelle zeigte, sah sie den Pater bittend an und kniete neben die leere Schlafstätte hin. Der Mann verstand sie und ließ sie beten an dem niedern Bette und es einsegnen mit unaussprechlichem Segen. Dann ging sie in das Chor, und man zeigte ihr den schönen Altar. Schon das vorderste Blatt erhob sie zur kirchlichen Andacht; wie aber die Flügel geöffnet wurden, nahm sie Theorrytes Gesicht wahr, auf dem die schüchterne Unruhe von flammender Begeisterung verdrängt ward. Er zog ihre Aufmerksamkeit auf das Schnitzwerk zur Rechten, wo die Hirten das Kindlein in der Krippe anzubeten kommen. Herzlich und wahr dachte sich der Künstler, was er steif in der rohen Materie darstellte. Die Hirten getrauen sich nicht in den Stall hinein, sondern drängen sich an die Thüre, und suchen mit gestrecktem Halse das Wunderknäblein zu sehen, indeß neben der jungfräulichen Mutter Ochs und Eselein treuherzig drein schauen. Bei der Mutter Anblick, die den Sohn auf ihrem Schooße wiegt, dachte Monika, wie er nachmals ihrem Herzen entrissen und sie verwaist geblieben sei im freundlosen Leben. Aber dann fiel ihr Auge auf das nebenanstehende Blatt, wo die Könige kommen in goldnem Gewand, den Herrn zu verehren. Ehrerbietig steht der Mohr und der Kupferfarbne seitwärts; der Weiße aber in langem farbigen Talar und wallendem Greisesbarte ist der Mutter zu Füßen gefallen und drückt recht innig sein Haupt an

das freundliche Kindlein. Dieses Bild erregte in Monika tröstliche Gefühle, Ahnungen kirchlicher Würde, günstiger Zukunft, Würde des Priesterthums. Ihr Herz ergriff diesen Halt, der ihr den Abschied erleichterte, und sie konnte beim Heimwege die trostlose Rosa beruhigen.

Nun war Fleiß und Wachen und Beten dem Klosterschüler geweiht. Ihn besser zu kleiden, ward jede Ersparniß leicht, jede Entsagung eine Freude; selbst die blinde Großmutter richtete ihre dunkeln Augen ununterbrochen auf das Strickzeug, um des Enkels Putz am nächsten Schulfest zu verherrlichen. Sonnabends Abends, wenn Rosa ihre Gebete für den Schluß der Woche hergesagt hatte, ging sie dem Bruder bis an die Bergschlucht entgegen; die Mutter eilte, mit ihrem Fegen und Putzen fertig zu sein, setzte sich dann mit der Kunkel ans Fenster, und sah die Straße entlang, bis sie die Kommenden erblickte: Theorrytes den Hut in der Hand, um unter seinen dunkeln Haaren die ernste Kinderstirne zu kühlen: Rosa auf ihn, nicht auf den Weg sehend, und in ihren vereinten Händen einen Blumenstrauß haltend, den ihr der Bruder aus dem Klostergarten erbeten hatte.

Theorrytes reifte zum Jüngling, und seine Seele ward froher und froher, denn er kannte noch keinen Kampf gegen das Böse, und seine Einsichten im Guten nahmen zu. Das Kloster hatte damals einen wakkern Prälaten und würdige Brüder. Ein Theil widmete sich mit Liebe dem Unterricht zahlreicher Schüler, und es gelang ihnen, durch Thätigkeit den Fehlern ihres Standes zu begegnen, dagegen wieder Anerkennung ih-

res Werthes außer dem Kloster, ihren Eifer lebendig erhielt. Diejenigen, welche weniger Wissenschaft und rohere Anlagen hatten, wußte der Prälat mit den häuslichen Geschäften des Klosters und der dazu gehörigen großen Güter so zweckmäßig zu beschäftigen, daß ihre Fehler weniger Spielraum fanden, oder die Klosterzucht mit ihnen in keinen zu grellen Gegensatz gerieth. Theorrytes wissenschaftlicher Unterricht war freilich nicht nach den Ansichten unserer Zeit geordnet; indem er sich vielmehr auf Autoritäten als auf Selbstforschen begründete, machte er es dem Unthätigen leichter zu schlummern, dem Thätigen zu widerstreben, dem Empfänglichen zu schwärmen. Theorrytes schwärmte, aber für das praktisch Gute. Er machte sich ein idyllisches Bild seines Lebens als Landpriester — denn dahin erstreckte sich das Ziel seiner kühnsten Wünsche. — Wie er dort wolle der Mutter ihr Alter versüßen, wie er von seiner Schwester unterstützt ein Paradies wolle anbauen. Alles, was er Nachtheiliges von den Pfarrern der Gegend wußte, alles Schlechte, was seine Lehrer an seinen Mitschülern straften, alle Sünden, die ihn seine Bußbücher lehrten, würde er als Pfarrer vermieden, vertilgt, verbessert haben. Endlich waren seine Schuljahre vollendet, und der achtzehnjährige Jüngling bezog in Innsbruck die Universität. Der Prälat von Berlach hatte ihm ein Stipendium verschafft, das Fehlende ersetzten Wohlthaten, die in der Denkart jener Gegend und jener Zeit den Empfänger nicht so niederbeugten, wie es jetzt scheint, wo veränderte Verhältnisse sie drückend gemacht haben. Wie die Wohlthat noch dem treuen Glauben, noch um Gottes

willen aus der Hand des Gebers ausfloß, war sie ein Band zwischen dem Bedürftigen und dem Wohlhabenden. Der Arme half dem Reichen den Himmel gewinnen, und fühlte darum die Gabe nicht wie Handgeld zur Dienstbarkeit. Der Reiche zahlte sich nicht mit ihr von den Bruderpflichten los, sondern verband sich den Empfänger in der Barmherzigkeit Namen. Seit der Geber so oft nur standesmäßig gibt, denkt er beim Geben, und der Arme beim Empfangen nicht mehr an ihrer Beider Vater, der Gott ist. Darum macht jetzt die Gabe den Spalt, welchen die Verhältnisse zwischen ihnen gerissen haben, nur größer.

Nun ward aber die Zeit ungetrübter Harmonie in Theorrytes Wünschen und Hoffen gestört. Er sah die Welt in vielseitigerer Beziehung, und sein Gemüth ward von verschiedenern Seiten berührt als bisher. Sein angenehmes Aeußere und sittliches Betragen verschaffte ihm allgemeines Wohlwollen; seine musikalischen Fertigkeiten vermochten einige Vornehme, ihn bei Conzerten in ihr Haus zu berufen. In allen Klöstern ward mehr oder weniger Musik getrieben; Berlach zeichnete sich damals durch seine Kirchenmusik aus; der Prälat, früher ein Weltgeistlicher, hatte mit der österreichischen Gesandtschaft zu August des Zweiten Zeiten in Dresden, damals dem Sitz der Tonkunst in Deutschland, verweilt; und mehrere Mönche waren durch Zufall aus Böhmen, wo Musik von jeher Volksneigung war, gebürtig. Durch dieses Talent kam Theorrytes in seinem groben Röckchen, mit den leinenen Strümpfen, die seine blinde Großmutter ihm strickte, und einem breiten Bruststrick,

den die gute Rose mit großen Blumen gestickt hatte, unter Menschen, unter denen er Sorgen und Freuden kennen lernte, von denen er bis dahin nichts geahnet hatte. Sein Kopf ward ihm voll, sein Herz ward ihm schwer. Das Böse sah in der Wirklichkeit nicht so abschreckend aus, als er es vermeint hatte, und das Gute nicht so deutlich, wie er es sich vorgestellt. Er glaubte als Priester Richter über das Eine und das Andre werden zu müssen, und die Verkettung der Umstände machten es ihm so schwer zu verurtheilen und zu versöhnen, daß er je länger, je schüchterner an den furchtbaren Zeitpunkt dachte, wo es ihm gegeben werden sollte, zu binden und zu lösen. Doch über dieses gefährliche Vorrecht fand er endlich in dem Geheimniß seiner Priesterweihe eine Beruhigung. Schwerer ward es ihm, die Nothwendigkeit zu einigen, von den innigsten Natur- und Herzensverhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft die genaue Kenntniß zu erlangen, die der Beichtvater, der Seelsorger besitzen soll, da sie ihm selbst zu erfahren, zu empfinden versagt waren. Er hatte keine Wünsche zu bekämpfen; aber er fühlte eine ängstliche Scheue, mit der er seine Augen und Gedanken von Gatten- und Vaterglück abkehrte, welches er doch, dazu zu ermahnen, kennen lernen mußte.

In dieser Stimmung kam ein Buch in seine Hände, das wol nicht zunächst darauf abzweckte, seine Ruhe zu stören, dessen lebendige Schilderung aber seine schwankenden Gefühle in einem Wahrheit sprühenden Bilde zusammenfaßte. Ein junger tiroler Edelmann hatte — damals eine seltne Erscheinung in jener Gegend — in

Göttingen studirt, und brachte Götz von Berlichingen als ein neues Kunstwerk zurück. Theorrytes erhielt dessen Mittheilung, und bei seiner damaligen Stimmung konnte die Begeisterung, die das Ganze ihm einflößte, nur behülflich sein, die Episode vom Bruder Martin für ihn noch eindringlicher zu machen. In ihm sah er in Flammenzügen das ganze Elend, das sein Stand bereiten konnte — nicht sich, denn ihn hatte ja das Leben noch nie gelockt, nicht der Heldenruhm, nicht die Liebe; er war vor seiner Geburt schon Gott geweiht, er glaubte den Menschen überhaupt zu beweinen mit unaussprechlichen Thränen — den verkrüppelten entstellten Menschen, dem er nie gleichen zu wollen, mit zerfließendem Herzen gelobte. Aber ob der Priester, wie er einer sein wollte, der bessere Mensch, der höhere Priester sei? — dieser Zweifel quälte sein Gemüth. Ob die göttlichen Gaben, nach denen er rang, die irdischen Mühen und Pflichten, denen er entsagte, aufwögen? — Das blieb ihm unverständlich. Da seinem Gemüthe dieser Kampf zu schwer ward, hoffte er endlich mit kindlicher Zuversicht auf eine Erleuchtung seines Innern, und meinte zu dieser durch reinen Wandel auf seiner vorgeschriebenen Bahn am sichersten zu gelangen.

Bald kamen die Vakanzen, und er ging zum ersten Mal zu seiner Mutter auf Besuch. Wie er als Knabe mit den Dorfkindern nicht spielen durfte, mochten ihn die Bauern nicht leiden; sie sahen diese Absonderung eines Kindes, das ärmer war als die ihrigen, als einen Hochmuth an; da sie hörten, daß er in dem Kloster zu Berlach „auf den geistlichen Herrn" studiren wollte, er=

wiederten sie, wenn er Samstag seine Mutter zu besuchen kam, seinen Gruß mit zunehmender Freundlichkeit; wie er aber jetzt nach längerer Abwesenheit mit den kleinen Weihen geziert von Innsbruck in die Vakanz kam, traten sie beim Eingang des Dorfs aus ihren Häusern und sahen selbstgefällig auf das neue Kirchenlicht, das aus ihrer Mitte ausgehen sollte. Bei seiner Mutter war die erste Stunde nur der seligsten Freude geweiht. Die blinde Großmutter war ans Fenster getappt, um den Kommenden früher zu hören; Monika hielt seine Hand, und faltete die ihrigen darum, und dankte Gott. Rosa lachte und erröthete, und stellte sich dem Bruder bald näher, bald ferner, um ihn besser zu sehen. Beim Abendbrot nahm Theorryt erst spät wahr, daß die Mutter ihm einen blankgescheuerten zinnernen Teller gegeben, indeß sie mit Rosa ihre Suppe auf irdenem Geschirr aß. Er war in Zweifel, ob das Zufall oder Absicht veranlaßte, und ließ es mit Verlegenheit hingehn. Den folgenden Tag, einen Sonntag, war es eben so, er reichte ihn der Mutter, die ihn gebietend verweigerte, worauf er unsicher nachgab. Aber am nächsten Mittag sah er vor seinem Platze ein Stückchen Fleisch stehen, indeß für seine Lieben nur Suppe und Gemüse bestimmt war. Das durchschnitt sein Herz! er bat mit Thränen: ihm nicht seine Gottesgabe zu verbittern und malte mit lebendigen Farben, wie es ihm zukäme, seiner Mutter, seiner Ahnfrau das Beste zu geben, und wie er in seiner Pfarre ihnen einst täglich den Tisch mit ihren liebsten Bissen besetzen würde. Die Frauen weinten vor Freude, Monika aber erklärte: das sei die Sitte, den

geistlichen Sohn zu ehren; die Nachbarschaft würde es ihr verdenken, wenn sie es anders erlaubte. Theorryt bat vergebens, er zog endlich verschämt ein Beutelchen aus dem Busen und reichte der Mutter einige Gulden, die er mit Musikmachen verdient hatte; er hätte, sagte er, ihr und Rosa ein schönes Fürtuch dafür in Berlach kaufen wollen, und bat sie flehentlich, sie sollte nun dafür den Fleischer bezahlen, damit die Nachbarn nicht Ursache hätten zum Tadel; aber für sie und die Ahnfrau sollte sie die Speise bereiten, „nicht," setzte er ernsthaft hinzu, „nicht, Mutter, für den angehenden Priester, dem Enthaltsamkeit Pflicht ist." Rosa erröthete; Monika aber faltete die Hände, von dem Grunde überwältigt. Das häusliche Mahl bot nun keine Fleischspeise mehr als an festlichen Tagen, und Monika mit ihrer Tochter putzten sich am nächsten Sonntag mit dem Fürtuch, das sie sich von ihres Sohnes Geschenke gekauft hatten.

Theorrytes hielt es für Pflicht, seinen Wohlthäter den Prälaten in Berlach, dem er seine geistigen Bedürfnisse anzuvertrauen gewohnt war, mit seinen erlittenen Anfechtungen bekannt zu machen. Vielleicht war es Menschenkunde, vielleicht nur Furcht, in den Zwiespalt dieses jungen Gemüths hineingezogen zu werden, warum der Prälat das Einzelne seiner Zweifel nicht berührte, sondern ihm nur rieth, durch Fleiß sich zu zerstreuen, durch Mäßigkeit und Strenge Herr seiner Seelen- und Körperkräfte zu werden. Theorryt fand sich weder erleichtert noch befriedigt; aber er befolgte den Theil des Rathes, den er begriff, und benutzte das nächste in

Innsbruck verlebte Jahr mit unermüdlichem Fleiße. Wie er Acha wiedersah, war bei seiner Mutter nichts verändert, nur die Liebe für ihn und die Freude an ihm schien gesteigert. Er brachte der Mutter reichliche Ersparnisse mit, zu denen ihn der Unterricht, den er vornehmen Kindern zu geben im Stande war, verholfen hatte. Wenn er die Freude seiner Lieben sah, und wie die Nachbarn seinen feinern Rock, seine weißere Wäsche achtungsvoller betrachteten, so schien der Stand, dem er gewidmet war, der nothwendigste zu seinem Glück. Aber Rosa war verändert; sie war während des letzten Schuljahres eine blühende Jungfrau geworden, und warum sie so schüchtern gegen ihn war, und so innig zugleich, wie ein Kind, das der lieben Mutter ein Vergehen beichten möchte, das begriff er erst, wie ihm Monika im Vertrauen erzählte: Rentbeamtens Joseph habe sie lieb, und glaube, daß, wenn der Graf Theorryt zum Pfarrvikar in Acha ernennte, würde sein Vater seine Heirath nicht wehren. Der Graf war aber nun nach vierzehn Jahren wieder auf seine Güter gekommen, und wollte sie wirklich auf immer bewohnen. Seine Gemahlin, erzählte Monika weiter, sei bei ihm, und eine Tochter von sieben Jahren, schön wie ein Engel, aber auch wol bestimmt, bald einer zu werden; denn sie sei krank, ohne genesen zu können. Da erfuhr Theorryt plötzlich zwei Nachrichten, die seine Zukunft näher rückten; der unwiderrufliche Augenblick seiner höhern Weihen mußte beschleunigt werden und Rosa, deren Gegenwart dem Bilde seiner Zukunft als Pfarrer die mildesten Farben geliehen hatte, wollte mit einem Manne hinwegziehn.

Ein schmerzlicher Mismuth wollte in ihm Platz nehmen, und während er mit ihm kämpfte, ward er sich zum ersten Mal bewußt, daß Rosa nicht nur seine Schwester, sondern auch daß sie ein Weib sei. Seine Mutter zerstreute ihn durch die Vorstellung: wie es nöthig sei, sich seinem Gutsherrn, von dem sein und seiner Schwester Glück abhänge, sogleich zu empfehlen. Die Ursachen, die sie dazu angab, führten sie in die Vergangenheit zurück; sie erzählte ihm — heute vielleicht zum ersten Mal, im Zusammenhang — ihre Ehestandsgeschichte und des Grafen billiges Verfahren bei dem Vergehen ihres Gatten. Sie erzählte mit stillen Thränen. Der ergebene Dulder klagt nicht über vergangenes Weh; aber indem er es betrachtet, erscheint es ihm im historischen Lichte, und er beklagt die leidende Menschheit, nicht sich. Theorryt ward von dem Charakter und dem Vergehen seines Vaters tief erschüttert. Er schlich sich nach dem Abendbrot aus dem Hause und suchte sein Grab. Der Gottesacker erstreckte sich hinter der Kirche in eine kleine Bucht, von felsigen Höhen umgeben, auf welchen kleine Wiesengründe den Duft des Emmethaus herabgossen. Der Abendstern über den Hügeln sank in die letzten Schimmer eines glühenden Abendroths hinab. Es war so still umher, als wolle kein Lüftchen, kein Vogel die Ruhenden stören, die nach langem oder kurzem Tagwerk ermüdet entschliefen. Theorrytes hatte Mühe, die Grabstätte seines Vaters zu finden. Sie war fast versunken, und die Trümmer des Kreuzes, mit dem seine Ueberlebenden sie bezeichnet, waren schon längst zerfallen, von Monika als Andenken zu

Hause verwahrt. Endlich erkannte er es an den Blumen, die Rosa jedes Jahr auf ihm zu ziehen pflegte. Hier verweilte er lange in ernste Betrachtungen versunken. Kam es ihm zu, den Glauben seiner Mutter, in dem sie ihr Gelübde that, zu richten? War sein Widerwille, es zu erfüllen, Furcht vor seiner Schwäche? War es Unsicherheit über die Zweckmäßigkeit seines Berufs? — wenn es nun auch eine schwere Bürde war, die er sich auflegte — trug er sie mit Liebe und Treue, so war Gott da, ihm zu helfen. — Und endlich! — Alle, die da schliefen um ihn her, und der todte Vater mitten unter ihnen, hatten sie denn nicht Alle auch Lasten getragen, und Alle sie hier abgelegt, wo auch er einst die seinigen niederlegen sollte? — Worauf kam es denn an? auf ein Opfer, auf ein tägliches Opfer zum Besten seiner Geliebten, zum Besten aller seiner Brüder. Konnte das den Geweihten lasten, dem es zu wagen vergönnt ist, täglich das größte der Opfer sinnbildlich seinem Volke zu verkünden? Schwärmend über die Erhabenheit seiner Bestimmung ging er nach Hause, und hielt sich für ruhig.

Das Schloß betrat er um so schüchterner, weil er über seine Empfindung gegen den Grafen nicht einig werden konnte. Gegen seinen Vater war er so gütig gewesen, und seine Mutter hatte er vergessen. Er war unter seine Unterthanen gekommen, mit dem Entschluß, bei ihnen zu leben, und war nach wenigen Jahren von ihnen hinweggezogen, ohne eine seiner Unternehmungen zu ihrem Besten auszuführen. Der Jüngling wußte nicht, daß die Theilnahme der Großen, auch die gefühl-

teste, von sinnlichen Eindrücken abhängt; weil ihre Phantasie ihnen Menschenschicksale malt, nicht ihre Erfahrung. Der Hof, der Staat, Bücher lehren dem Labyrinth des menschlichen Herzens nachspüren; im Kreise der Familien, in den Hütten der Armuth allein lernen wir, wie viel der Mensch ertragen, wie viel er zu erringen vermag. Dort kämpft er allein mit der Zeit und dem Schicksal; auf dem Theater der großen Welt gleicht er Homers Helden, die von den Schilden günstiger Götter beschirmt sind. Doch des Grafen Empfang bestimmte bald seine Meinung von ihm. Er war sehr kalt; aber milde und weise; darum ertrug er und belehrte seine Umgebungen. Der Gräfin hatte man schuld gegeben, durch ihren Ehrgeiz ihren Gemahl zum Staatsdienst verleitet zu haben. War dem also, so hatte sie wenigstens mit ihm die vorzüglichere Wirksamkeit des Gutsherrn eingesehen, denn sie arbeitete mit heiterer Thätigkeit, diese Herrschaft zu ihrem beständigen Aufenthalt einzurichten. Mit vorzüglichen Geistesfähigkeiten verband sie das regste Gefühl; beides war ihrem Gemahl und ihren Kindern geweiht. Ihr Sohn ward in Wien erzogen, und auf ihn gründete sie den Stolz ihres Hauses; Sidonia war nie von ihrer Seite gekommen, und sie liebte sie mit der Heftigkeit, die wir unter ihrem Stande bei Müttern oft wahrnehmen. Die Mutterliebe wird bei ihnen leicht zur Leidenschaft, weil sie der einzige Punkt ist, auf dem die Natur nicht vertilgt oder verzerrt ward. Die Fürstin muß mit Schmerzen gebären, wie die Bettlerin, die am Thore ihres Palastes verschmachtet; darum ist ihre Mutterliebe gleich.

Aber nur durch das Geboren werden; denn der Tod konnte sich den Einfluß der Größe nicht entziehn. Manche vornehme Mutter läßt sich von ihrem sterbenden Kinde hinwegführen, und sein gebrochenes Auge begegnet fremden Gesichtern. Theorryt ward durch den neuen Umgang nicht ruhiger; aber neue Verhältnisse milderten die Gewalt seiner streitenden Gefühle. In Innsbruck war er in den Häusern der Großen mit der einfachen Güte behandelt, die wahrhaft hohem Adel gegen Untergeordnete eigen ist. Er bedarf keiner besondern Wachsamkeit, Vorzüge zu bezeichnen, die in seinem Lande Jahrhunderte durch anerkannt waren, und an welche seine Geschichte erinnert. Ein geistvolles Familienleben gab es aber unter ihnen nicht; oder der arme Student war nicht zu dessen Anblick gelassen worden. Hier, bei seinem Gutsherrn, ward er als Hausgenosse freundlich und als angehender Priester mit Achtung empfangen. Die Behandlung der Gräfin weckte ein Gefühl in ihm, das von Dank und Bewunderung gemischt, der Sohneszärtlichkeit ähnlich gewesen wäre, hätte es nicht ihre Schönheit und Würde so peinlich als hinreißend gemacht. Aber nicht sie allein beschäftigte sein ganzes Gefühl. Das Kind Sidonia schien vielmehr sein vorzüglichster Gegenstand zu sein, und für sie schien es die Gräfin zu genehmigen, zu fodern. Wenn jetzt eine Sidonia lebte, würde sie vielleicht an Mignon erinnern. Das war sie aber gar nicht. Mignon erlag im Kampf um das irdische Leben. Sidonia floß sanft hinüber zu den Engeln, ehe eine irdische Sehnsucht sie erfaßte. Mignon schmachtete nach einer heißern Sonne, um ihre Blüte

zu entfalten; Sidonia harrte still der Grabesnacht, um in Eden zu entblühn. Und was war sie denn? — Ein Kind, in dessen Lebensknospe das ganze Menschsein gedrängt war. Eine solche Knospe kann sich nicht vollenden, blaß öffnet sich ihr zarter Kelch, ein großer Thautropfen glänzt in seiner Tiefe mit himmlischen Farben; aber er ist zu schwer für den zarten Stengel, der sie trägt, er knickt ihn und sie welkt! — O wollt nicht verstehen, was das arme Leben nicht zu erklären bestimmt ist! —

Theorryt forschte nicht, was in ihm vorging; es schien ihm gut und erhob ihn über seinen Kummer, daher folgte er dem Zauber, der ihn anzog. Er ging nicht allein von der Gräfin aus, nicht von Sidonia allein — es war der Zauber weiblicher Herrschaft, des weiblichen Liebreizes. Theorryt war von jeder Täuschung der Phantasie entfernt, auferzogen; war in einem Stande auferzogen, in dem die weiblichen Reize früh verblühen, und kaum in der Blüthe durch die entstellende Kleidung hindurchschimmern. Eben so wenig wie den Liebreiz der Kleidung hatte er den der Stimme, der Rede, kennen gelernt, der eben so viele Seelenblößen der gebildeten Welt umhüllt, wie wohl ersonnener Putz die Nachtheile der Gestalt. Er konnte daher nicht Annehmlichkeit von Jugend, nicht Bildung von Seele, nicht Leidenschaftlichkeit von Innigkeit unterscheiden; und betete, so liebenswürdig die Gräfin war, dennoch in ihr eine Traumgestalt an. Sonderbarerweise mußte für sie der arme Schüler, der angehende Priester, Gegenstand einer Art von Theilnahme werden, die ihr bis dahin fremd

geblieben war. Wir lächeln über die Märchen, die Prinzessinnen, um drohenden Orakeln zu entgehen, in unzugänglichen Thürmen erziehen lassen; wir zucken die Achseln über die theoretischen Erzieher, die sich in ihren Büchern erst eine Art von Welt erfinden, um dann ihre Zöglinge darin zu bilden; — doch die Erziehung einer vornehmen Tochter in einer Hauptstadt scheidet sie nicht weniger wie jene von der Wirklichkeit ab. Der Unterschied ist nur, daß der königliche Herr Vater im Märchen, und der wohlmeinende Pädagog in der Welt seines Traums, den besten Willen haben, das Böse alles von ihrem Zögling zu entfernen, indeß die vornehmen Eltern ihr Kind nur von der Menschheit auszuschließen trachten. Aber diese bleibt im Menschen unzerstörbar, und drängt ihn unaufhörlich zum Rechten und Guten zurück. Daher ist liebende Unbefangenheit eine Eigenschaft, die den ergrautesten Weltmann rührt und vornehme Frauen auch in der schlechtesten Nachäffung fesselt. Der Menschenkenner versteht sich schlecht auf das Herz, wenn er die widrigen Erscheinungen nur verurtheilt, die ihm ältere Frauen in scheinbarem Einverständniß mit jüngern Männern zeigen. Er könnte darin oft das unzerstörbare Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls erkennen, das der Weltfrau den Ausdruck jugendlicher Neigung so werth macht. Dieses Bedürfniß nach Wahrheit des Gefühls, welches in der Gräfin nebst vielen andern Tugenden lebendig geblieben war, hatte ihr den jungen Mann zum Gegenstand eines ganz neuen Interesses gemacht. Die Innigkeit, mit der er sich Sidonien widmete, gab ihrer Vorliebe für ihn eine

Haltung, die alle Bedenklichkeiten hob. Dieses Verhältniß bestimmte die Geschichte von Theorryts Aufenthalt auf dem Schlosse. Seine Vormittage waren vom ersten Tagesstrahl an seinen Studien gewidmet. Da saß er in einem kleinen Kämmerchen neben dem Familienzimmer seiner Mutter, und strebte redlich in den Wissenschaften fort, die zu seiner Zeit nicht so mangelhaft, wie man es in der Ferne sich dachte, auf seiner hohen Schule gelehrt wurden. Das spärliche Mittagsmahl seiner Mutter ließ er sich nicht nehmen, so oft die Gräfin ihm einen Platz an ihrer Tafel auch anbot. Während diese im Schlosse Statt fand, begab er sich zu Sidonien, die ihrer großen Reizbarkeit wegen von ihr ausgeschlossen blieb, theilte ihre phantasiereichen Spiele, oder leitete sie unter den Schatten der nahen Bäume und erzählte ihr heilige Geschichten, denen er, von den verklärten Blicken des Kindes begeistert, einen poetischen Schwung gab. Den übrigen Tag gehörte er der Gräfin; — denn seine Herrin war sie. Er schrieb in ihren Geschäften, machte Musik und las ihr vor. Rinaldo in den Gärten der Armida ist ein sehr unwürdiges Bild von dem Zauber, der Theorrytes während dieser Vakanz von den Zweifeln über seinen Stand zerstreute. Nur Rosens beschiednes Liebesglück theilte sein Herz mit den Bewohnern des Schlosses. Der Rentbeamte, der, sowie die ganze Herrschaft, Theorrytes für den Liebling des Gutsherrn ansah, hatte Monika unverhohlen erklärt, daß er Rosa zur Schwiegertochter annehmen wolle, sobald ihr Bruder des Grafen Versprechen über die Anwartschaft zur Ortspfarre erhalten ha=

den würde. Theorrytes fürchtete sich nicht zu bitten; aber er zitterte, eines solchen Amtes, eines solchen Glückes nicht würdig zu sein. Von seiner Mutter gedrängt, von seinen Zweifeln gefesselt, las man auf seiner Stirne die Unruhe seines Gemüthes. Die Gräfin hatte sich zu oft gefallen, den Ausdruck einer Seele zu beobachten, in der ihr Wink Sturm oder Klarheit hervorrief, um diese von ihr unabhängige Wolke nicht zu bemerken; sie erfragte schnell seine Sorgen und befahl ihm, sie so unverhohlen, wie seine Stirn sie ausgesprochen, dem Grafen zu eröffnen. Dieser Befehl versprach mehr wie Hoffnung. Die Empfindung, die, da er ihn empfing, auf des schweigenden Jünglings Angesicht stralte, hatte die Gräfin in den wortreichen Betheuerungen nie erblickt, die sie von Männern ihres Standes gehört hatte. Sie erröthete freudig, überrascht von der Verklärung, die ein inniges Gefühl über des Menschen Antlitz ergießt. Der Graf, den sein kalter, beobachtender Charakter von dem täglichen Einmischen in das Interesse seiner Hausgenossen getrennt hielt, war dennoch nie darin fremd, wenn sie seine Theilnahme dazu aufruften. Er hörte den Jüngling gütig an, bewies die Klarheit seiner Ansichten durch die Güte und Entschiedenheit, die er ihm ausdrückte, versprach ihm die Anwartschaft auf die Pfarre in der sichern Form, welche Rosa's Heirath sicherte, und richtete die Vollendung seiner Studien und fernern Ausbildung, sowie er es für einen Mann geschickt hielt, den sein Beruf und die Umstände fortan an seine Nähe anschlössen. Rosa's

Hochzeit und Theorrytes Prämiz *) ward nun auf den nächsten Herbst festgesetzt, bis wohin der Jüngling in dem Priesterseminario zu *** seine Studien vollenden und die höhern Weihen empfangen sollte. Diese Zeitbestimmung von Rosa's und seinem Schicksal, die seine ganze Vergangenheit abschloß, die alle Träume seiner Kindheit erfüllte, war kein ausschließender Schmerz, keine ausschließende Freude. Eine sehnsuchtsvolle, schwankende Unruhe hob seine Brust. Er scheute sich vor ihr, er wendete den Blick von sich selbst ab und heftete ihn nicht fest auf etwas anders; denn wo er hinsah, fürchtete er sich, sein Inneres zu erblicken, und dort drohten ihm Schreckensgestalten. Dieses Mal fragte die Gräfin nicht nach den Wolken auf seiner Stirne. Sie errieth die Gestalten, die dem Jüngling drohten; aber ihre Theilnahme an ihm war mehr durch die Huldigung, als durch ihre Sorge für sein Wohl aufgeregt; ihr unbewachtes Gefühl bewog sie also, mehr ihn zu erfreuen, als ihn zu erleuchten, und deshalb begegnete sie seinem finster funkelnden Auge mit mildem, fast mitleidendem Blick. Aufgescheucht von der Wirkung dieses Ausdrucks floh Theorryt aus der Gräfin Gegenwart zu den Füßen der Altäre seines Klosters in Berlach. Dort hatte ihn so oft in seiner Knabenzeit die seligste Vorempfindung künftiger Heiligkeit entzückt. Wie das Salve Regina die Kirche zu schließen verkündete, eilte er auf den Gottesacker, der in der Mitte der Kreuzgänge die Todten täglich von dem stillen Umherkreisen ihrer lebenden Brü-

*) Die erste Messe.

der umgab. Hohe Stockrosen, bunter Rittersporn und die duftende Blume der spanischen Kresse bekleideten die schwarzen Steingesimse, und zauberten Leben über die Stätten des Todes. Gegen die Abendseite ragte ein hohes Kreuz unter zarten Zweigen der Akazien hervor, und unter ihrem Laube standen die Gestalten der beiden Geliebten des Gekreuzigten, denen er den menschlichsten Trost gab. Gräber und Blumen und Denkmale der Liebe für ein so gequältes Herz, wie Theorrytes auf diese Stätte brachte, führten ihn in den nächtlichen Stunden durch alle Stufen des Schmerzes zur Sehnsucht nach dem Grabe, wo aller Kampf endet und jede Sehnsucht gestillt ist. Wie der Tag wiederkehrte, tönten die einsamen Schritte des alten Pförtners durch den Kreuzgang. Er begab sich zuerst zu dem Bilde des Gottmenschen, dessen hohes Kreuz vom ersten Sonnenstral glänzte, um dort in ruhiger Einfalt zu beten. Bei Theorrytes Anblick, der sein Gesicht auf seine Hände gelegt, vor dem Kreuze kniete, konnte ihm seine Erfahrung keinen andern Begriff darbieten, als den von Heiligkeit oder Buße. Denn was anders als den Himmel zu gewinnen, oder der Hölle zu entgehen, konnte einen Menschen bewegen, die abgemessenen Stunden zu verkehren, und den Schlaf, der einen sichern Theil des Lebens hinnahm, zu versäumen? Der Greis war mit einfältigem Herzen zum Beten gekommen, Andere der Sünde zu verdächtigen, war ihm also fern. Deshalb erregte der Anblick des Jünglings, der sich mit ängstlicher Eile aus betender Stellung aufraffte, seinen Beifall; er grüßte ihn mit dem Lobe des Herrn, und setzte hin: Das ist

eine gottselige Kasteiung, und eine Ertödtung, die das Leben gebiert. Hütet Euch aber, junger Streiter in dem Herrn, Euern Eifer zu übertreiben; nun legte er seinen Stab hin, und beugte seine zitternden Knie, um Gott für sein armes, leeres Leben zu danken.

Doch sein Gruß erweckte in Theorrytes Busen das Bewußtsein der Schuld. Die dunkeln Gefühle der durchschwärmten Nacht waren nicht die eines Streiters des Herrn gewesen — der Beifall des frommen Greises machte ihn zum Heuchler. Was für Gestalten hatten das Bild des Gekreuzigten, hatten die Getrösteten zu seinen Füßen umschwebt? Und wenn er seine Besinnung erweckte, und zwischen den Grabhügeln umherirrend der Erde und sich selbst zu entfliehen versuchte, wiegte sich auf den Mond umglänzten Blumen, auf den stillschwimmenden Wolken wieder Sidoniens Gestalt. Mit nagender Reue und doch ohne Erkenntniß von Schuld brachte der Jüngling die übrigen Tage zu, die bis zu seiner Abreise in das Seminarium noch verstrichen. In seinen Verhältnissen änderte er nichts; das zu thun, hätte er sich selbst besser erkennen müssen; in untergeordneten Lagen ist es auch nicht vergönnt, seine Verhältnisse zu ändern. Die Kraft wird da einzig aus dem Gemüthe, nicht von den Umständen entwickelt. Für die Gräfin war der Zustand des Jünglings kein Räthsel, aber seine Wichtigkeit wußte sie nicht zu ermessen. Nicht Sorge, aber weibliche Zartheit bewog sie, seine Beschäftigung unter ihren Augen zu verhindern. Sie gab Abhaltungen vor und trug ihm auf, die Pflege Sidoniens zu übernehmen. Das Unschuldigste war ge=

gung, so werde ich einst wieder blühen, und so, setzte sie leise hinzu, indem sie die Blätter herabriß und auf den Rasen umherstreute, so wird bald der Sturm mich verwehen. Solche Gespräche wiederholten sich oft. Wenn die Gräfin auf eine Viertelstunde zu ihnen kam, ward die zärtliche Trauer in des Jünglings Herzen nicht gestört. Sie war neben dem der Erde entschwebenden Kinde nur zärtliche Mutter, und unter dieser Gestalt beschwichtigte sie den Sturm in des Jünglings Gemüth.

Den Abend vor seiner Abreise, wie er mit der mühseligsten Fassung Abschied zu nehmen ins Schloß kam, hatte die Gräfin so eben einen Pack Bücher erhalten, den sie, um für diesen Auftritt Zerstreuung zu finden, ihm zu öffnen befahl. Sie lief sie flüchtig durch, bis sie auf Werthers Leiden kam, die damals als eine ganz neue Erscheinung dieser Grenze von Deutschland nur durch Anzeigen bekannt waren. Schon lange erwartete sie das Buch; Theorryt hatte sich schon lange das Glück versprochen, es ihr vorlesen zu dürfen, und drückte nun seine Fehlschlagung, diesen Genuß entbehren zu müssen, aus. Von dem Wunsch, dem Jüngling beim Scheiden Freude zu machen, ergriffen, reichte sie ihm das Buch: „da! ich habe noch in acht Tagen nicht Zeit, es zu lesen. Nehmen Sie's mit, und schreiben Sie mir beim Zurücksenden Ihre Ansicht davon.“ Und mit diesem Buch in der Hand verließ Theorryt am andern Tage seine Heimath, um sie erst als geweihter Priester wieder zu betreten.

Göthe's Bruder Martin hatte den Wolken, die über Theorryts Kinderparadies aufstiegen, eine bestimmte Ge-

stalt gegeben; es war aber auch seiner Zaubermacht aufbewährt, den Sturm, den Natur und Bestimmung in seinem Jünglingsbusen erregt hatten, zu beschwören. Die matte Ergebung des Bruder Martin hatte ihm gezeigt, was der Mensch würde, der Menschenglück und Männerrechten entsagte, und so ihn gelehrt, Glück und Rechte zu erwägen. Seitdem war Göthe's Name dem Jüngling nicht wieder zu Ohren gekommen; wie er ihn von neuem erblickte, schien er ihm ein gefährliches Zeichen, und mit der Furcht, noch einmal elend zu werden, nahm er den Werther in die Hand. Die Außenwelt, in der Werther sich bewegte, war ihm neu; aber seine innere war auch die Welt s e i n e s Herzens. Aengstlich wirkte auf ihn Werthers gewaltiges Streben in eine unbestimmte Ferne, sein Unwille über Formen und Begrenzungen, die er immer so tief, daß sie ihn nicht einmal beengt hatten, verehrte. Abschreckend auf sein strenges Pflichtgefühl wirkte sein bestimmtes Begehren, sein muthloses Verzweifeln. Aber Werther liebte wie er, und zweifelte wie er, deshalb verlor er sich ganz in Liebe und Mitleid für den Unglücklichen, der ihm für tausend bisher unverständliche Gefühle den Namen genannt hatte, mit dem seine Seele tausendmal im Einklang gewesen war, ehe er ihn gekannt hatte. Tage und Wochen brachte er zu in ängstlicher Spannung, als lebte er neben Werther und sähe sein Schicksal vor sich reifen, und müsse ein Mittel finden, ihn vom Verderben zu retten. Oft drängte es ihn ihm zuzurufen, wie er tausend Mal sich zurief: Bete, arbeite und kämpfe mit der Hoffnung zu siegen. Ach, daß Wer-

ther das nicht that, schien dem beschränkten, ins prosaische Leben gebannten Jüngling ein Vorwurf, den jeder fromme Mensch ihm machen würde, wenn er seinen Tod erführe. Unmöglich hätte er deshalb mit irgend Jemand von dem Buche sprechen können, aus Furcht, ein hartes Urtheil zu hören, einen Tadel über den Unglücklichen, den er so innig beweinte. Nicht seine Geschichte las er in Werthers anmaßlichem Leben; dafür hütete ihn seine kindliche Demuth. Er glaubte nie für eine Welt, die ihn nicht verstehe, zu gut zu sein; nein, er fürchtete der Zukunft, die ihn erwartete, nicht zu genügen. Theorryt war auf der festbezeichneten Bahn täglicher Pflichterfüllung mit der unfehlbaren Aussicht auf täglich wohlthätige Wirksamkeit fortgeschritten, erhoben durch das stete Hinblicken aufs Ziel. Dann kam die Zeit, wo die menschliche Bedürftigkeit mit seinem Streben in Streit trat; da seine Phantasie rein und seine Sinne zu keiner Herrschaft gewöhnt waren, konnte er sich zwar der Macht der Gefühle nicht entziehn, aber die Geschichte ihrer Willkür, die Werther ihm darstellte, rief alle seine geistigen Kräfte auf, ihnen keinen Sieg zu gestatten. Er gestand sich nun kühn, daß er liebte, wie Werther geliebt hatte; aber glücklicher wie jener, nicht herrischer Begehrlichkeit ausgesetzt sei, sondern aufgefordert, das höchste Opfer um den höchsten Preis zu erfüllen. Was er bitter und unmuthsvoll an jenem Abend an seines Vaters Grabhügel empfunden hatte: das müde Schleppen der täglichen Last, bis der Abend allvergessenden Schlaf brächte, fühlte er nun mit emporstrebendem Muthe als Aussicht auf täglichen Sieg,

bis die Palme erkämpft sei. Also dieser Liebe entsagen, die er nun deutlich erkannte, in einer Gestalt, vor der seine schüchterne Rose mit ihrer Schwesterliebe verschwand, um die das vergeisterte Kind Sidonie, wie ein Genius schwebte, — dieser Liebe entsagen, und aller Seligkeit, die er nur erschrocken geahnet hatte, Allem, von dem er sich bewußt war: das habe Werther zerstört, — alle Dem entsagen und täglich freudig erfüllen, was der ahnende Mensch ergrübelt hatte, um im dunkeln Symbol den Unbekannten, Erhabenen zu verkünden, zu dessen Priester er bestimmt war, das ward sein Siegesruf und seine Begeisterung im Streit. Wie mit diesem Entschluß seine Liebe für Werther begründet ward, wie er jedem profanen Auge sein Schicksal entzog, und wie er in den Momenten seiner frömmsten Entzückung um Werther, wie einst der gekrönte Sänger um Jonathan seinen Bruder weinte, das begreift nur, wer die Allgewalt eines mächtigen Gefühls, eines außerordentlichen Eindrucks bei Menschen beobachtete, in deren einfachem Leben jede Begebenheit einen so großen Raum einzunehmen findet, daß sie ihr Schicksal auf Jahre lang bestimmt.

Theorryt fühlte sich nicht im Stande, der Gräfin eine bestimmte Rechenschaft von seiner Ansicht über Göthe's Buch zu geben. Er schrieb ihr erst spät, meldete ihr mit Begeisterung den Empfang der höheren Weihen, und setzte zum Schlusse hinzu: „Werther ist gewiß kein Roman; ich sehne mich, als Priester für diesen Unglücklichen zu beten."

Nun las ihn die Gräfin auch, und da die Gegen-

wart des Jünglings ihre weibliche Selbstsucht nicht beschäftigte, ihr lebhaftes Gefühl nicht verleitete, sah sie mit Bestürzung, wie traurig dieses Buch hätte auf ihn wirken können. Diese Einsicht bewog sie, ihm bald, aber mit Ernst und Herzlichkeit zu schreiben. Geist- und gefühlvoll, wie sie war, mußte ein solcher Briefwechsel, wie sich nun zwischen ihr und dem Jüngling entspann, geeignet sein, dieses letztern Gefühle ganz zu verklären. Sidoniens zunehmende Gefahr machte ihn der Gräfin bald zum Bedürfniß. Der Schmerz des Mutterherzens ist ein veredelnder Schmerz; er führt zur Sehnsucht nach höheren, ernsteren Dingen, und hier zeigte sich Theorryts Gemüth in seinen Briefen mit einer Kraft und Innigkeit, welche die Gräfin für den leeren Trost lästiger Besuche und die stoische Ruhe ihres Gemahls entschädigte.

Monika arbeitete indeß emsig an der kleinen Aussteuer der Tochter. Die Gräfin hatte sie mit einem reichen Geschenk an Leinwand und Geld vermehrt, und sich dadurch in den Herzen von Theorryts einfachen Verwandten einen so festen Tempel gebaut, daß sie die Sorgen, die bei seinem letzten Aufenthalt manchmal in ihnen aufgestiegen waren, gänzlich vergaßen. Theorryts häufigere, theilnehmende Briefe vermehrten der frommen Mutter Zufriedenheit, und ließen sie der Feier von Rosa's Hochzeit und ihres Sohnes Premiz mit den Worten des glückseligen hohen Priesters gedenken, der das höchste Menschenglück genossen zu haben glaubte.

Theorryt hatte nun seinen Aufenthalt im Seminarium vollendet, und trat mit dem Muth der Begeiste-

rung seinen Weg nach Acha an, um in der Kirche, wo seiner Eltern Ehe eingesegnet war, wo er die Taufe empfangen, wo die Gemeine für die Seele seines Vaters gebetet, die erste Messe zu lesen. Mit zitternder Freude empfing die Mutter den Gesalbten des Herrn; sie wußte nun, was es sei, wenn der Mensch wähnet, Gott zu schauen. Rosa stand mit ihrem Bräutigam demüthig von ferne. Ihr hatte es immer gedünkt, als habe sie durch die Liebe, die sie dem Geliebten geschenkt, den Bruder beraubt; darum wäre sie gern doppelt zärtlich gegen ihn gewesen, denn es trieb sie unbewußt ihm zu zeigen, daß an Liebe wie an Licht der Gebende nie verarme. Bei seinem vorigen Aufenthalt war er bei dem innern Sturm seines Gemüths wenig geschickt, dieses liebende Verlangen zu erkennen; er nahm es stürmend auf, oder wies es scheu zurück. Mit froher Ueberraschung nahm sie deshalb den innigen Ausdruck wahr, mit welchem der Ankommende aus der Mutter Armen nach ihr hinüberblickte; wie er aber den mütterlichen Armen sich entwindend auf seine Knie sank, und Monika's segnende Hände zurückhielt, und nach ihr sich wendend, sie und ihren Geliebten herbeiwinkte, neben ihn zu knien, und diese höchste Weihe der Menschheit zu theilen, — da lobte sie den Geber der Freuden mit heißen Thränen und Dank.

Der Graf, dem er gleich nach seiner Ankunft aufwartete, empfing ihn mit der Achtungsbezeigung, durch welche Vornehme den Platz Geringerer für ihre Hausgenossen bezeichnen. Er wollte dem Menschen wohl, dessen Glückes Schöpfer er war, und den Priester wollte

er geehrt wissen. Eine Schrift, die er ihm zustellte, ernannte ihn zu seinem Hauscaplan und zum Nachfolger des Gemeindepfarrers, der alt war. Die Aeußerung eines männlichen Beifalls über den Gebrauch seiner Zeit im Seminar, worüber der Graf genaue Nachricht eingezogen hatte, einige sehr strenge Ermahnungen über seine künftige Laufbahn, versetzten Theorryt in eine schmerzhafte Zerstreuung. Er hatte nach Ruhe und Stille des Gemüths gerungen, um leidenschaftlos vor der Gräfin zu erscheinen. Hätte in des Grafen Betragen irgend Etwas gelegen, das ihm erlaubt hätte, sein Gefühl für ihn, für seine Güte überfließen zu lassen, so wäre ihm das gelungen; allein der Graf drückte jeden Gefühlsausbruch nieder durch die klare Winterhelle seiner Vernunft. Des jungen Mannes Dank selbst prallte von ihr wie eine Welle vom Felsen zurück, und so wird auch der stille Wasserspiegel zur Brandung. Wenig gefaßt trat er zur Gräfin ein. Dort fand er aber einen mächtigen Ehrfurchtgebieter, der alle Wellen und Wogen des menschlichen Busens beschwichtigt. Er trug die lieblichste Gestalt in Sidoniens verklärten Zügen. Sie saß neben der Gräfin und rief ihm lebhaft entgegen: O daß Sie endlich da sind! meine Rosen wollten nicht länger mehr blühen, und ich ward so müde, so müde, daß ich oft dachte, es würde Abend, ehe Sie kämen. Nun kann ich den Kranz binden; denn das Grab ist bereit. — Sidonie! rief die Gräfin, und brach in Thränen aus, der Kranz ist für die geistliche Braut, nicht für das Grab. — Für die geistliche Braut, wiederholte das Kind bestätigend, und blickte Theorrytes an, wie

jemanden, der ihr Geheimniß wohl wüßte, mit glänzenden Augen winkend; für die geistliche Braut, mein frommer Freund, und dann wissen Sie wohl, wo er hinkömmt, setzte sie noch einmal bedeutend hinzu. Theorryt riß sich gewaltsam aus der niederwerfenden Wehmuth, die ihn bei den drohenden Phantasien dieses, dem Sterben geweihten Kindes ergriff. Um sie wieder zur Wirklichkeit zurückzuführen und ihrem Umherschweifen das Angewöhnte entgegenzusetzen, verwies er sie auf seinen Vorschlag vom vorigen Jahre und sagte: Gewiß weiß ich, wo er hinkömmt dieser Kranz. Nachdem Sie ihn auf dem Altare geopfert, weihen Sie ihn der kindlichen Jungfrau, die Sie schon voriges Jahr so schön schmückten. — Die hat meinen Kranz von weißen Rosen voriges Jahr nicht erhalten, das wissen Sie wohl, nahm Sidonie unwillig das Wort; der Jungfrau gebührt eine weiße Lilie zum Schmuck. Ihr seid wunderliche Leute, setzte sie, das Bild anblickend, hinzu; warum wollt ihr den Kindern ihre Blumen nicht lassen? Der Alte da weigert die Lilie, welche Maria begehrt, und Sie bestreiten mir meinen Kranz, der Ueberwinderin Zierde. —

Theorryt erfuhr nun, daß sich die Kleine die Freude, als geistliche Braut seiner Premize beizuwohnen, sich nicht hätte nehmen lassen. Man fürchtete die Ueberspannung des Augenblicks, die Menschenmenge in der Kirche; aber Sidonie hatte so vielfältig davon gesprochen, daß das ganze Dorf darauf hoffte, und alle Leute die Rückkehr alter Frömmigkeit voraussahen, weil ihre Herrschaft das Priesterthum so hoch zu ehren gedachte;

in der Gräfin wurden fromme Eindrücke ihrer Erziehung wieder lebendig; ihre Phantasie reihte dunkle Gefühle von dem Unrecht daran, dessen Sie sich gegen Theorrytes bewußt war, und das sie durch die poetische Feier seines geistlichen Festes für versöhnt hielt. Bei dem Grafen war es Grundsatz, den Priester vor dem Volke zu ehren, und selbst den Gefühlseindrücken nicht unterworfen, maß er ihnen wenig Wichtigkeit bei; Sidoniens Wunsch ward also gewährt, so sichtbar er ihre befremdlichen Träume beförderte.

In Erwartung des feierlichen Tages wallfahrtete Theorrytes mit tiefer Andacht von einer Stätte der Erinnerung zur andern, und brachte an einer jeden die Sehnsucht seiner Vergangenheit den Entschlüssen für seine Zukunft zum Opfer. Die verfallene Steinkluft, wo er als Knabe eine Kapelle ausgeschmückt; das Grab seines Vaters, wo sich seine quälenden Zweifel in müde Ergebung auflösten; der Gottesacker im Kloster, wo er die Schaam, als Heuchler zu erscheinen, empfunden — dort überall betete er um den kindlichen Geist, der den Bitten entsagt und im Danken sein Glück findet.

Der feierliche Tag brach an; das ganze Dorf strömte herbei, den Knaben, den es so lange nicht geachtet hatte, als Priester zu verehren. Siegend legte die bessere Menschheit einen freundlichen Zug auf eines Jeden, auch des Rohesten Gesicht, wie er Monika auf dem Kirchgange begegnete. Sie ging demüthig und jauchzend in ihrem Herzen — denn ihre Demuth vereinte sich mit ihrem Stolz, einen Priester des Herrn geboren zu haben —

zwischen Rosa und ihrem Eidam einher. Am Grabe ihres Gatten kniete sie nieder; sie hatte ihr Gelübde gelöst, und wenn noch etwas im Reiche der Seligen ihm abging, so mußte es in dem Augenblick ihm zuströmen, wo der Erlöser auf das Gebet seines Sohnes versichtbart herabstieg. Der Prälat von Berlach, der die Predigt übernommen hatte, sprach mit Begeisterung von der Würde des Priesters, mit Strenge von den Pflichten seines Berufs, mit väterlicher Freude von dem Zögling seines Hauses, der Tugenden genug habe, sie alle zu erfüllen. Demuth, Dank und Andacht erhoben Theorrytes Herz. Sein Blick übersah, der Wirklichkeit entschwungen und von ihr überwältigt, die ganze Versammlung. Seinen geehrten Lehrer, die erhabene Frau, die jetzt mit keiner phantastischen Nebenidee beschäftigt, voll Hoheit und Milde auf ihn — seinen Ehrentag, als ihr Werk genießend — herabsah; seine Mutter, deren Blick von Seligkeit strömend, in dem Altar, vor dem er stand, den ganzen Himmel erblickte — — und unter allen diesen Gegenständen irdischer Wonne trat Sidonie wie eine Botin höherer Welten hervor. Sie stand nahe am Altar, den Augenblick ihrer Theilnahme an der Feierlichkeit erwartend. Weiß gekleidet, den Kranz weißer Rosen im Haar, hatte sie sich einen hohen Lilienstengel gebrochen, den sie, ungeachtet der Ermahnung ihrer Begleiter, in der Hand hielt. Ihr Haar floß in großen goldenen Locken auf ihre Schultern; die Kindergestalt schien kaum verkörpert; ihre Farbe glich dem Schimmer des Abendrothes, wenn es auf nie berühr=

ten Schnee fällt; ihr Auge allein sprach Leben aus, und deutete doch weit über dieses Leben hinaus. — Endlich winkte der Akolith der Wärterin des Kindes; die Worte der Einsegnung waren gesprochen; Sidonie, der man die Ceremonie erklärt hatte, nahm mit holdseliger Andacht den Kranz von ihrem Haupt, und legte ihn auf den Altar — indem sah ihre Begleiterin sie wanken, und hob sie auf ihre Arme. Das Kind blickte entzückt zur Mutter empor, indem sie ihren Lilienstengel gegen sie neigte, sie machte noch einmal diese Bewegung, als sollte sie an den Vermählten der Kirche vor dem Altar gerichtet sein — aber wie ermattet sank ihre Hand und ihr Haupt auf der Begleiterin Schulter, die dem erhaltenen Befehle gemäß: sie, sobald ihre Theilnahme an der Feierlichkeit stattgefunden hätte, zu entfernen, augenblicklich die Kirche verließ.

Nach alt hergebrachtem Brauche waren Monika und Rosa, als nächste Verwandte, im Fortgang der heiligen Feier die ersten in der Reihe der Gläubigen, die dem Altare sich nahten. Schon der Augenblick der Verwandlung hatte Theorryts Seele aus der Sinnenwelt entrückt; wie er aber jetzt der Mutter das Pfand einer Seligkeit zutheilte, deren Begriff keines Menschen Vernunft zu fassen im Stande ist, wie er es mit Priesterhand der Mutter darbot, die für ihn sich in Liebe geopfert sein Lebelang, da stritt in ihm die Dankbarkeit, die ihn auf seine Knie zog, und die Hoheit seines Berufs, daß er dem Kampfe fast unterlag.

Das Abendmahl war gereicht und der neue Priester

hatte jetzt Zeit, sich im Gebete zu sammeln, da bemerkte er eine unruhige Bewegung in einem Theile der Kirche; er nahm wahr, wie die Gräfin ängstlich dahin blickte und endlich ihr Chor vor dem Segensspruche verließ. Eine unaussprechliche Angst trieb ihn, das Ende der Handlung zu beschleunigen; er eilte in die Sakristei, sich der priesterlichen Kleidung zu entledigen und dort empfing ihn die Nachricht, Sidonie sei schlummernd aus der Kirche getragen und ihr Schlummer schiene Tod. — Theorrytes eilte unverzüglich aufs Schloß. Sidoniens leichte Hülle lag, den Lilienstengel fest in der Hand haltend, im ewigen Schlaf. Ihre Begleiterin hatte, sie ins Schloß tragend, verspürt, daß sie schwerer ward, und länger von ihren Armen herunter reichte; auf ihr ängstliches Fragen nach ihrem Befinden fühlte sie, wie das Mädchen seinen Kopf freundlich an ihren Hals zu drücken bemüht war; in das Zimmer getreten, legte sie es ängstlich auf das Ruhebette, aber sie wußte nicht, ob sie damals noch gelebt. — Sie lag, als hätte sie sich willkürlich gelegt, eine Hand auf dem Herzen, die linke, die den Lilienstengel hielt, neben sich gestreckt. Der Graf, den Unpäßlichkeit aus der Kirche zurückgehalten hatte, eilte auf der Wärterin Rufen herbei; seine erste Sorge ging dahin, die Nachricht seiner Gemahlin nicht in der Kirche zukommen zu lassen; er schloß alle Anwesende in Sidoniens Zimmer ein, schickte zum Arzt, und versuchte indeß alle Mittel, welche bei Nervenohnmachten des Kindes schon ehemals angewandt worden. Dennoch drang das Gerücht in die Kirche. Die Grä-

fin nahm Unruhe unter der Gemeine wahr und eilte, von Ahnung getrieben, nach Hause. Jetzt fand sie Theorrytes vor der Hülle der Verklärten in erstarrtem Schmerz. Der Graf kam dem jungen Priester mit Anstand entgegen; aber Thränen rannen aus den ruhigen Augen über die ruhigen Züge, wie das lebendige Wasser des Felsquells über die Eisdecke der ihn empfangenden Flur. Verrichten Sie Ihr erstes Amt in meinem Hause, sagte er fest, und deutete mit dennoch zitternder Hand auf die Todte. Theorrytes kniete vor das Ruhebette, der Graf faßte seiner Gemahlin Hände und zog die starre Trauergestalt zum Gebet nieder, alles Schloßgesinde, das sich im Zimmer gesammelt hatte, sank zu Boden, und der Anblick der festlich gekleideten Beter glich einer Blumenflur von Gottes Wettern geschlagen, in deren Mitte Sidonie dalag, wie ein schlafendes Kind. Nach einer Weile tiefer Stille erhob Theorrytes sein Haupt, und betete laut mit der Begeisterung des Glaubens und des Schmerzes. Der Mutter Thränen flossen; der Graf winkte, und das Zimmer ward leer. Nun bat der Graf den Priester, die Gräfin auch zu entfernen. Jetzt ward Theorrytes von seinen Gefühlen überwältigt; er hob die gefalteten Hände gen Himmel und rief: mit dir sinkt mein letzter Erdengedanken ins Grab! — Der Graf sah ihn durchdringend, aber nicht vorwurfsvoll an, reichte ihm seiner Gattin Hand, als wolle er sie ihm zu leiten übergeben, und sagte: Nun ruhe die Todte. Ihnen liegt es ob, die Lebende zu unterstützen.

Und Theorrytes that es. Wenn er bis zu seiner ersten Amtsverwaltung, wenn er neben Sidoniens Leiche noch leidenschaftliche Spannung verrieth, so war er nun durch die Folge geistiger Kraftentwickelung zur Herrschaft über sie gelangt. Wie viel überirdische Einwirkung dabei Statt fand, gebührt uns nicht zu entscheiden. Von dieser ganz abgesehn, muß sich der denkende Mensch Augenblicke seines Lebens erinnern, die er als die reinsten, höchsten, für Stufen seiner Veredlung erkennt. Von da an weiß er, was er fähig ist, nachzustreben, zu erringen, und die Sinnenwelt überwältigt ihn nicht mehr.

VIII.

Fragmente

über einen Theil von Polen.

Aus Briefen einer Engländerin,

im Jahr 1789 geschrieben.

Fragmente über einen Theil von Polen *).

Von Grodno aus reisten wir in einem Walde, den nur von Zeit zu Zeit freie Plätze unterbrachen, wo zwischen ärmlichen Kornfeldern einzelne kleine Dörfer lagen, deren Nähe uns immer durch ein durchdringendes Pfeifen unserer Postillions angekündigt wurde. Anfangs wußte ich nicht, was diese Begrüßung bedeutete; bald sah ich aber auf das Pfeifen einen Trupp Pferde von den Weiden am Wege zusammeneilen, die dann von

*) Diese Briefe gehören zwar nicht eigentlich hierher, doch dürften sie in Bezug auf die Erzählung: Klosterberuf (im ersten Theile), nicht ganz unpassend sein. Ueberdies — Polen kämpft in diesem Augenblick seinen Todeskampf, und wenn diese Blätter dem Leser in die Hände kommen, wird er in ihnen vielleicht Nachrichten von einem untergegangenen Volk finden, dessen Art und Sitten, auch da es noch existirte, weniger bekannt waren als sein Unglück und die namenlosen, unerhörten und unzählbaren Schändlichkeiten, Treulosigkeiten und Gewaltthaten, deren Opfer es seit einem Jahrhundert war und jetzt ist.

Der Herausgeber im März 1831.

dem Trott unseres Gespanns und den Ermahnungen ihrer Hüter getrieben vor uns her ins Dorf liefen. Hier führte man ihrer zwölf bis achtzehn herbei, kleine magere, großköpfige Geschöpfe, die wie verkommene Fohlen aussahen; die Juden oder Christen, wer nun eben die Postcommission in dem Orte hatte, schleppten einen Pack Strickwerk herbei; man knüpfte die besten Stücke zusammen, suchte die standhaftesten Pferdchen unter der Menge heraus, spannte sie mit diesem stattlichen Zeug vor, und dann ging es wie ein Sturmwind wieder in den Wald hinein, über Knüppelbrücken und Tannenwurzeln, oft so schnell, daß ich mir nicht zu reden getraute, aus Furcht, mir die Zunge bei den kleinen aber heftigen Stößen des Wagens abzubeißen. Freilich gab man uns immer acht, neun und ein Mal gar dreizehn Pferde, statt der sechse, für die wir bezahlten; aber den letzten Theil des Weges, von Troki bis Wilna ausgenommen, wo es durch dünne ebene Wälder, bei Teichen und Sümpfen vorbei, bis auf die Tiefung geht, in welcher Wilna liegt, reisten wir auch so schnell, wie ich selbst in England nie gereist bin. Die Wege sind hökerig, aber selten tief; an morastigen Orten wird Buschwerk geworfen, bis die Tiefe ausgefüllt ist, und dann werden sie mit dünnen Baumstämmen, einer neben den andern zugelegt. Diese Art von Chaussee, welche ich auch in einigen deutschen Wäldern bemerkt habe, nannte man mir dort Knüppelbrücken, und es muß kein wirksameres Mittel gegen die Hypochondrie geben, als darauf hin und her zu fahren. — Aber diese Anstalt dauert nicht lange; das Holz, durch den Druck

der Fuhrwerke durcheinandergerüttelt, fault sehr leicht, der sumpfige Boden weicht von beiden Seiten aus, und man fängt die Bauerei von neuem an. Wir sind einmal diesseits des Bog, von Warschau aus an eine Stelle gekommen, wo eine solche Knüppelbrücke verdorben und die Passage unmöglich war; es war elf Uhr in der Nacht, wie wir von Szlabowir, der ersten Station diesseits des Bog, abfuhren; man gab uns Bauern mit, die anstatt Fackeln große Bündel Kienholz trugen, und uns den Weg durch das Holz zeigten, welche wir, um dem Sumpf auszuweichen, nehmen mußten. Ich gestehe, daß diese Nacht etwas Schreckliches für mich hatte. Wir geriethen dermaßen in die Baumstämme, daß wir aussteigen und den Wagen ein paar Mal zwischen den Stämmen durchdrängen mußten. Die rothe Flamme des brennenden Kienholzes, die wilden, bei der feuchten Novembernacht in ihre Pelzmützen verhüllten Gesichter, das Schnaufen der armen durch Prügel getriebenen Pferde, Alles machte mir Angst und flößte mir die, gerade hier sehr unstatthafte Furcht vor Straßenräubern, Wölfen und Bären ein. Wir gelangten aber ohne allen Zufall an den Ort, wo der Weg wieder gangbar war, und schickten unsere Feuerländer wieder zurück; denn die Armuth, die stumpfsinnige Trägheit und die elende Gestalt dieser Waldbauern erinnerten mich immer an die Beschreibung jenes Volks. Doch dieser Augenblick war nicht der einzige, wo ich mich vor Räubern, Bären und Wölfen fürchtete. In einigen sehr einsamen Strecken des Waldes klatschten die Postillons ohne Aufhören mit der Peitsche, und auf mein Befra=

gen erhielt ich die wenig beruhigende Erklärung, daß dieses geschehe, um die Wölfe abzuhalten, welche in dieser Jahreszeit schon anfingen, sich den Fahrstraßen zu nähern. Eine andere höchst spannende Auffoderung meines Muthes erhielt ich in Szlabowitz, vor unserer Ueberfahrt über den Bog. Dort waren die vorige Woche dreiundzwanzig Räuber eingebracht worden, und die Hälfte der Bande war, wie man mir sagte, über den Fluß entkommen. Der Himmel weiß, wie oft mir das Herz schlug, wenn ich Menschenstimmen im Walde zu hören glaubte, und wie manchen Baumstamm ich für einen Mörder hielt. Besonders quälten mich durchdringende einzelne Pfiffe, die ich von beiden Seiten aus dem Innern des Waldes schallen hörte. Sie rührten wahrscheinlich von Kohlenbrennern her, oder von andern Menschen, die im Walde zu thun hatten; mir schien es aber immer das Sammelgeschrei der Räuberbande zu sein. Seitdem bin ich entschlossener geworden; ich habe, so oft ich reise, Pistolen neben mir, und würde dem ersten dem besten, der mich angriffe, die Nase verbrennen, nicht etwa aus Muth, denn ich ersticke fast vor Angst, aber aus Verdruß über die Schurken, die sonst beständig morden, wenn sie Reisende anfallen. Allein die Fälle sind selten, und man hat mir versichert, in einigen Jahren von keinem Angriff auf Postwagen gehört zu haben.

Diese ungeheueren Wälder sind, so weit man sie vom Wege ab übersieht, viel mehr öde und wüst, als undurchdringlich. Unterhalten und gepflegt, wie die Gehölze in dem angebauteren Deutschland sind sie gar nicht;

man verwüstet und verbraucht sie mit der albernsten Sorglosigkeit, denn die Landleute erschweren sich die Herbeischaffung des Brenn- und Bauholzes, ohne an urbarem Boden oder reiner Luft zu gewinnen. Braucht ein Bauer einen Baumstamm, so sucht er ihn aus, so nahe er ihn finden mag, und legt unten an der Wurzel Feuer an, um den Stamm, so weit es geht, durchzubrennen, weil diese Methode weniger Aufwand von Kräften erfodert als das Beil. Oft brennt der Stamm zu weit hinauf, und wird dadurch untüchtig zu dem vorgehabten Gebrauche; dann läßt man ihn liegen; manchmal zündet er wohl andere Stämme an, und man hat einige Beispiele von fürchterlichen Bränden, die dadurch entstanden sind. Wenn aber der Baum auf diese Weise gefällt ist, hackt man die Zweige, so weit es nöthig ist, ab, fährt ihn fort und läßt jene nebst der Krone am Boden liegen. So sah ich ganze Strecken, wo viele Klaftern Knüppelholz hätten aufgelesen werden können, und zählte oft in einer Stunde vierzig, funfzig große, schöne, halbverbrannte, halbverrottete Baumstämme, die an der Erde lagen. Bei diesem Misbrauch des Ueberflusses an Wäldern klingt es fast lächerlich, daß der Bauer Mangel an Holz leidet. Kein Winter geht vorbei, ohne daß nicht ein Theil der Einzäunungen und Gehege um die Dörfer her auf dem Heerde verbrannt wird, ja, um Wilna klagten sich dieses Frühjahr die Bauern einander an, sich die Stallthore und Dachstühle gestohlen zu haben, um den langen Winter durchzubringen. Dieser in einem Lande, dessen Winter so hart und dauernd ist, wirklich trostlose Mangel entsteht aus

dem gedrückten, stumpfen Sinn dieser Menschen, der mit einem Grade von kindischer Sorglosigkeit verbunden ist. Ihr unsicheres Eigenthum gibt ihnen keinen Muth einzusammeln und bringt ein dumpfes Hinleben im Elend hervor; haben sie den Winter überstanden, so ist er auch vergessen, bis die Eiszapfen sich wieder an ihre schmuzigen Bärte hängen.

Ihr Vieh hat es nicht besser als sie selbst. Der Vorrath von Heu geht ihnen oft so weit aus, daß sie das Stroh von ihren Dächern zu Futter hacken müssen; und ich sah dieses Jahr Pferde, die wie wandelnde Gerippe aussahen und in der Mitte Aprils die dünne Eisrinde mit der Nase durchstießen, um das hervorstehende Gras und die Mooshöckerchen abzuweiden.

Wenn Bäume um die Dörfer herständen, so könnten diese, die Menschen abgerechnet, in schönem Sonnenwetter recht gut aussehen, denn die Häuser der wohlhabenden Dorfbewohner, Wirthe, Posthalter u. dgl. haben mit den Schweizerhütten in Bergländern einige Aehnlichkeit. Sie sind ganz von behauenen Balken zusammengelegt, die Ritzen mit Moos ausgestopft und das Dach mit Schindeln gedeckt. An so einer Wohnung ist nichts als die Feueresse von Stein, daher fährt man oft durch manches Dorf, wo man fünf, sechs und weit mehr Feueressen, aus schwarzen Aschenhaufen wie versengte Tannenstämme emporsteigen sieht; denn bei den häufigen Feuersbrünsten brennt Alles nieder und nur dieser Theil des Hauses — jede Wohnung aber hat nur Einen Heerd — bleibt stehen. Wegen der innern Beschaffenheit der Hütten könnte ich Sie allein auf mei-

nen Landsmann Coxe verweisen, der den treuesten Bericht davon abgestattet hat. So wie er, eine Nacht in einer derselben zuzubringen, hatte mir das milde Schicksal nicht aufbewahrt, aber ich bin bei meinen Spazierritten um Wilna an manche solche Höhle gerathen, die Coxens Beschreibung völlig entsprach. Das Dach war nicht viel weiter von der Erde erhaben als meine Höhe, der nebenanstoßende Stall war noch niedriger. An der Thüre kam mir ein dicker Rauch entgegen, dann nahm ich das Feuer an einem Ende der Hütte wahr: Hier saßen die Weiber um den Heerd herum, ein Kind saß auf dem Heerde auf den warmen Steinen. Arm wie diese Hütten am Ufer der Wilia habe ich aber auch in Litthauen keine gefunden; diese hatten nicht einmal einen Ofen, und keine andere Abtheilung, als Abschnitte wie in Pferdeställen, wo niedrige Pritschen mit Strohsäcken standen.

Wenn man, sowie ich, mit Bedienten und Post reist, so thut man weit besser, nicht in die Wirthshäuser, sondern bei den Postmeistern einzukehren, hier brachte ich bei einer meiner Reisen zweimal die Nacht sehr erträglich zu. Betten hat man immer auf dem Wagen und dann findet man eine Bettstelle, Ruhebett, Chaise longue, oder deß Etwas, womit man sich behilft. Eßwaaren führt man auch bei sich, sonst ist der Kaffee das Einzige, was man, selbst auf den Judenposten, gut und mit gutem Rahm bekömmt; aber zur Butter rathe ich Niemanden auf den Judenstationen, ich versuchte es zweimal, und mußte Kuh- und Menschenhaare aus der Butter heraussuchen. Von den Wirthshäusern in Städ-

ten, wie Bialystok, Grodno und andern kann ich nicht urtheilen, weil ich dort bei Privatleuten einkehrte: von deren Sitten hernach.

Eine halbe Stunde von Wilna liegt Helanka, ein einzelnes, wohlgebautes hölzernes Wirthshaus, das dem Fürstbischof von Wilna gehört, der es mit allerlei Anlagen zu verschönern sucht. Hier zeigt sich Wilna am Fuß einiger Sandhügel mit seinen zahlreichen Thürmen, Kuppeln und seinem verwüsteten alten Schlosse sehr stattlich. Wirklich ist der Anblick von außen täuschend. Die Stadt scheint weit größer, wie Berlin, wenn man von Potsdam hereinkömmt. Sie hat eine Menge Kirchen und Klöster und Ruinen, und soll ehemals eine ungeheure Menge Einwohner gehabt haben. Jetzt bestehen sie noch in dreißigtausend Menschen, von denen über ein Drittheil Juden sind. Die Stadt ist schlecht gebaut, schlecht gepflastert und hat kein einziges schönes Gebäude, das jetzt noch bewohnt wäre; verschiedene große Häuser stehen halb verfallen, verkündigen aber ehemalige Regelmäßigkeit und Pracht. In manchen wächst auf den Dächern Gras und an den Ausgängen der Stadt sind große Plätze mit Ruinen bedeckt. Dicht am Flusse erhebt sich ein Hügel, worauf die Ueberreste des alten Schlosses der Jagellonen noch zu sehen sind. Einige alte Gemäuer und Thürme, deren Bauart den alten deutschen Ritterschlössern gleicht, geben einen wilden romantischen Anblick und die sandigen Abhänge und dürren Dornbüsche am Ufer der Wilia lassen nicht vermuthen, daß man am Eingange einer Stadt ist, die im Anfang dieses Jahrhunderts noch gegen hunderttausend Menschen

gehabt haben soll. Unter diesem Gemäuer ist noch ein Thurm, von welchem eine Sage geht, als sähe man Nachts bei Mondschein einen Ritter und ein Fräulein vertraulich Hand in Hand in seiner Nähe wandeln. Ein stolzer Herzog hielt seine schöne Tochter dort verschlossen, um sie gegen die Bemühungen eines Rittersmannes zu sichern, der ihre Hand forderte und dem Vater nicht anstand. Nach langem vergeblichen Werben sagte er endlich dem Ritter seine Tochter zu, wenn er in voller Rüstung auf seinem Streitroß dreimal in vollem Galopp den Hügel vom Thurm herab in die Tiefe und wieder hinaufjagte. Das Fräulein sah oben von der Zinne des Thurmes zitternd einem Wagestücke zu, dessen Ausgang über ihr ganzes Schicksal entschied. Zweimal erreichte der Ritter ohne Beschwerde das Ziel, und war nun auch zum dritten Mal, wenngleich mit seinem Rosse von Müdigkeit schnaubend, oben wieder angelangt, als der Herzog, ergrimmt, seine grausame Absicht getäuscht zu sehen, zu dem Sieger sagte: du bist glücklich, daß ich nicht den vierten Gang ausbedungen, sonst möchtest du wol das Ausruhen lieber gehabt haben wie das reiche Fräulein; der arme Ritter wollte voll edelmüthigen Stolzes den gallsüchtigen Vater beschämen, erstieg noch einmal den Hügel, wischte den Schweiß mit freundlichen Worten von der Stirn seines treuen Pferdes, warf einen Blick nach der Zinne des Thurmes und jagte davon, aber das Pferd strauchelte, stürzte, und man zog den armen Ritter mit zerbrochenem Genick unter dem gelähmten Thiere hervor. Bei diesem Anblick stürzte sich das verzweifelnde Fräulein vom Thur-

me herab und wandelt nun nächtlich in Geistergestalt neben dem Trauten, den ihr des Vaters Härte im Leben versagte.

Ich würde Ihnen wahrlich so ein trauriges Märchen nicht erzählen, wenn es mich nicht sehr interessirt hätte, im Innern Litthauens, von einer polnischen Hausmagd — denn dieses ist meine Quelle — eine Tradition zu vernehmen, die den Geist der Ritterzeit in Ihrem Vaterlande athmet. Dieser Thurm, den ich aus meinem Fenster sehe, hat mir seitdem etwas Heimliches, indem er verwandte, aus andern Ländern mitgebrachte Ideen in mir erweckt. Am Fuße dieses Hügels, gegen die Stadt zu, liegt ein zweites neueres zerstörtes Schloß von ungeheuerem Umfange, welches Merkmale wahrer gothischer Pracht trägt. Seine ungeheuern Mauern, seine vielen und sehr verzierten Gesimse, Fensterbogen, Thorgewölbe und verfallene Hallen erinnerten mich sogar an die ehrwürdigen Trümmer des heidelberger Schlosses. Dieses war ganz von Backsteinen gebaut (ob das viel ältere oben auf dem Hügel aus eben diesen Materialien bestand, weiß ich nicht) und ward von den Schweden zerstört: ein Verdienst, das sie meist um alle hiesige schöne Gebäude haben. Kein Theil dieses Schlosses ist mehr bewohnt, zwischen den Mauern haben sich nur an zwei Orten Juden angebaut, haben eine alte Feueresse benutzt, eine Wand vorgeschlagen, und das ganze Haus hat nur ein Fenster, welches zugleich zur Thüre dient, denn sie steigen da hinein und heraus und es gibt einen seltsamen Anblick, wenn unter diesen drohenden

Trümmern Menschen herumkriechen und kleine Rauchwölkchen aus den hohen verfallenen Schornsteinen steigen.

In der Nähe dieser Ruinen steht die Kathedralkirche, eine finstere, geschmacklose, verfallende Steinmasse, aus welcher der Fürstbischof, ich weiß nicht aus welcher sonderbaren Finanzspeculation, etwas Prächtiges machen will. Die Kirche hatte ihm große Summen geliehen, und anstatt zurückzuzahlen, hat er die Reparatur und den Ausbau derselben übernommen. Nun läßt er eine große Colonnade von dünnen backsteinenen Säulen darum her bauen, und hat einen eigenen Maler in seinem Palais, welcher Altargemälde aus der polnischen Heiligenlegende malt, die einzig für diese Kirche bestimmt sind.

Zu den ansehnlichen Ruinen gehört ein altes Oginskysches Schloß vor einem Ende der Stadt, an der Wilia: die Lage ist schön und das Gebäude muß sehr groß gewesen sein; jetzt liegt es völlig wüst und wird wol nie mehr hergestellt werden. Die vielen zerstörten Wohnhäuser großer Familien, einige Kirchen, von denen nur noch einige Mauern stehen, die ehemalige Münze, deren Gewölbe jetzt schon bis oben hinan mit Schutt beworfen sind, beschreibe ich nicht einzeln, denn Sie müssen schon einen Begriff haben, wie öde eine Stadt aussehen muß, die so viele Schutthaufen zählt. Wenn ich mir denke, welches Bild des Unglücks ich immer mit verfallenen Häusern in bewohnten Städten verbunden habe, so wird es mir hier ganz bange.

Die Stadt zählt jetzt sehr wenig große Familien unter ihren Einwohnern; nach den Namen der zerstörten Paläste zu urtheilen, müssen deren ehemals mehrere

hier gewohnt haben. Jetzt begnügen sie sich in den Wintermonaten Wohnungen zu miethen, weil sie alsdann durch das Tribunal, ein Gericht, welches nach dem Reichstag in Polen das meiste Ansehen hat und alle Winter in Wilna gehalten wird, in die Stadt gerufen werden. Eine deutsche oder französische Dame würde sehr erstaunen, wenn man ihr vorschläge, sechs Monate des Jahres in einer Wohnung zuzubringen, wie diejenigen sind, in welchen ich die Fürstinnen Sapieha, Radziwil und manche andere eingerichtet sah. Grosse untapezirte Zimmer, Fenster ohne Gardinen, ein halbes Dutzend Stühle, eben so viele Taburets mit blaugewürfeltem Gingang überzogen, ein grosser Tisch mit einer bunten wollenen Decke, wie im südlichen Deutschland die Tyroler sie verkaufen, und zur Vollendung dieses zierlichen Geräthes, einige Koffers, welche statt Chiffoniere und Wäschschrank dienen. Etwas besser, etwas schlechter, sehen diese Ameublements einander alle ähnlich und nichts ist anständig als das Bett der Dame, denn das führt sie mit sich; es hat einen schönen Umhang, der nur mit Haken an die Wand befestigt wird, und davor bedeckt meistens ein schönes, wol gar weisses Bärenfell den Boden. Die wenigen Grossen, die gewöhnlich in der Stadt wohnen, sind besser eingerichtet, wenigstens so weit ein Fremder von den innern häuslichen Bequemlichkeiten urtheilen kann.

Nachdem ich ihnen so viel von leblosen Gegenständen vorgeschwatzt habe, werden Sie mich wol endlich auch nach den Menschen fragen; und so sehr mich Alles, was ich darüber sagen kann, in Verlegenheit setzt, drängt

mich doch mein volles Herz, Ihnen zu antworten. Lieber Freund! ich habe nun ein ganzes Jahr geschwiegen, ehe ich mich getraut habe, meine Bemerkungen mitzutheilen, aber nachdem ich, durch meine Beschäftigung veranlaßt, diese Gegend so fleißig durchreist, die Menschen von allen Seiten betrachtet und hier sogar seit einigen Monaten hausgehalten habe, darf ich wol endlich meine Empfindungen über diese Nation laut werden lassen. Ich kann mir das Zeugniß geben, ohne Vorurtheil irgend einer Art in dieses Land gekommen zu sein; meine Lage ist auch zu unabhängig, um seitdem welche angenommen zu haben, und Alles, was mich umgibt, scheint mir zu unglücklich, um eine Strenge im Urtheil zu geben. Das Volk, lieber Freund, das Volk, vom Bauer bis zum Edelmann, ist ein Mittelding zwischen Sklaven und Vieh. Der Herr sieht den Unterthan nicht für seinen Sklaven an, weil er ein Christ ist wie er, und wenigstens eine Handlung des Lebens ist, wo sie — Dank der Religion — als Wesen einer Gattung beisammenstehen; stünde er aber nicht an Gottes Tisch neben ihm, so würde ich mich gar nicht wundern, wenn er nicht an seine Menschenqualität glaubte. Für sein Vieh sieht er ihn auch nicht an, weil es ein unmittelbarerer Schaden in seiner Wirthschaft ist, wenn ein Ochse oder ein Pferd fällt, als wenn ein Unterthan verunglückt. Welche Reihen von Veränderungen diese Menschen durchgehen müssen, um zu der Würde eines schwäbischen Bauern zu gelangen, kann ich nicht berechnen, noch weniger die Mittel. In der jetzigen Lage sind die litharischen Bauern, Handwerker und Städter ein be-

trübendes Geschlecht, das bei allem Druck der Sklaverei auch alle Laster des Sklavensinnes hat. Trübsinnig, ausgelassen, faul, der Völlerei ergeben, eigensinnig bis zur Starrköpfigkeit, diebisch und zänkisch, das sind nach Allem, was ich habe beobachten und abnehmen können, die Charakterzüge dieser Menschen; nach diesen bilden sich ihre Sitten, und die Sitten tragen wieder zur Erhaltung ihrer Fehler bei. Wie zu allen diesen Seelengebrechen nicht mehr heftige Leidenschaften, Tücke, Haß, Rache hinzukommen, begreife ich nicht, und doch scheint es die Seltenheit gewaltthätiger Handlungen zu beweisen. Daß ich von einigen Mordthaten aus Raubsucht und Eigennutz hörte, daß auch einige Menschen gehangen, geköpft und die Viertheile an den Stadtthoren aufgesteckt worden sind, scheint mir mit den zahllosen Veranlassungen zu Verbrechen, unter einem Haufen, den keine moralische Bande verknüpfen noch fesseln, in gar keinem Verhältnisse zu stehen. Eine Unthat, die traurigste, weil sie unser Geschlecht begeht, dem jede Tugend so viel unentbehrlicher ist, da uns die Natur mit so vielen nähern Banden an die Menschheit knüpfte, eine Unthat ist hier sehr gewöhnlich, der Kindermord nämlich. Da er an einem sehr sittenlosen Orte nicht aus Begriffen von Scham entstehen kann, so muß man leider fürchten, daß die Abwesenheit so vieler Verbrechen und das häufige Wiederholen des eben erwähnten, beides seinen Grund in einer großen Abstumpfung alles Gefühls hat, die aus der Erniedrigung entstehen muß, in welcher die Menschen hier leben. Man kann mir hier das Beispiel der Negersklaven nicht einwenden,

welche diese heftigern Leidenschaften in einem hohen Grade haben; erstlich werden diese nicht als Sklaven geboren, sondern aus ihrem Vaterland in die Sklaverei geschleppt, und die große Bitterkeit ihres Gefühls muß in dieser Erinnerung liegen; zweitens müssen die Kinder der brennenden Zone ganz anders fühlen und sündigen als eine Nation, die ihre Erhaltung weit mehr dem Feuer des Herdes als den Sonnenstralen verdankt. Die Strafe der Gesetze für uneheliche Kinder ist hier ganz null, die der Kirche macht sehr wenig Eindruck, die der Meinung fehlt unter den niedern Classen ganz, denn eine Dirne, die von einem Herrn ein Kind hat, schämt sich dessen so wenig, als sie sich schämen würde, auf jede andere Art ein Stück Geld verdient zu haben; der Ammendienst ist auch hier zu gebräuchlich, als daß verführte Mädchen für ihre Person ohne Zuflucht sein könnten. Aber die Last, Kinder zu erziehen, der allgemeine Mangel an Ermunterung, Mensch zu sein, erhält die natürlichsten Empfindungen in einer gewissen Erstarrung; man hat mir versichert, daß kein Jahr hingehe, in welchem an den Mühlwehren der Wilia nicht acht bis zehn neugeborene Kinder gefunden würden. Oft soll man in den zahllosen Misthaufen vor den Thoren Leichen von kleinen Kindern finden, und einzelne schreckliche Beispiele unter der vornehmen Classe muß ich hier übergehen.

Die Trägheit der Menschen scheint wirklich aus einem Grade körperlicher Schwäche und Ungeschicklichkeit zu entstehen; denn ich würde mich jeden Augenblick anheischig machen, mit einer hessischen Magd mehr aus-

zurichten, als mit zwei polnischen Knechten. Ihre Art zu tragen ist so schlecht berechnet, daß sie eine Last in drei Gängen tragen, die Ihre deutschen Mägde singend auf einmal davonschleppten. Sie laden bei den Haus- und Gartenarbeiten fast nichts auf den Rücken, sondern tragen unter dem Arm; dafür habe ich aber zwei Kerls ein Kutschrad keuchend schleppen sehen, sodaß ich, da der eine mein Kutscher war, hinzuging und ihnen zeigte, wie sie es fortrollen könnten; eine Entdeckung, die ihnen zur großen Herzenserleichterung gereichte. Mit dieser Linkheit und Trägheit scheint eine andere Eigenschaft an ihnen fast in Widerspruch zu stehen; sie ahmen nämlich, sobald sie Muster haben, verschiedene Arbeiten, als Korbmachen, Schnitzwerk, Bürstenbinden mit den elendesten Werkzeugen in der größten Vollkommenheit nach. Ohne ein anderes Werkzeug als ein stumpfes Messer, arbeiten sie aus dem härtesten Wurzelholz mit der mühseligsten Geduld Löffel, Stößel, Dosen, Wäschhaken, immer nach den vorliegenden Mustern.

Die Leibeigenschaft, der Nachhall alter Sitten und diese langsame Trägheit, Alles erhält die Nothwendigkeit, eine lästige Anzahl Bedienten beiderlei Geschlechtes zu haben. In einem großen Hause sind meistens zwölf bis funfzehn männliche Bediente, oft steigt die Zahl weit höher, besonders bei Personen, deren Aemter viel Prunk erfodern, wie die Tribunalsmarschälle, oder die ersten Deputirten beim Tribunal und am Reichstage und dergleichen, und die Zahl der weiblichen Bedienten ist verhältnißmäßig eben so groß. Hausbediente des hiesigen Fürstbischofes haben mir versichert, daß unter s[illegible]

nen Leuten acht Mägde blos zum Mästen des Federviehes gebraucht würden. Sind sie dazu angenommen, so stehe ich auch dafür, daß sie nichts Anderes thäten, wenn sie auch nur einziges Huhn zu füttern hätten; sieben würden vor den Ställen her liegen und schlafen, indeß die achte dem Huhn Heidegrütze gebe, und kein Haushofmeister könnte sie zu einer andern Arbeit vermögen. Diese strenge Abtheilung des Departements in Hausgeschäften macht die Menge der Bedienten selbst in kleinen Wirthschaften nöthig. Das Haupt des Gesindes ist in dieser eine Ausgeberin, die oft zugleich Kammerfrau ist, je nachdem der Rang der Herrschaft mehr oder weniger gestattet. Diese wird nie Hand an irgend ein andres Geschäft legen, als Schlüssel zu verwahren und die Garderobe der Frau zu besorgen. Die Kinderwärterinnen werden nie ein Zimmer kehren, einen Geschäftsgang thun; das erste liegt der Hausmagd ob, welche auch Gemüse putzt und Waschen hilft. Dann kommt die Köchin, die nie außer der Küche einen Finger rührt. Der Kutscher kommt aus dem Stall auf den Bock und sonst nirgends hin; die Bedienten stehen auf den Wagen, folgen, wenn die Herrschaft das Zimmer verläßt, auf die Gasse, in die Kirche, auf den Spazirgang, zwei, drei, viere an der Zahl, Schritt vor Schritt nach, stehen bei Tisch hinter den Stühlen, und sitzen die übrige Zeit im Vorzimmer, wo sie schlafen oder spielen. Nächst allem diesem Gesinde gibt es noch ein Geschöpf im Hause, welches auf der letzten Sprosse der Leiter steht und von einem abgerichteten Bären ersetzt werden könnte, weil es statt der Vernunft völlig durch Stockprügel re-

giert wird: dieses ist der Hausknecht oder die Hausknechte, nachdem die Einrichtung des Hauses deren mehr oder weniger erheischt. Dieser trägt Wasser, heizt den Ofen, hackt Holz, kehrt Treppe und Gänge, putzt Messer und Gabel, dreht mitunter den Braten, legt das Feuer zurecht, trägt das Eingekaufte vom Markte nach Hause; kurz, er ist ein unentbehrliches, aber völlig passives Geschöpf. Diese Leute sind alle schlecht bezahlt und nach unsern Begriffen schlecht, aber fast ganz auf Kosten des Herrn gekleidet; denn die männlichen Bedienten bekommen, außer Kost, Lohn und Liveree, noch Strümpfe, Hemd und Halstuch, die Mägde Strümpfe, Hemd, Halstuch und Schürze zur Kleidung. Liveree, in dem Sinne, wie wir es nennen, bekommt der Hausknecht nicht, er erhält die Tracht des gemeinen Polen: einen Schafspelz, der außen mit grobem Drell überzogen ist und in Form einer Pikesche bis an die Füße hinabfällt, drellne Beinkleider und eine Pudelmütze von Schaffell, nebst Stiefeln mit hölzernen Sohlen, in welchen viele Nägel sind. Der Landmann trägt statt dieser Schuhe von Bast geflochten, und an Markttagen sollte man manchmal glauben, ganze Dorfschaften hätten sich das Wort gegeben, die ihrigen nicht wieder mit nach Hause zu nehmen, denn sie bedecken paarweise ganze Strecken Weges. Die übrige Behandlung steht mit dem Artikel der Kleidung in genauem Verhältniß. Kutscher, Hausknecht und Hausmagd erhalten nichts als einen Strohsack und eine wollene Decke, wie die, mit welchen man in feinen Städten die Treppen belegt; mit diesen ambuliren die beiden letzten — denn der Kutscher wird

von seinen Kameraden, den Pferden, im Stall zurückgehalten — im ganzen Hause umher. Ist es sehr kalt, so legen sie sich dicht an den glühend heißen Ofen, der sechs bis acht Schuhe im Quadrat hat, zu andern Zeiten aufs kühle Pflaster in der Hausflur; ja, ich hörte einst meinen Hausknecht zu meiner größten Verwunderung in einer kleinen Galerie neben meinem Zimmer schnarchen, wohin er sich dies Mal gebettet hatte. Es ist eine niederdrückende Betrachtung, wie nahe der Mensch an das Thier grenzen kann, ohne daß ihn ein offenbarer Zwang oder offenbare Abwesenheit moralischer Kräfte so weit erniedrigt. Auf der einen Seite des Hauses, in welchem ich vier Wintermonate lang wohnte, hatte ein Apotheker sein Laboratorium, in welchem weit mehr Branntwein und Liqueurs gebrannt als Arzneien bereitet wurden; der Mensch, welcher die Oefen dieser Werkstatt heizte, ein eisgrauer Mann, der über sechzig sein mußte, hatte keinen andern Wohnplatz, als ein vielleicht zwölf Schuh langes und viel schmäleres Loch, zu welchem man neun Stufen hinabstieg, um das Feuer in einem großen Ofen anzuzünden, der vom Boden auf heizte; dort schlief er und wärmte sich, den Tag über heizte er, störte die Flamme nach und beschäftigte sich damit, in einem ausgehöhlten Kloß mit einem hölzernen Stößel Taback zu reiben, welchen er alsdann als Schnupftaback seinen Kameraden verkaufte. Wenn man die Existenz dieses Menschen mit der eines Marschalls von Richelieu und seinen Geist mit dem eines Voltaire vergleicht, so kann man es diesen letzten beiden wol schwerlich

übelnehmen, wenn sie an der Himmelspforte die Seele dieses Franzuschek einstens über die Achsel ansehen.

Die Nahrung dieser Menschen ist höchst einförmig und nach unsern Begriffen sehr unangenehm. Es ist sonderbar, daß der Gebrauch in den Sitten des ungebildeten Volkes ohne alles Raisonnement oft Dinge einführt, die zu seiner Erhaltung sehr unentbehrlich sind. Ein Volk, das im Schmutze lebt, das den größten Theil des Jahres in der verpesteten Luft seiner Hütten zubringt, das durch die vielen Fasttage seiner Religion zu dem häufigen Genuß elender Heringe und anderer gesalzener Fische gezwungen ist, müßte eigentlich vom Scharbock verzehrt werden. Krankheiten dieser Art sind auch allgemein, aber ein Theil der Nahrung wirkt ihnen kräftig entgegen. Der Lithauer hat eine entschiedene Liebe für saure Speisen und gegohrne Gemüse, Sauerkraut ist ihm ein Leckerbissen, und seine Hauptnahrung besteht in der Bodwina, welches ein Gemisch von gegohrnen Kräutern, hauptsächlich weißen und rothen Rüben, nebst Petersilie, Knoblauch, Zwiebeln und Meerrettig ist. Diese Rüben, besonders die rothen, werden geschält, schichtweis in ein Faß gelegt, Knoblauch dazwischen gestreut, alsdann füllt man das Faß mit Wasser an und läßt es durch eine mäßige Wärme in Gährung gerathen. Beim Gebrauch werden die Rüben in Streifen geschnitten und als Gemüs, oder in Fleischbrühe als Suppe genossen. Diese Bodwina ist täglich ohne Ausnahme auf allen Tischen der vornehmsten wie der geringsten Polen; und als Suppe, mit süßem Rahm, Krebsschwänzen und Fleischklösen, mit einer Brühe, die

aus Rindfleisch, Schweinepfoten, altem Huhn und Kalbsnieren gezogen war, behauptete sie auf der leckern Tafel des Bischofs von Wilna einen sehr ehrenvollen Platz. Das Volk kocht sie mit Fleisch, und an Fasttagen mit Rüböl geschmelzt und einer Zuthat von fingerslangen getrockneten Fischen, die so dürr wie Stroh sind, ganz golden aussehen, und in unendlicher Menge verzehrt werden. Die zweite Schüssel macht geschrotene Heidegrütze, mit Fleisch oder Oel, und im letzten Falle macht man einen harten Teig von Roggenmehl, dem man die Form einer Wurst gibt, und schneidet ihn stückweis in diesen Brei.

Außer dem Gebrauch der gegohrnen Säuren, welche so wohlthätig auf sie wirken, reicht ihnen die Natur, so ärmlich sie auf diesem sandigen Boden, unter diesem kalten Himmel für ihre Kinder sorgen kann, einen reichen Vorrath wilder Beeren, die eine wundersame blutreinigende Kraft haben. Ich kenne deren vier Sorten, die mit vielem Zucker gekocht sehr wohlschmeckend sind, hier aber von Jung und Alt, ungeachtet ihrer Herbheit, roh gegessen werden. Eine Gattung speist man in Thüringen unter dem Namen Preiselbeeren; eine andere ist die unter dem Namen Berberisbeere bekannte Frucht; eine dritte wächst sehr niedrig an der Erde und hat die Form von der Frucht des Weißdorns; die vierte wächst wie die Heidelbeere, hat viel Saft, aber eine Säure, welche an Schärfe der Zitronensäure gleichkommt, daß ich sie als Limonade sehr köstlich finde; die zwei letzten Gattungen werden am Anfang des Frühjahres reif, zur Zeit unserer Erdbeeren (die übrigens hier, sowie die

Himbeeren, auch ziemlich häufig sind); und dann hat der gemeine Mann, besonders Kinder und junge Leute, alle Taschen voll davon. Wilden Sauerampf gibt es an allen Bächen, in allen Thälern; und so wenig ich von der Sache verstehe, wollte ich doch behaupten, man könnte hier recht gute Kirschen, Aepfel, Birnen ziehen, da alle feinen Gemüse so gut fortkommen. Kürbisse und Gurken werden in einer ungeheuern Menge gespeist; besonders muß man die Beete der letztern wohl hüten, denn das polnische Gesinde bricht sie vom Stiel und beißt hinein, wie wir in eine Pergamottbirne.

Bei Gelegenheit der hiesigen Küche für diese Classe muß ich die Garküche nicht übergehen, in welcher Tagelöhner, Fremde, die nur auf einige Zeit hier leben, Junggesellen, die keine eigene Wirthschaft haben, und eine Menge andere Leute, ihre Mahlzeiten halten; auf dem Marktplatz, der höchst unsauber und lärmend ist, ja viel eher einem Zigeunerlager ähnlich sieht, als einem Markt — nach den Begriffen, die wir in andern, auch deutschen Städten davon bekommen, wo das Auge oft durch den Aufputz der Waare verführt wird, ehe man deren Güte beurtheilen kann — auf diesem Markte sind hölzerne Buden aufgeschlagen, worin einige bereitete Speisen verkauft werden; dort stehen große hölzerne Tröge, zum Schneiden dick gekochter, mit goldnem Rüböl begossener Heidegrütze, abgesottene Kartoffeln und Saubohnen in Wasser gesotten daneben; und für leckern Gaumen vertheilt ein altes Weib, das neben einem großen Kessel sitzt, eine Art Fleischklöse, so groß wie eine ansehnliche Rübe. Dort strömt Alles hin, und der

schmuzige Maurergeselle im Schafspelz steht neben einem zierlich gekleideten Edelmanne und läßt sich Saubohnen in die Tasche messen, die er, ein Stück Brot in der Hand, an einem selbstgewählten Plätzchen zu verzehren geht, oder er naht sich der Klöseverkäuferin, welche auf sein Begehren mit einem eisernen Löffel in ihren Kessel fährt, der polnische Herr streicht seine knappen Ermel etwas zurück und faßt den Kloß mit behender Faust, sowie er über der Brühe erscheint. Des Abends beim Nachhausefahren haben mir diese polnischen Restaurationssäle, die zu dieser Zeit mit großen Kienhölzern erleuchtet sind, oft den drolligsten Anblick gewährt. Oben schwebte eine dichte blaue Wolke, vom Dampfe der Kohlenbecken, des Kienholzes und der Speisen, unter dieser wirrte die bunte Gruppe der Hungrigen und Essenden, von der rothen Flamme des Kienfeuers erleuchtet. Bei dem Anblick ist freilich Manches, was auf eine lange Zeit das Essen verleiden könnte.

Nach dieser Volksclasse folgen alle kleinen Landedelleute und Stadtadeligen, bis zu Denen, die sich ganz oder zum Theil französirt haben, und von dieser Classe spreche ich denn freilich lieber; denn ich glaube, daß hier eine Masse ist, die das Schicksal einst noch glücklich bearbeiten kann, aber freilich möchte sie wol harte Proben bestehen müssen. Rauhheit, Unwissenheit, Rohheit theilen sie mit den Leibeignen, allein statt der durchgängigen Trägheit dieser Leute leben sie in der natürlichen Abwechslung zwischen Ermüdung und Feiern, welche unsere alten Ritter so wohl kannten. Ohne Mühseligkeit zu scheuen, bringen sie mehrere Tage auf den Jagden

zu, bei denen manchmal wirklicher Muth nothwendig ist; sie reiten sehr viel und reiten häufig von einem Orte zum andern, weil ihre Regierungsform viele Verabredungen, die freilich oft nur der Vorwand zu Gelagen sind, erfodert. Die meisten dieser kleinen Edelleute bauen ihr Feld mit Hülfe ihrer Leibeignen mit eigner Hand; ja manche, wie ich zum größten Nachtheil meiner Wirthschaft erfahren habe, dienen sogar als Hausknechte, weil ihr Schicksal ihnen keine andere Auskunft läßt. Allein hier erscheint der Unterschied zwischen Sitten zwei entfernter Länder sehr deutlich. Wie Yorik's Marquis gezwungen war, das Gewerbe zu ergreifen, welches die größte Unabhängigkeit hervorbringen muß, legte er seinen Degen bei den bretagner Ständen nieder, und seine wehmüthigen Thränen ätzten ihr Denkmal in dieses Symbol seiner Vorrechte. Mein Hausknecht, und jeder Andere in seinem Fall, hat seinen Säbel neben meiner Sauerkrautstonne stehen und lehnt ihn Sonntags beim Kirchengehen immer an die Schulter; und so viele Stockschläge auch sein Rücken im Dienst empfangen mag, die Authenticität seines Adels bleibt gesichert. Die Kleidung des kleinen Landadels ist sehr widrig. Sie besteht erstlich in der Kurtka, einer langen Jacke, die vorn zugeknöpft wird, unter derselben haben sie eine Weste, an welcher ein weiter Weiberrock befestiget ist, der bis auf die Knie geht und Kontusch heißt; Stiefeln und eine Pudelmütze, oder ein runder Hut im Sommer, vollenden die Kleidung. Sie hat etwas Weibisches, besonders, wenn sie zu Pferde sind, und das viele faltige Zeug, das ihnen um die Knie

hängt, macht ihre Bewegungen schwerfällig. Wenn sie zu Fuß jagen, schürzen sie den Kontusch auch wol auf, aber das Ganze bleibt doch häßlich. Eine Stufe höher als diese, trägt der Adelige nur Das, was wir eigentlich unter polnischer Tracht verstehen, und mögen Sie es nun als Zeitvertreib, oder als Beitrag zur Völkerkunde, in ästhetischer oder merkantilischer Rücksicht lesen, genug, einer genauen Beschreibung dieser Nationaltracht sollen Sie nicht entgehen. Ich lasse also einen wahren Polaken, das heißt, einen fünf Fuß und zehen Zoll hohen, breitschultrigen, wohlbeleibten Mann vor Ihnen auftreten. Das männliche Geschlecht hat noch Nationalphysiognomie behalten: ein scharfgezeichnetes Profil, eine hohe, durch die abgeschornen Haare noch freier gehaltne Stirn, wenig gebogene Augenbrauen, einen scharfen, kalten Blick, und etwas Hartes, Gefühlloses im Munde, nichts Feines im ganzen Ausdruck, aber mehr Härte als Unfeinheit; diese Gestalt ist mit einer, wir wollen annehmen, weiß atlassenen Weste bekleidet, die am Halse einen kleinen zwei Finger breiten Kragen und lange sehr knappe Ermel hat und vorn mit kleinen Knöpfen besetzt ist. Das Oberkleid, vom feinsten Scharlach, ist von der Hüfte bis auf die halbe Wade allenthalben zu und wird wie ein Hemd über den Kopf geworfen; von der Brust an zieht es sich an die Schulter zurück, ist mit kleinen Knöpfen besetzt und läßt die weiße Atlasweste durchschimmern. Das Oberkleid hat Aermel, sie sind aber an der innern Naht aufgeschnitten und hängen hinten über die Schulter herab, dagegen kommt der atlassene Aermel der Weste zum Vorschein. Diese lee=

ren Aermel sind den polnischen Herrn, was unsern Stutzern Tabatiere, Badine, dummdreistes Lachen oder nichtssagende Propos sind, Ausfüllsel des Gesprächs und Contenance. Sie legen sie hinterwärts kreuzweis über die Schultern, machen sich so einen künstlichen Buckel, oder stecken einen Augenblick die Hände hinein, indem sie einen Knopf am Ende des Ermels zuheften; dieses geschieht auch gegen die Kälte; gewöhnlich aber ist so ein Aermelmanöver das erste Rettungsmittel, wenn man dem Herrn des Hauses sein Compliment gemacht hat und nun nicht recht weiß, was man sagen soll: man streicht den Schnurrbart, zieht den Westenkragen mit gerunzelter Stirn, rangirt sich gegen die Mauer und zieht die Aermel zu Rathe. Eben so gebrauchen die Geistlichen die langen fliegenden Aermel ihrer Röcke, die ganz den Flügelkleidern unserer Kinder ähnlich sind. Ich glaube, sie haben allen Kindersinn, welcher ihnen das Paradies öffnen soll, in diese langen Jacken gelegt, deren Flügel sie unten am Rücken in zierliche Knoten schlagen oder über den Arm hängen. Die Fußbekleidung des Polen besteht in gelb oder anders gefärbten Halbstiefeln, die oft gestickt, ja wol mit Edelsteinen besetzt sind, und ein Hauptstück des Putzes ist der Gürtel, welchen er um den Leib legt, doch so, daß er vorn herabgerückt ist und also bei einer Corpulenz den Bauch sehr komisch bezeichnet. Dieser Gürtel ist in Gestalt eines Halstuches von reichem türkischen Zeuch, oder von Seide mit Gold gestickt, und wird wie eine Binde zusammengelegt. Auf dem geschornen Kopfe ruht eine kleine Mütze, die immer auf einem Ohre sitzt und mit kostbarem Pelze, jedoch

keinem Zobel, verbrämt ist, denn diesen tragen nur die reichen Juden. Die ganze Tracht, wenn sie rein und neu ist, hat etwas Reiches, Theatralisches, besonders, wenn demantne Knöpfe, Stern und Orden dazukommen, was man noch zuweilen, wenn gleich sehr selten sieht; denn Polen, die an einem Hofe waren, dem russischen oder ihrem eigenen, und solche Ehrenzeichen tragen, haben ihre Nationalkleidung meistens schon abgelegt. Jede Provinz hat ihre Uniform (die lithauische z. B. ist dunkelblau und kirschroth), daher sieht man denselben Menschen oft in vier bis fünf verschiedenen Uniformen, nachdem er in mehreren Provinzen Güter hat. Ueberhaupt putzen sie sich gern und lieben, sobald sie nicht Uniform tragen, grelle Farben, wie gelb und violet, grün und hellroth, blau und dunkelbraun; wenn bei Lichte einige so gekleidete Menschen beisammenstehen, ist mir immer, als sei ich im Redoutensaale. Allein weiter als bis zu den Farben und Oberkleidern geht bei Männern und Weibern die Sorgfalt auf Kleidung nicht, recht stattliche Herren stecken gegen die Kälte Stroh in die Stiefeln, weil ihre Füße der Strümpfe ungewohnt sind; und manche Dame mit atlassenem Rocke hat Hemden, an denen die Fetzen zusammengeknüpft sind, um nicht weiter zu reißen, oder wo die erträgliche Leinwand nur bis an die Taille geht, und von den Hüften an grobes Tuch angesetzt ist, wie ich auf dem Bleichplatze vor meinem Fenster an der Wäsche meiner eleganten Nachbarin täglich ersehe. Solche Damen tragen auch nichts als seidene Strümpfe; um aber des Ausbesserns überhoben zu sein, ziehen sie die beschädigten

Stellen in den Schuh herunter, bis endlich der Strumpf für das Knieband zu kurz wird.

Das Frauenzimmer von Stande ist im ganzen genommen sehr hübsch, allein ihre Blüte entfaltet sich früh und dauert sehr kurze Zeit. Das gemeinere und die unterste Classe sind häßlich, braungelb von Schmutz, Rauch und harter Lebensweise. Der Gebrauch des Branntweins ist unter den Weibern so allgemein wie bei den Männern, und dieses geht so weit, daß es eine hergebrachte Sitte ist, ihre Wöchnerinnen trinken zu lassen, was sie denn benebst der Wehmutter so herzhaft thun, daß das Kind oft auf die Welt kommt, ohne daß eine der beiden recht daraus klug wird, wie es zuging. Es herrscht ein alter Glaube unter ihnen, daß die Wöchnerin sogleich nach der Niederkunft so schwer essen muß, wie das Kind wiegt. Hoffentlich und wahrscheinlich gilt dieses nicht buchstäblich, es ist aber doch hinlänglich, um einen Begriff von der rasenden Behandlungsart dieser armen Geschöpfe zu geben. Wenn man dabei die Art der Speisen, die sie genießen, bedenkt, so ist es fast unglaublich, wie so ein Weib davonkommt, und wie so Manche von uns die Weichlichkeit wieder so schimpflich weit treiben kann, als es in der feinen Welt geschieht. Hier die Lithauerin, die mit einem halben Dutzend Kinder, einigen großen Personen und, ist's im harten Winter, wol gar mit ein paar jungen Schweinen in einem Behältniß auf dem Stroh liegt, und in den ersten vierundzwanzig Stunden eine Schüssel Sauerkraut, oder Saubohnen mit Rüböl und dürren Fischen oder Rindfleisch speist — und dort ein Geschöpf gleicher Gattung im in-

nern Zimmer des Hauses, unter seidenen Hüllen, bei geschlossenen Vorhängen und einer Stille, welche die Bewegung eines Mäuschens ausschließt; an den Seiten der Straße sind Ketten gezogen, damit kein Wagen vorbeifahre, oder wenigstens ist Stroh vor das Haus gelegt, um die Erschütterung zu vermeiden; drei Tage fastet die Wöchnerin, dann bedarf es einiger Wochen, um das blos vegetirende Geschöpf mit lauter Kraftsüppchen und den zartesten Speisen zu nähren. — O, wenn die Natur, wenn die Gottheit diese beiden Weiber als ihre Kinder schuf, wenn sie also Schwestern waren, so hat die Ordnung der Gesellschaft ihre Absicht bis zum abscheulichsten Misverhältnisse zerstört!

Das weibliche Geschlecht putzt sich eben so gern wie die Männer, und die gemeinen Lithauerinnen lieben den Flitterstaat wie die Wilden. Sie haben, wie die Vornehmen, keine Nationaltracht mehr, ein und das andere Stück ausgenommen, besonders den auch bei uns beliebten polnischen Pelz, welchen die Damen von Atlas mit einer langer Schleppe, die gemeinere Classe von Kamelott und etwas kürzer als den Rock tragen. Die Bäuerinnen haben im Winter Schafspelze wie die Männer, und Land- und Stadtweiber tragen mehr oder weniger hübsche Tücher um den Kopf gebunden. Selbst die vornehmen Damen tragen diesen Kopfputz als Negligée und wissen ihm eine Zierlichkeit zu geben, die ich ihnen noch nicht habe ablernen können; das vornehme Frauenzimmer kleidet sich sehr schön, im Winter ausschließend in Atlas und außerdem in schöne oft türkische Zeuche; Edelsteine tragen sie jetzt gar nicht, weil

es nicht Mode ist; man besetzt Souvenirs, Portefeuilles und andere dergleichen Dinge damit, oder schließt sie ein. — Eine Dame aus einer der ersten Familie hatte auf einem ihrer Landsitze viel gebaut, viele Anlagen gemacht und es Monbijou genannt; darauf fiel ihr ein, sich einen goldenen Schlüssel machen zu lassen, den sie mit den schönsten Demanten ihres Schmuckes à jour besetzen ließ, dieser hieß der Schlüssel zu Monbijou, und man sprach einen Monat lang von diesem allerliebsten Gedanken. Die kleinern Demanten that sie ohne Fassung in ein geschliffenes Glas, denen ähnlich, die man auf den Jahrmärkten den Kindern schenkt, worin sich bunte Samenkörner befinden, die sich durch die Brechung der Lichtstralen auf den Fazetten vielfältig und glänzend zeigen; die Brillanten machten in dem geschliffenen Krystall allerdings eine sehr schöne Wirkung.

Die meisten von den ersten Familien haben französische Köche auf ihren Landsitzen oder an den Orten ihrer gewöhnlichen Residenz, und die Natur läßt es auch dieser Gegend nicht an Leckerbissen gebrechen. Fische, Krebse, Wild gibt es im höchsten Ueberfluß; in London würde man glauben, ich machte mir meinen Vortheil, in fremden Landen gewesen zu sein, zunutze und wolle den Leuten etwas weismachen, wenn ich die polnischen Preise der besten Lebensmittel in mittelmäßig guten Jahren anführte. Das wilde Federvieh ist besonders lecker; Auerhähne, Schnepfen, Rebhühner, Birkhühner hat man zu sehr mäßigen Preisen. Ein diesem Lande eigenes Wildpret ist das Elenthier, ein Geschöpf das mir ein Mittelding zwischen Hirsch und Pferd scheint, aber

an Größe dem letzten nahe kommt. Sein Fell verkauft man roh um vier bis acht Dukaten, sein Huf wird von den Lithauern für ein untrügliches Amulet gegen fallende Sucht gehalten, und ich erkläre sein Fleisch für ein köstliches Gericht als Rostbeef bereitet, oder als Ragout, oder die Keulen gesalzen und geräuchert und in Wein gekocht. Mit Wildschweinskeulen nimmt man zur Freude jedes lüsternen Gaumes dieselbe Procedur vor. Auch hält man die Biberschwänze gesalzen und geräuchert für große Leckerbissen. Allein ich habe mich nicht dazu gewöhnen können, sie haben für mich einen ekelhaften Thrangeschmack. Pilze und Morcheln jeder Art sind auch in einem so großen Ueberflusse, daß die ärmsten Wirthschaften sich damit aushelfen. Was diesen Menschen fehlt, aber auch unersetzlich ist, ist Obst. Es wachsen weder Kirschen, Aepfel noch Pflaumen in dem ganzen Bezirke der Stadt auf mehrere Meilen; denn einige Bäume in den Klostergärten, oder auf benachbarten Gütern, die im Winter alle sorgfältig mit Stroh umwunden werden müssen, sind doch nicht zu rechnen. Und bei diesem Mangel wählte ich dieses Land nun und ewig nicht zu meinem Wohnorte, nicht blos weil ich meiner Lieblingsnahrung entsagen müßte, sondern wegen des traurigen Bildes eines Frühlings ohne Blüten, einer Landschaft ohne Obstbäume, eines Herbstes ohne Obsternte, einer Sonne, deren Stralen nicht Kraft genug haben, um die Traube zu röthen, noch den goldnen Apfel zu färben. Woher dieser Mangel entsteht, haben mir die Gelehrten aus Wind und See und Sand beweisen wollen; aber ich hätte ihnen gern geantwortet:

ihr Herren macht es also, daß jeder Anbauer des Ertrags seiner Mühe sich erfreuen könne, und eure Landleute werden auch Obst ziehen. Alle Gemüse gedeihen ja hier, Melonen gibt es die Menge, weil die große Menge von Pferden, welche man zu halten gezwungen ist, den Dünger ohne allen Werth läßt; er wird zu hundert und mehreren Fuhren vor dem Thore abgeladen, wo er die Luft verpestet und ungenutzt verwittert. Wendete man ihn gehörig an, man könnte alle die Strecken von dürrem Moos um die Stadt her zu fetten Wiesen umschaffen; aber die Zahl der Menschen ist zu klein, und der kalte Hauch der Leibeigenschaft erstarrt ihren schwachen Arm. Ich habe ihnen nun lange genug die einzelnen Personen der Lebenskomödie geschildert, in welcher ich jetzt eine ziemlich lustige Rolle spiele; denn Neugierde, Bedauern, Unwillen, Spott, kindisches Lachen wechseln auf meinem Gesichte wie in meiner Seele bei den verschiedenen Scenen ab. — Wahrlich, wenn auch unsere Verfassung nicht viel vollkommener wäre als manche Universalmedicin (von welcher gute Chemiker schon längst entdeckt haben, daß ihre Bestandtheile im offenbarsten Widerspruche stehen), und die dennoch ihr altes Ansehen behauptet, so ist doch dagegen die polnische, was ein Kaliban gegen einen antiken Fechter ist, in ihrer Zusammensetzung, wie mir Männer versichern, und in ihrer Wirkung, wie mich meine Erfahrung täglich überzeugt. Was kann ich von einer Volksclasse, der zahlreichsten hier zu Lande, denken, deren Hauptantrieb Prügel sind? Wie kann ich sie mit heiterm Herzen für meines Gleichen, meine Brüder er-

kennen? Und dennoch ist es so. Man hatte mir in Wien und auf meiner ganzen Herreise vorhergesagt, wenn ich auf eine Zeitlang häuslich mich hier niederließe, würde ich die Prügel für unentbehrlich zur wohlthätigen Ordnung meines Hauswesens erkennen; ich widersprach mit dem schönsten Raisonnement über Menschenwürde und Seelenadel, und nach vier Monaten ließ ich nach reiflicher Ueberlegung meinem Bedienten die ersten Stockschläge geben, worauf er niederfiel, mir die Füße küßte und sich bedankte. Der Auftritt war so empörend für mich, daß ich mich noch am nämlichen Abend darüber gegen Jemand beklagte. Der Mann erwiederte lachend, ich hätte sehr unrecht, mir das zu Herzen gehen zu lassen; würde es uns aber lästig, die Gerechtigkeit selbst zu handhaben, so solle ich einen Soldaten von der Wache holen lassen, der theile für vier Kopeken funfzig Prügel aus, ohne daß ich es gewahr würde. Ich schauderte über den Rathgeber, den Rath und das Militair, das sich zum Henkersdienst brauchen ließ. Bei einem Vergehen, das ich meiner Köchin vorwarf, legte sich diese Frau, welche hochschwanger war, auf die Erde, um mich, indem sie mir die Schuhe küßte, um Verzeihung zu bitten. Es geschah mir das erste Mal, und ich ward krank vor Bewegung und Abscheu. Ein Weib wie ich, und ein schwangeres Weib, eine Lage, in der jedes Weib Schonung und Ehrfurcht verdiente, denn in ihr leiden zwei Glieder der Gesellschaft, und über ihrem Haupte schwebt der Engel des Todes — und dieses Geschöpf krümmte sich vor mir und erniedrigte sich wie ein Hund, ein Thier, das ich gerade

deswegen nicht leiden kann. Nachher lernte ich es ertragen, aber es hat nicht aufgehört mich zu betrüben; und nie möchte ich meine Kinder in einem Lande erziehen, wo die Menschheit so mit Füßen getreten erscheint. Ein Lehensherr darf seinen Leibeigenen prügeln lassen bis zum Tode; wenn er nur nicht auf der Stelle stirbt, so hat er nichts zu befürchten; stirbt er, so gibt es Geldstrafen, Witwen und Waisen zu versorgen und dergleichen. Noch eine sehr zahlreiche Menschenclasse, die mir, ob sie gleich hier mehr Vorrechte als in andern Ländern besitzt, doch eben so herabgewürdigt vorkommt wie anderwärts, sind die Juden, die, wie man sagt, den dritten Theil der Einwohner von Wilna ausmachen. Sie dürfen Handwerke und Gewerbe treiben, auch findet man wenig andere Handwerker, und die meisten Wirthshäuser und Branntweinschenken werden von ihnen gehalten. Es gibt einige sehr wohlhabende Kaufleute unter ihnen; aber die Mishandlungen, die sie erfahren, die bittere Verachtung, die auf ihnen ruht, und die Abgaben, durch welche man sie regelmäßig plündert, haben ihnen alle ihre schlechten Eigenschaften erhalten. Sie sind betrügerisch, schmutzig und niederträchtig duldend wie überall. Die Männer tragen sich alle wie die Rabbinen in Deutschland, die Weiber haben Pelzhauben und überhaupt etwas Morgenländisches in ihrer Staatskleidung, wegen der langen pelzverbrämten Jacken, der großen Halsgeschmeide von Goldstücken, feinen Perlen, Rubinen, Smaragden und andern altväterisch gefaßten Steinen. Die gemeinen Judenweiber ziehen mit ihrem kleinen Kram täglich in den Straßen und Häusern um-

her, und ihre Dummheit, ihre knechtische Duldung jedes Schimpfes, ihre Unreinlichkeit, ja selbst ihre Sprache, die eine Art Zigeunerdeutsch ist (die Juden sprechen diese Sprache unter sich, und nicht polnisch oder lithauisch), machen sie mir zu einem Gegenstande des Abscheues. Sie haben ein weisses Laken über sich geworfen, dessen oberer Zipfel ihnen den Kopf umhüllt, den untern schleppen sie oft bis im Koth nach, und die beiden zur Seite befestigen sie unter der Brust. Wie weit die Unreinlichkeit dieser Menschen geht, würde ich mich zu erzählen scheuen, wenn es Ihnen nicht einen deutlichern Begriff ihres traurigen Zustandes gäbe. Es ist mir selbst geschehen, daß ein solches Weib, während ich in meinem Vorzimmer ihren Kram besah, sich das Ungeziefer hinter dem Ohr wegnahm und auf dem Tisch tödtete. Mein Bedienter gab ihr einen Stoß, mit dem er sie vom Tische wegschleuderte, und trat mit dem Fuße nach ihr — dieses Gemälde muß Sie erschrecken, denn in welchem Grad von Verwilderung befindet sich der Mensch, der das thut, und der das leidet? Sie begreifen, daß man mit solchen Geschöpfen die ihnen verständliche Sprache reden muß und zu einer Härte in Ton und Wort gezwungen wird, die mich bekümmert und auch unnatürlich in meinem Wesen ist. Ich saß einmal am Ende meines Zimmers und arbeitete, als ein Jude mit Herrn ... zu sprechen verlangte, welcher ein Geldwechselgeschäft mit ihm hatte. Mir schien der Mann, den ich gar nicht einmal recht in Augenschein nahm, betrügen zu wollen, und weil Herr ... nach eben dem Verdacht, doch ohne weitere Beschuldigung, lange auf Pol=

nisch mit ihm rechtete, mengte ich mich aus Ungeduld hinein und sagte etwas sehr Hartes, was aber nur eine gegen Juden sehr gewöhnliche Redensart war. Der Mann schwieg, kam auf mich zu, legte die Hand auf die Brust und sagte: Junge Dame, ich bin ein Jude, wie Sie sagen, aber meiner Väter Gott verzeihe Ihnen, daß Sie mich so schmähen. — Es war ein großer Mann mit grauem Bart, einem Saracenengesicht. — Mein Herz sprang mir auf die Zunge, ich gab ihm weinend die Hand und sagte: Alter Vater, verzeihe, wenn Du ehrlich bist! Deine Glaubensgenossen sind daran Schuld, daß man Dir nicht traut. Der Jude begnügte sich, ein Knie auf dem Boden, mir den Rock zu küssen, und ich hatte eine Lection auf mein Leben, lieber tausend Mal betrogen zu werden, wie ein Mal weh zu thun. — Einst geschah es einem jüdischen Handwerksmann, einem Menschen, der sehr arm und, wie es schien, sehr ehrlich war, ein schmutziges Papierchen mit vier Dukaten, die er eben irgendwo für eine Rechnung erhalten, aus Versehen bei uns liegen zu lassen. Wir fanden sie nach seinem Weggehen und waren eben im Begriff, den armen Mann aus seiner Unruhe über den Verlust zu ziehen, als er in der größten Angst zurückkehrte und mit einer Verlegenheit, die etwas Mitleidenswürdiges hatte, die Versicherung voranschickte, es wäre gewiß sein rechtmäßiges Eigenthum, er habe es redlich verdient. Man bedenke, wie sehr der Ehre ungewohnt ein Mensch sein muß, der den Verdacht des Diebstahls ohne Beschuldigung mit der tiefsten Demuth von sich ablehnt. Wir gaben dem armen Kerl sein

Geld zurück, und nun küßte er Allen, die im Zimmer waren, die Reihe herum die Füße und dankte mit abenteuerlicher Lobpreisung unserer Großmuth.

Im Sommer gibt es hier gar keine Gesellschaft, die ganze Stadt ist leer, weil, wie ich schon erwähnt habe, nur sehr wenige vornehme Familien hier Wohnhäuser haben. In einem Zeitpunkt, der immer in die Sommermonate fällt, ist die Stadt sehr lebhaft, ohne deswegen an Annehmlichkeit zuzunehmen; dieses ist während der Versammlung des Landadels, der sich hier einstellt, um Abgeordnete an den Landtag zu wählen. Die Wahl dieser Abgeordneten fällt immer auf vornehmere und reichere Adelige, weil mit ihrem Amt Aufwand verbunden ist. Ein oder der andere Mann von Stande, der seinen Vortheil bei dieser Stelle findet, sucht durch alle Mittel die Wahl auf sich zu lenken, und macht Cabalen bei einem Jeden insbesondere, so gut er kann; sobald aber nun die sechs- bis siebenhundert ehrliche wüste Schnurrbärte in der Stadt versammelt sind, wetteifern gewöhnlich zwei, drei und oft mehrere Candidaten öffentlich mit einander, um die mehrsten Stimmen zu erhalten. Manches dabei erinnert mich freilich an Alt-England, obgleich mit dem großen Unterschied in den Localitäten und dem Nationalcharakter. Ein jeder der Candidaten macht seiner Partei in dem Wirthshause freie Zehrung, wo Schinken, Bodwina und Branntwein in ganzen Hekatomben geopfert werden. Welche Wirkung diese Art, Herzen zu lenken, auf einen rohen Haufen, roher, in diesem Augenblick durch das Gefühl ihrer Wichtigkeit exaltirter Menschen haben muß, können Sie sich vorstellen. Sie

ziehen verschiedene Male des Tages truppweise, ein jeder seinen Candidaten an der Spitze, durch die Straßen, Jeder mit seinem Säbel, Viele mit Karabinern oder Jagdflinten bewaffnet, und da kommt es oft zu blutigen Auftritten, die noch vor wenigen Jahren täglich unvermeidlich waren; jetzt ist mehr Milde unter ihnen. Während meines Hierseins ward ein armes Mädchen, das sich vor einer unbescheidenen Liebkosung einiger dieser Herren in ein Haus flüchtete, durch einen Flintenschuß getödtet, den man ihr in der Wuth nachschickte; viele arme Juden, die dem Zuge im Wege waren, wurden braun und blau geprügelt, und vor dem Hause einer Dame, die ich einige Tage nachher sah, geriethen in einer Mondnacht zwei solche Haufen an einander, und am folgenden Morgen fand man auf dem Kampfplatz einen abgehauenen Arm, dessen ehemaliger Eigenthümer den Abend vorher hinweggebracht worden war. Immer sind die Kraftäußerungen dieser freien Lithauer nicht so blutig, sondern haben auch manchmal etwas Launiges. Zwei Damen mußten bei der letzten Dietine über die Straße (denn in drei Tagen, so lange diese Versammlung dauert, hütet sich sonst ein Jeder, ohne Noth auszugehen, und besonders bleiben Ausländer zu Hause, die unter der Rubrik von Deutschen herzlich gehaßt und vorzüglich beschimpft werden), unglücklicherweise trafen sie auf einen Haufen dieser Edelleute, die sogleich ihren Wagen anhielten und, vom tollsten Muthwillen angetrieben, von diesen Damen ein Vivat für ihren Candidaten foderten; sobald sie ihnen gewillfahrt, erhob sich ein Jubelgeschrei zum Danke, der ganze Trupp salutirte mit sei-

nen blanken Säbeln und ließ den Wagen durchfahren. Ich habe aus einem Hinterfenster in eines der Wirthshäuser hineingesehen, wo sie ihre freie Zeche hatten; einen burleskeren Anblick kann es nicht geben. Die Schnurrbärte standen an ganzen Trögen voll Branntwein und Meth, aus denen sie ohne weiteres mit dem Munde tranken; ein Theil lag und schlief, ein anderer sang auf die lärmendste Art, ein dritter stritt sich mit einer Heftigkeit, die mich die Lunge dieser Leute bewundern machte. Aber unglücklicherweise bemerkten sie, daß einige Frauenzimmerköpfe ihnen zusahen und brannten unter schallendem Gelächter ein paar Flinten, mit bloßem Pulver geladen, auf das Fenster ab, welches dann ohne allen andern Schaden zerbrach. Sobald die Wahl beendigt ist, verschwindet die Feindschaft, und ein Jeder geht nach Hause. Ueberhaupt scheint mir der Haß keine eingewurzelte Leidenschaft in diesen Menschen, wenigstens bricht er nicht in blutige Auftritte aus, so sehr auch die Verfassung Parteien und Spaltungen begünstigt.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich einer andern Sitte, die hier mit einem Wort bezeichnet wird, das ich Einreiten übersetzen würde, oder Einzug zu Pferde. Wenn nämlich ein Erbschafts- oder anderer Prozeß über liegende Gründe entschieden ist, reicht das Urtheil noch nicht zu, um den gewinnenden Theil in Besitz zu setzen; er muß sich noch gewissermaßen mit gewaffneter Hand dazu verhelfen. Er versammelt eine Anzahl seiner Freunde und reitet auf das besagte Gut, oder nach dem besagten Hause, vor welchem ihn der bisherige Besitzer,

seinerseits auch mit Begleitung versehen, erwartet; und nun sucht er diesen letztern zu verdrängen; gelingt es, so schließt sich der Tag mit einem Gelage, wo nicht, so reitet der Herr zurück und versucht es einen andern Tag. Ich hörte einen Starosten versichern, daß es ihm erst bei dem dritten Versuch gelungen sei, den Gegner zu verdrängen und sein Eigenthum in Besitz zu nehmen. Feuergewehr gilt hier so wenig, wie blankes Eisen, sondern nur die Geschicklichkeit der Pferde und ein vorsichtiger Gebrauch der Säbelscheide.

Im Winter, wenn das Tribunal versammelt ist, wird die Stadt oft sehr glänzend, je nachdem der Tribunalsmarschall Aufwand machen will oder kann. Ich brachte hier einige Wintermonate während eines sehr glänzenden Tribunals zu. Der Marschall gab täglich Diners, die oft hundert Personen stark waren, alle Abend Spielgesellschaft und alle Sonntage Ball. Der Ton, welcher hier herrscht, ist — eigentlich gar kein Ton; denn man kennt keine eigene Conversation. Stellen Sie sich ein, oft nach der oben gegebenen Beschreibung meublirtes Zimmer vor; die Dame vom Hause sitzt auf dem Kanapee, einige ihrer Gesellschafterinnen um sie herum. Wenn Frauenzimmer zusammenkommen, begrüßen sie sich durch eine Umarmung, bei welcher sie sich nicht die Wangen, sondern die Brust küssen; allein Weiber von Stande haben diese Sitte wegen der Unbequemlichkeit, die sie für Kopfputz und Schminke hat, dahin verändert, daß man sich die Schultern zu küssen scheint. Wenn Männer hereintreten, beugen sie sich mit einem Knie bis nahe an den Boden und berüh-

ren tief gebückt den Fuß der Dame, indem sie sagen: „Ich küsse Dir die Füße," wobei oft die Anrede: „meine Wohlthäterin," hinzugefügt wird. Männer, die sich für gleichen Standes halten, beugen sich nur sehr tief; sobald aber einige Subordination zwischen ihnen stattfindet, so grüßt der Niedrigere mit demselben Anerbieten, die Füße zu küssen, welches aber Niemand von Andern, als von eignen Bedienten annimmt. Männliche Verwandte küssen das Frauenzimmer auch auf die Brust, und ich weiß nicht, durch welchen Familientractat die geistlichen Herrn in eine so allgemeine Verwandtschaft getreten sind; diese begrüßen ihre genauern weiblichen Bekanntschaften sehr häufig auf diese Weise, indem ihnen diese dagegen die Hand küssen.

Bei der Tafel setzt sich die Dame vom Hause zuerst, und dann alle Frauenzimmer in der Gesellschaft auf beiden Seiten neben sie, und die Männer alle neben einander gegenüber, sodaß es also bei großen Gesellschaften gar keine Gemeinschaft zwischen den beiden Parteien gibt. Man spricht bei Tische fast gar nicht, nur dann und wann zischelt ein Nachbar mit dem andern, oder der Herr vom Hause richtet die Rede an einen der Gäste, welcher den Schnurrbart streichelnd sehr devot antwortet. Uebrigens würde jede Unterhaltung durch den Lärm der Bedienten unmöglich. Jeder Gast bringt den seinigen mit und hat ihn hinter dem Stuhle stehen; außerdem geht noch ein Heer von Hausbedienten aus und ein; alle diese Menschen haben eiserne Nägel in den Stiefeln und bringen jedes Mal einen Haufen Unrath von den Straßen mit herein; man kann sich also einen Be-

griff von dem Lärm und dem Zustand des Fußbodens und der Treppen machen. Diese Unreinlichkeit ist eine der größten Unannehmlichkeiten der hiesigen Sitten. Außer dem Haufen Bedienten, die mit ihren Stiefeln das Zimmer besudeln, macht sich kein Pole etwas daraus, auszuspucken, ja mancher ehrliche altväterische Edelmann braucht statt Schnupftuch seine Finger, um seinen Schnurrbart nicht in Unordnung zu bringen. Nach der Mittagstafel versammelt man sich sogleich zum Pharao, das hier von früh bis Abend, und in diesen Häusern nur mit Rubeln und mit Gold gespielt wird. Oft sind vierzig bis funfzig Menschen an einem Spieltisch, die mit gierigem Blick die Geldhaufen und die Karten verfolgen. Laut sah ich es nie werden, der Verlust mochte noch so groß sein; aber in Redoutennächten blickte ich wol gegen den Morgen in das Spielzimmer und sah, bei den dunkeln Lichtern, langgezogene, bleiche Gesichter, die mit hohlen Augen die Karten hielten, mitunter ein lautes Schlagen auf den Tisch, und Einer oder der Andere schlich leise und finster aus der Thüre, als trüge er einen Raub fort; dieser Anblick ist schon traurig genug, aber Frauenzimmer an einem solchen Spieltisch zu finden, thut wirklich wehe, und leider gibt es welche in diesem Lande, die ihre Familien durch Spiel zu Grunde gerichtet haben. Ich bin zu Leuten gekommen, die nach der Art des Einkommens und des Amtes, welches der Hausvater bekleidete, bei uns zu guten Bürgerfamilien gehören würden, und hier spielte man in Erwartung des Mittagstisches Pharao und setzte wenigstens einen Rubel auf die Karte.

Indessen ein Theil der Herren spielt, ein anderer gruppenweise zusammensteht und sehr laut spricht (welches ein allgemeiner Fehler ist und mit ihrer Sprache verbunden scheint, die, so viel ich aus Dem, was man mir übersetzt hat, schließen kann, sehr zur Declamation gemacht ist), sitzen die Frauenzimmer in einem Kreise zusammen und unterhalten sich ziemlich schläfrig von Familiengeschichten, die in einem Lande, wo Alles von Familieneinfluß abhängt, sehr interessant sind, von Mode, die bei Weibern, deren einzige Beschäftigung in Putz, Spiel und Geschwätz besteht, unentbehrlich ist, und vom Theater. Zwischen dem Mittagstisch und dem Souper macht man gewöhnlich Besuche, wo man eine halbe Stunde oder eine Stunde bleibt; allein einen gesellschaftlichen Zirkel trifft man nirgends an, höchstens hat ein oder der andere alte Herr oder eine alte Dame einen Quadrille- oder Trisettisch bei sich versammelt. So wie ich es in Deutschland in den größten Städten unter Weibern, selbst von sehr angesehenem, Range sah, mit einer weiblichen Arbeit beisammen zu sein und im kleinen Kreise genauer Bekannten einen Abend still zu verleben, ist ein hier unbekanntes Vergnügen, hauptsächlich wegen der gänzlichen Ungewohntheit des Frauenzimmers, sich mit Handarbeit zu beschäftigen. Man erblickt nie, weder Strickzeug, Nähterei, noch eine andere Arbeit bei diesen Weibern. Sie sitzen in ihren Zimmern mit übereinander geschlagenen Armen, sehen die Wagen vorbeifahren, sprechen mit irgend einem Pfäffchen (denn diese ziehen von früh bis Abend in den Häusern umher), putzen sich, gehen in die Kirche, machen Besuche und

bringen oft einen Theil des Abends im Schauspiel zu. Lecture ist sehr selten und nur auf einige französische Schriftsteller und die wenigen neuen polnischen Romane eingeschränkt. Ihr Theater hatte noch vor kurzem gar kein Originalschauspiel; die wenigen, welche es jezt besizt, werden gerühmt, und da der freie Theil der Nation wirklich noch Energie besizt, da die entnervende Verderbniß nur den Zirkel des Hofes und der Hauptstadt verheert, so sollte ich denken, daß sie diesen Ruhm verdienen können. Figaro ist sehr bald in das Polnische übersezt und hier schon sehr vielfältig mit grossem Beifall gespielt worden. Wenn Sie sich dieses charakteristische Gemälde der verderbtesten Sitten, diesen tausendfärbigen sprudelnden Witz, diese äusserste Feinheit im Sprachgebrauch, dieses zarte Streifen der Leichtfertigkeit an sittenlose Unanständigkeit in eine Sprache übergetragen denken, die, wie man sagt, sehr reich ist, die aber doch unmöglich eigentliche Ausdrücke für völlig fremde Gedanken, Bilder, Sitten haben kann, und dieses nun von einer Truppe dargestellt, welche ganz nach Hogarth's launigem Bilde herumziehender Schauspieler artet, so müssen Sie sich ein Bild dieser komischen Komödie machen. Sehr viele Polen beiderlei Geschlechts sprechen französisch, und Alle haben eine grosse Fertigkeit in Erlernung fremder Sprachen; aber sie haben hier keinesweges die lächerliche Sitte, die unter dem deutschen Adel ist, ihre Sprache zu vergessen, um eine [illegible] sehr verstümmelt zu reden; unter sich sprechen [illegible] mehr polnisch als französisch und sind stolz au[illegible] und den Ausdruck ihrer Sprache. Di[illegible] die-

ses Lob verdient, kann ich nicht beurtheilen; ich finde sie für meine Zunge unaussprechlich und im Munde der braven alten Polen, die so reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ziemlich rauh. Die jungen glattbärtigen Herren, in französischen Röcken, einen Fuß kleiner als ihre Väter, hüpfend und stolpernd, kurz, das treue Ebenbild eines französischen Marquis auf einem deutschen Theater, sprechen viel von dem Wohllaut des Polnischen und lispeln es auch weit feiner und abgeschliffener; aber so lange sie sieben Consonanten nebeneinanderschreiben, muß ich sie im Verdacht haben, daß es ihr individuelles Verdienst ist. Diese Classe französirter Polen scheint mir dem Aufkommen dieses Landes am meisten im Wege zu stehen. Es ist Verderbniß ohne Bildung, Entnervtheit ohne Verfeinerung, alle Fühllosigkeit der Barbarei mit allen Lastern der Entartung. Rohheit, Härte, grobe Ausschweifung wundern mich bei diesem Volke nicht und hindern gewiß weder die künftige Entwickelung seines Glückes noch seiner Verfassung. In dem Schoos dieser rauhen Sitten, bei dieser ärmlichen Einschränkung des Geistes, erhält sich gewiß manche Kraft, bleibt gewiß der Charakter manchem künftigen Eindrucke offen; aber wie die jüngere Generation der Vornehmen und des Adels der Hauptstadt je etwas unternehmen können, wozu Entsagung, Beharrlichkeit, Güte und Achtung für Menschenrechte nöthig sind — das ist mir unbegreiflich. Die Tanzgesellschaften geben wegen der buntfarbigen schönen Kleidung, wegen der starken Schminke der Damen einen glänzenden Anblick. Englisch wird wenig und schlecht

getanzt; man hat so wenig Sinn dafür, daß ich vor kurzem einen Tanz von drei Touren nach einer Musik, welche deren vier enthielt, tanzen sah. Keiner der Tänzer hatte Erfindungskraft genug, um noch eine Figur hinzuzusetzen, und so stand also das tanzende Paar immer vier Takte hindurch wie verrathen und verkauft. Die Polonaise muß, mit Anstand getanzt, etwas feierliches haben; wie man sie hier tanzt, hat sie weder Grazie noch Majestät. Die Musik hat Dreiachteltakt, und das Pas besteht in einem blos einfachen Schritt. Eine willkürliche Zahl von Paaren machen hinter einander hergehend einige Mal einen Zirkel, dann stehen sie in einem Rund, und das anführende Paar geht mit Verbeugung von oben bis herunter, wobei sie einige leichte Allemandentouren machen; die andern Paare folgen, und zuletzt stehen sie wieder hinter einander auf dem alten Platze. Da der Tänzer die Hand seiner Dame nie fahren läßt, und mit den Mittänzerinnen gar nichts zu thun hat, so kann die Polonaise als Tete a Tete betrachtet, sehr interessant sein; allein dieser Vortheil hat für die Zuschauer wenig Werth, und mir schien es nur komisch, die Menschen hinter einander hertraben, sich in Haufen stellen und dann ohne die geringste Veränderung in Schritt und Bewegung wieder auseinanderzugehen zu sehen. Man sagt, die Polen liebten Musik, und von den großen Herren hätten manche ihre eigenen Kapellen. Es kann Einen oder den Andern geben, der sich diesem Geschmack überläßt; allein Das, was sie hier Kapellen nennen, und was sich im Hausstaat sehr vieler wohlhabenden Lithauer befindet, verdient weder den Namen von

Musik noch von Kapellen. Es ist ein halbes Dutzend junger Bauernbursche, die zu Bedienten angezogen wurden, und beiher etwas Musik erlernen, besonders blasende Instrumente, auf welchen sie, Dank ihren gesunden Lungen, einen ansehnlichen Lärm machen. Musiziret wird also wol genug, was dann ganz gut und vielleicht dem Zweck der Musik angemessener, wie das ernsthafte Studium dieser Kunst ist, allein Geschmack und Kenntnisse sind in diesem Fach sehr selten. Die Russen, deren hier viele als Taglöhner, Fuhrleute und dergleichen sich aufhalten, haben, wie es scheint, musikalisches Talent, wenigstens hat ihr Gesang (und sie singen sehr viel) etwas äußerst Sanftes, Melodisches. Ich gehe, um ihn zu hören, oft in einer Gegend spaziren, an welche ein Wirthshaus stößt, das fast nur von Russen besucht wird.

Der Geschmack für Malerei wird hier ebenso sonderbar getrieben; man malt nicht, aber man hat die gemalten Bilder sehr gern, denn ich kann diese Kunstprodukte billigerweise nicht Gemälde nennen; es ist Meßwaare, welche die Kaufleute in Leipzig aufkaufen, und um ungeheuere Preise den lithauischen und den angrenzenden russischen Herrschaften überlassen, die ihre liebste Augenweide daraus machen. Ich sah in dem Schlosse eines polnisch russischen Herrn eine Reihe Gemälde, deren Gegenstände aus dem Telemach genommen waren, auf welchen der Maler recht ausdrücklich die stämmigsten Bauernkerle ausgesucht zu haben schien, um sie in die Kleidung französischer Theaterhelden verhüllt zum Telemach und seinen Genossen sitzen zu lassen;

Mentor hatte dabei einen Ausdruck von Pfiffigkeit, als wenn er den weisen Ulysses und alle die ehrsamen Helden heimlich auslachte, daß sie sich durch die Verkappung so hinter das Licht führen ließen.

Ich muß nicht vergessen, eine sehr wohlthätige Folge der hiesigen Verfassung zu erwähnen. Da der Einfluß jeder Familie ganz von ihrer Anzahl und ihrem Anhang abhängt, so unterstützen die reichern Zweige eines Hauses ihre ärmern Verwandten auf die großmüthigste Weise. Eine jede Dame hat immer eine oder mehrere arme Verwandtinnen bei sich, die sie anfangs in einem Kloster erziehen läßt, wie es hier allgemein bei jungen Mädchen gehalten wird; nachher nimmt sie diese jungen Frauenzimmer zu sich, verheirathet sie an Edelleute, die von dem Einfluß ihres Mannes abhängen, oder ernährt sie als ihre Gesellschafterinnen.

Nach ihrem Anzug und der Begegnung zu urtheilen, welche sie in Gesellschaft von ihren Wohlthäterinnen erfahren, ist ihre Lage angenehm, und nicht so drückend, wie die Lage armer Verwandten in unsern polizirteren Gegenden, wo wir uns so viel auf unser Gefühl und unsere Großmuth einbilden. Für männliche Verwandte wird ebensowol gesorgt, anfangs auf Schulen oder in der warschauer Militairakademie, nachmals verschafft man ihnen eine Stelle unter den stehenden Truppen, oder überträgt ihnen irgend eine Verwaltung auf den Gütern oder in dem Haushalt, zu dessen zahlreichem Personale immer Edelleute genommen werden. Sie dienen als Stallmeister, Intendanten, Geschäftsmänner (welches sie hier Plenipotentiaire nennen), als Marschälle,

welches so viel wie Hofmeister ist und so ernährt ein polnischer Großer immer eine große Zahl Menschen. Dieser Luxus hat etwas Edles und die Art Abhängigkeit, in welcher durch solche Mittel der arme Adel vom reichen steht, scheint mir bei der Landesverfassung vielmehr etwas Wohlthätiges als Entehrendes zu haben. Wenigstens ist der arme Edelmann, welcher von dem reichen Woywoden das Gnadenbrot empfängt, sich aber durch die Gesetze eben des Anspruches wie er auf die ersten Würden im Staate bewußt ist, ein sehr freier Mann, in Vergleich eines verdienten, allgemein verehrten deutschen Gelehrten, oder Geschäftsmannes, der im Vorzimmer eines Ministers wartet und es für eine Gnade halten muß, wenn er an die hohe Tafel gezogen wird. Der vornehme Vetter gibt Kleidung und Brot, und der Arme gibt seine Stimme und im Nothfall seinen Arm; so sind sie quitt und können sich obendrein lieb haben. Die unverfeinerten Polen haben auch wirklich nichts Serviles in ihrem Wesen, so hoch auch alle Misbräuche bei ihnen gestiegen sind. — —

IX.

Die lustigen Leute von Knöringen.

Die lustigen Leute von Knöringen *).

Es war ein herrlicher Junius, die Rosen blühten und die Kirschen reiften und Alles lebte in der üppigsten Pflanzenfülle und Sonnenwärme. Diese Herrlichkeit bot auch den Bewohnern von Reisersburg am Donaustrom den frohsten Genuß. Dort hauste ein ehemaliger Ordenscomthur, der eine verwitwete Schwester mit ihren zwei Töchtern zu sich genommen und für sie so gesorgt hatte, daß er neben der strengsten Beobachtung seines Gelübdes Vaterfreude durch die kindlichste Dankbarkeit seiner Nichten genoß. Nanny, die jüngste Nichte, war Braut eines jungen Gutsnachbars, der aus dem gewöhnlichen Bildungsgange seines Standes doch einen gewissen Zweifel übrig behalten hatte: ob rücksichtlich dieses Standes „Alles, was da ist, recht sei." Seit er verliebt war, grübelte er aber darüber nicht viel mehr

*) Knöringen ist ein Dorf an der Heerstraße von Ulm nach Augsburg, aus dem viele Einwohner als Fiedler im Lande umherziehen. In der Gegend nennt man sie wirklich die lustigen Leute von Knöringen, weil man dort immer geigen hört, wie mancher Reisende wahrgenommen haben kann.

nach, sondern genoß das Glück, Bräutigam eines schönen Mädchens und nur eine Stunde von ihrem Wohnort entfernt zu sein. Diese Nähe machte den Brautstand zu einer wahren Idylle! Es war Oswald erlaubt, jeden Abend nach Reisersburg hinüber zu reiten und den freundlichen Kreis um den heitern Oheim zu vermehren.

Nanny und ihre Schwester waren bisher nach Fräuleinart recht erträglich erzogen worden; früherhin durch eine gutmüthige Neufchatellerin auf dem Landgut ihres Vaters einfach und fleißig, später in einer münchner Pension ein einziges Jahr, um Anstand und schöne Künste zu lernen; seitdem bemühte sich der Oheim Comthur, ihnen etwas Kenntnisse und klaren Sinn beizubringen, lehrte sie deshalb die Geschichten der Menschen, die Natur der Erde und ihres eigenen Herzens. Jetzt hielt er nun das Loos seiner Nanny für gesichert, die aus den Armen der Mutter in die eines redlichen Mannes übergehen sollte, unter dessen Schutz sie in die große Welt eingeführt, neben häuslichen und wahrscheinlich Mutterpflichten, nicht mehr sich in ihr zu verlieren Gefahr lief.

Oswald säete aber, ohne sich dessen bewußt zu sein, etwas Unkraut in seinen Waizen. — Fouqué's Geschichten und was da hinein schlägt, waren eben der Gegenstand der Bewunderung von jungen und betägten Phantasten, und Oswald hatte seiner Nanny und ihrer Schwester bald ein unbegrenztes Entzücken über [illegible] Gattung von Dichtkunst eingeflößt. Des Oheim[illegible]arch verlor alles Interesse, seine Vorträge über den [illegible]nend-

lichen Himmel und das unergründliche Menschenherz machten Langeweile. — Abende lang las man sich die romantischen Herrlichkeiten vor, sah auf den Donauwellen die Undine schweben, fand zwischen dem Kaplan und Kleinmeister die größte Aehnlichkeit, putzte sich mit Helmbüschen, Feldbinden und dergleichen heraus, band einem Haushahn Füße und Flügel zusammen, damit er geduldig einen Falken agirte und stellte Tableaus aus dem Zauberring vor. Der Comthur hörte die erste und zweite Lektüre dieser Gattung mit Vergnügen, den dritten und vierten Roman derselben nannte er das neue Lied vom alten Pfannenschmied, beim fünften suchte er dem jungen Mann die Vernunftwidrigkeit einer solchen Nachahmerei — nicht einer historischen Zeit, sondern einer geschraubten Poeterei über eine sehr unpoetische Zeit, darzuthun, empfahl ihm den Amadis de Gaules und Tiran le Blanc als den Grundtext aller dieser eingeschnürten Helden und graziösen Damen und begab sich, wie auch das nicht helfen wollte, sobald die Ritterromane auf den Tisch gelegt wurden, in sein Zimmer. — Die Mutter, Frau von Helm, ließ die jungen Leute dem Anschein nach treiben, was sie wollten, warf aber hier und da eine beißende Bemerkung in ihre poetische Freude, bei der es Oswald unheimlich ward, die Mädchen aber, da sie der Mutter liebevolles Herz so gut kannten wie ihre scharfe Zunge, ließen sich davon gar nicht stören.

Das gewöhnliche Versammlungsplätzchen der jungen Leute war eine kleine Bucht, unten am Donauufer gelegen. Der Comthur hatte hier Sitze und Lauben be=

reitet, das hohe Lehmufer sah, von der Sonnenhitze gesprengt, wie Felsenmassen aus, die Wellen plätscherten über bemooste Steine. Oswald und Nanny sahen sich einander in die Augen, Schwester Wallis sah in die Himmelsbläue und dachte an vielerlei, weil sie Niemand in die Augen zu sehen hatte; da rief sie die Mutter eines Tages aus dem hohen Schloßfenster in des Oheims Zimmer herauf. Wallis folgte dem Ruf und fand Oheim und Mutter, welche eben erst erbrochene Briefe in der Hand hatten. Wallis, fing der Comthur an, erinnerst Du Dich noch des kleinen Hochwalds, der in München so viel bei uns war? — Vetter Irwin? O gewiß! der war ja immer so trotzig wie ein Catalonier. — Ja, das war er, ein tüchtiger Junge, und ist ein wackerer Jüngling geworden, wie man sagt. Nun sieh, Deine Mutter und ich haben Familienursachen, warum wir sehr wünschten, Du würdest seine Frau; wir halten's aber für unedel, auch das Geringste über Dich zu beschließen, ohne Dein Wissen. Du bist gar nicht gebunden; da Du aber durch Deiner Schwester nahe Hochzeit anfängst sehr viel mehr Menschen zu sehen, haben wir Dir unsere Wünsche mittheilen wollen, weil sie beitragen können, Dein Herz vor unbewachten Eindrücken zu hüten. Wenn Irwin zu Nanny's Hochzeit kommt, wird es sich zeigen, ob Ihr Euch gefallt. — Was sonst noch Vernünftiges und Erläuterndes über diesen Plan gesprochen ward, gehört nicht hierher. Wallis war sehr betroffen über eine Nachricht, die ihr Köpfchen ganz anfüllte, ohne ihr eigentlich zu denken zu geben. Aus des Oheims Reden setzte sie sich

von Irwin das Bild eines hohen strengen Ritters zusammen. Bald ward er zu einem Fako und nun spielte sie alle Mädchenrollen von Fouqué's reicher Einbildungskraft mit ihm durch.

Die jungen Leute lasen jetzt eben „Sängerliebe.“ In ihrem Gehirn spukte es von Afrikanern, Provenzalen, Troubadours und Minnesängern. Sie kamen Abends nicht von den Schloßthürmen fort und Oswalds Reitknecht versicherte seinem Herrn, daß Alis Vorderbeine nicht wieder grade und Barkas Hinterfüße halb steif würden, weil die Thiere jeden Abend stundenweis im Nachtthau ihres Herrn Abschied erwarten mußten. Eines Abends weilte der Oheim in dem Familienkreise, er scherzte so heiter, daß Wallis, in deren Ridicül die Sängerliebe stak, nicht das Herz hatte, durch ihre Erscheinung den Oheim zu verjagen. Man saß am Fuß einer alten Warte, die an der Morgenseite des Schlosses der älteste Ueberrest des Raubnestes war, von wo aus in dem herrlichen Mittelalter die Herrn von Reisersburg die augsburger Kaufleute niedergeworfen, oder die bubesheimer Ritter abgewehrt hatten. Plötzlich hörten sie Harfenton und Stimmenklang und die Gesellschaft erblickte unten im Dorf unter einem großen Birnbaum einen alten Mann mit einem jungen Mädchen, das zu seiner Harfe sang. Die Bauern sammelten sich um sie her, der Wirth der nahen Schenke brachte ihnen einen Krug Bier, ein paar Bäuerinnen reichten ihnen Speise und die Kinder tanzten zu dem fröhlichen Lied. Oswald und die Mädchen waren entzückt! Das war ein Gemälde aus der herrlichen Zeit deutscher Ein-

falt und Kraft. Der Comthur sagte spottend: „Ei, so mache es doch lieber zu einem Auftritt deutscher Gastfreiheit; sende ein weißes Rößlein hinab und laß den saubern Troubadour heraufreiten, damit die Schloßfräulein ihn bewundern und loben.“

Schon war Oswald auf dem Wege und in wenig Minuten saß der Alte am Fuß der Warte, Nanny reichte ihm einen Becher Wein und die wandernde Sängerin sang die schöne Griselda. Der Comthur fand den Auftritt selbst artig, außerdem fing er an einzusehen, daß er mit seinem Spott wenig fruchtete; jetzt ließ er sich die jungen Leute um den Barden bemühen, und nach seinem Abschied hörte er sie mit einem sonderbaren Ausdruck von Nachdenken und Spott auf seinem Gesicht über die selige Lebensweise so eines Sängers mancherlei überspanntes Zeug schwatzen. „Mich wunderts, sprach er endlich, daß Ihr nicht Lust habt, selbst einmal Eure Standesfesseln abzulegen, um als eine Gesellschaft Spielleute diese freie Lebensweise auf einer praktischen Kunstreise zu genießen. Das müßte allerliebst sein!“ — Die jungen Leute blickten einander schüchtern und verschämt an. Endlich sagte Nanny: ach, Oheim, wir haben schon oft zusammen davon gesprochen! und wie reich an Lebenserfahrungen müßten acht Tage solches freien Bewegens unter dem Volke nicht sein! Freude bringend, Gefühle erregend, zu Ahnungen erhebend. — Ach, Oheim, wie muß so ein Abend diesen alten Mann freuen! nahm Wallis das Wort, so ein ganzes Dorf um sich versammeln und hier oben. Ihre Güte, unsre Freundlichkeit — ach, wie muß es so wohl-

thun, das Alles einmal einzig sich selbst zu danken zu haben, nicht immer den Verhältnissen, dem Range. — Oswald schien von diesen Aeußerungen entzückt, er hielt die Hände der beiden Mädchen in jeder von den seinen und drückte sie eine um die andere an seinen Mund. Theurer Oheim, fing er dann an, wir haben uns schon manchmal so eine abenteuerliche Fahrt ausgedacht, aber nie hätten wir gewagt.... Herr von Oswald, Sie faseln mit solchen abgeschmackten Ideen, unterbrach ihn die Mutter sehr misbilligend; doch der Comthur winkte ihr und sagte vorwerfend: „so laß ihn doch sprechen! da ist ja weiter nichts zu wagen. Natürlich müßte man so bestimmte Beweise seines Standes bei sich haben, daß man sich jeden Augenblick aus aller Verlegenheit ziehen könnte; aber zugleich die Rollen so sicher spielen, daß man sie nie zu gebrauchen bedürfte." — Die Mutter schüttelte unzufrieden den Kopf, die jungen Leute hefteten erstaunte Blicke auf den Comthur, der mit dem ungezwungensten Ernste zu sprechen schien. — Oheim, fing endlich Nanny wieder an, indeß der Comthur mit einem spottenden Zug um Mund und Augenwinkel nachsann, wie meinen Sie's aber nun? in welchem Costüm? — Aber in dem des Mittelalters, rief Oswald. — „Lieber Neffe, bemerkte jener sehr ernsthaft, da kämen uns ja die Gensd'armes über'n Hals und wir würden als Narren nach Burghausen spedirt." — Oswald erröthete zornig, die Mädchen blickten vor sich hin. Frau von Helm rief spöttisch: „wie die lustigen Leute von Knöringen geputzt! warum denn etwas Unnatürliches, wenn das Natürliche so nahe ist? Jeder mit einem

Schnapsack, der Comthur von Hochwald mit einem kleinen Esel, der die Bagage trägt.“ — „Nein, einen Esel mag ich nicht führen, aber sonst ist das das Beste. Ich streiche meine Geige noch gut genug. Ich schreibe Wernherr nach Röthelbach in der Gegend von Isny, bei dem bewerkstelligen wir unsere Verwandlung, von da aus ziehen wir über'n Arlberg bis Feldkirch, legen dort auf irgend eine Art unsere Kleidung ab und kehren hieher zurück. Unsern Wagen schicken wir von Röthelbach unmittelbar nach Feldkirch — kein Mensch kann uns auf die Spur kommen.“

Die jungen Leute glaubten zu träumen. Wallis besonders blickte den Oheim ängstlich an, als fürchtete sie, daß so ein langer Spaß Uebles bedeute. Aber der Oheim betrieb das Ding trocken und lustig wie ein anderes Geschäft. Er ritt Sonntags nach Lauingen, wo eben Markt war, ins Wirthshaus, wo eine ganze Bande Knöringer geigte, betrachtete sich die Gesichter alle und ließ dann einen heitern alten Mann, der eine heillose Baßgeige strich, zu sich auf ein besonderes Zimmer kommen. Man sah den Alten nach einer Viertelstunde seine Baßgeige wieder ergreifen und unaussprechlich auf ihr arbeiten, wobei er ganz siegreich durch die Fensterscheiben in den Himmel sah. Den Tag nach dem Markte kam derselbe Alte, wie es schon finster war, unter die Lehmfelsen, wohin der Comthur seine jungen Leute zu ihrer Verwunderung bestellt hatte. Er trug ein großes Bündel und ein paar abscheuliche Geigen, die er schweigend auf den Tisch legte. „Und die Papiere?“ fragte der Comthur. Der Alte zog eine verschwärzte rothe

Brieftasche aus dem Rocke, die fettig zusammenklebte und schmuzige Papiere aus ihr, die Oswald sogleich für Landgerichts-Pässe erkannte. Hier! sagte der Alte geheimnißvoll: Michel Schnurrer mit zwei Töchtern und Baltzar Obenaus. — Der Comthur reichte ihm ein Päckchen Geld, und der Alte ging. „Nun schnell, sagte der Oheim — packt einen Koffer mit den nöthigen Sachen, um von hier bis Röthelbach, dann von Feldkirch über die tyroler Berge zurückzureisen. Diese lustigen Leutskleider, alte Notenbücher und herrliche Instrumente tragt heimlich ins Schloß und packt einen zweiten Koffer damit, den wir bei Wernherr öffnen. „Morgen früh gehts fort."

Es geschah, wie der Oheim befahl. Die Mutter sah sie — Spott, Lachen und Unwillen stritten auf ihrem Gesicht und in ihrem Wesen — ohne den geringsten Widerspruch abreisen; der Oheim ward mit jeder Meile lustiger und nöthigte die Mädchen, Alles, was sie von Volksliedern und Naturdichtereien wußten, zu singen. Wernherr, ein ehemaliger Hochwaldischer Verwalter, der jetzt ein Gütchen in Röthelbach hatte, empfing seinen lieben alten Herrn voll Freude und Ehrerbietung; der Kutscher ward mit Pferden und Wagen nach Feldkirch geschickt, mit dem Befehl, dort zu warten, bis man ihn abrufe, und den folgenden Abend führte Wernherr Michel Schnurrer mit seinen Töchtern Fronle und Traut, nebst der letztern Bräutigam, Baltzer Obenaus, durch eine Hinterthür seines Gartens auf den Weg nach Göltenbach, einem großen Bergdorf, in dem eben ein Viehmarkt gehalten ward. Die Sonne sank hinter die tan=

nengekrönten Hügel, die Wiesen an ihren Abhängen dufteten in der Erwartung erquickenden Thaus, die Schmutter, entlang welcher der Weg führte, schäumte und rauschte den schnellen Abhang herunter, der Mond glänzte wie ein Wachtfeuer durch die östlichen Föhrengipfel und wie die Spielleute den ersten Hügel erstiegen hatten, glänzte er ihnen mit goldnem Antlitz entgegen. Nanny hing schweigend an Oswalds einem Arm, der, seine Geige unter dem andern, sich in seine Rolle zu finden begann und die Bauern grüßte, welche, ein erhandeltes oder nicht angebrachtes Vieh am Strick führend, von dem unverhofft früher beendigten Markte zurückkehrten. Jetzt lag Göttenbach vor ihnen in einem grünen Thälchen, wagrecht von einem Bächlein ruhig durchflossen, welches stürmisch oben vom Fels gestürzt, sich jetzt von allen Hälmchen in der Abendluft küssen ließ und sich am Abhange endlich bei jedem Stein schäumend sträubte, um nicht aus dem Friedensthälchen in die wilde Schmutter zu stürzen. „Jetzt von einander! Baltzer, Traut! — Die Leute lachen Euch aus, wenn Ihr so zärtlich seid. Fronle, trag mir meine Geige, damit ich mir meine Pfeife stopfe," rief der Oheim, wie jetzt mehrere Bauern bei einem Scheideweg, der nach Isny ging, auf sie zukamen. „Gelobt sei Jesus Christ!" wendete er sich stillstehend zu einem Alten und nahte, seine frisch gestopfte, vom Kutscher geborgte Pfeife an des Alten brennender anzuzünden. „In Ewigkeit!" rief dieser und hielt still hin. Wie Michel baffte, zog er seinen Rauchstumpfen aus dem Mund und sagte: Seid Ihr noch nicht in der Gegend gewesen? — „Behüt! Versuchens zum Ersten-

mal!“ — Aus Sankt Martin? — „Nein, Knöringen“ — Knöringen? — „An der Donau“ — Der Bauer kreuzte sich. Daher kam noch kein Mensch! — „Glaubs wohl! die gehn alle über die Donau, bis Nürnberg, bis Schweinfurth.“ — Jesus, Maria! mög Euch Gott geleiten! — und damit ging er seinem ungeduldigen Rind nach.

Sie kamen ins Wirthshaus, wo es aussah, als wenn alle böse Geister gehaust hätten. Verschüttet Bier, zerbrochne Krüge — vor der Thür, unter ein paar alten Obstbäumen, saßen noch einige Alte. He! von St. Martin? rief einer den Spielleuten entgegen, warum kommt Ihr nicht früher? Hätten sie tanzen können, so hätt's nicht solche Teufelshändel gegeben. — Die Spielleute setzten sich und zitternd begann Nanny: Laßt uns, ihr Brüder, Weisheit erhöhn u. s. w. Der Comthur geigte wüthend darauf los, Oswald pfiff's in den Ohren: Piano, Ohm, piano, Trauts Stimme wird ganz bedeckt — „Fortissimo! schrie ihr der Comthur zu. Herzhaft! uns scheinet vor Morgen ein schöneres — Allons!“ — Eben trat ein junger Mann herein, eine Guitarre überm Rücken, wie ein Fußreisender gekleidet. Er blickte erstaunt auf Traut und deklamirte: ein schönerer Stern! wahrlich ja! Guten Abend, Alter, setzte er, den Comthur fixirend, indem er ihm die Hand schüttelte, hinzu, kommt! ich begleite die Mädchen. — Der Anblick eines sich feiner ankündigenden Fremden hatte Nanny und Wallis erleichtert; sie sangen das Lied noch einmal mit Begleitung der Guitarre, statt des Ohms toller Geige. — Die Bayern horchten entzückt, ein paar

Alte nahmen die Kappe ab, weil's ihnen wie in der Kirche zu Muthe ward. Wie sie schwiegen, trat ein geistlicher Herr hinzu und setzte sich zu einem Glase Bier. „Das war ein artig Lied; singt noch mehr, lieben Leute!" rief er freundlich. Sie sangen das Duett der beiden Liebenden aus Felix, für das unsere schöne Welt kein Herz mehr hat. „Das junge Volk tummelt sich, um her kommen zu können, sagten ein paar Bauern zu einander, horch, wie sie die Stallthüren werfen!" — Gleich darauf kamen die jungen Leute, welche das Vieh hatten besorgen müssen, eins nach dem andern geschlichen. Oswald meinte seine Sachen herrlich zu machen und stimmte das Schillersche Reiterlied an, der Fremde spielte nicht mit, aber das junge Volk des Dorfs stimmte brummend, sumsend oder mit geradebrechten Worten — denn Alle kannten das Lied — immer lauter mit ein, sodaß Oswald etwas besorgt auf die glühenden Gesichter der jungen Burschen sah, die kampflustig und herausfodernd in Ton und Geberden sich die Ellenbogen frei machten, die Mädchen sich aber ängstlich zusammendrängten. Warum machtet Ihr nicht mit, junger Herr? fragte der Geistliche den nachsinnenden Fremden, der zunächst bei ihm saß. Ich mag das Lied nicht zum Spaß singen, und zum Ernst möge uns Gott behüten! Da wär's ein bedeutendes Lied! — Das ist eine brave Gesinnung. He! Ihr Mannsnamen — Ihr habt Euch heut schlecht erwiesen. Ihr wußtet doch, daß ich am Sterbebette sitzen mußte — 's ist mir schon fatal, wenn das im Jahrmarkt fällt — hat mir doch, weiß Gott, die Hand gezittert, daß ich der alten Käthe den Chri-

sam fast auf die Nase strich, wie ich merkte, daß Ihr hier balgtet. Pfui! heißt das Handel und Wandel? heißt das Freude? — Indeß das junge Volk beschämt, die Daumen in die Brustlätze steckend, niedersah, sagte der Wirth begütigend: Hochwürden! Ihr war't fern und keine Spielleute hatten wir, da gerieth das junge Volk auf politische Gespräche. — — Und die Baiern haben eine so meschante Lustigkeit, sagte ein junger Bauer. — Was, Baiern, unterbrach der Geistliche, sind Schwaben wie ihr. Hat einer Schaden genommen? — Jesus, nein! wir johlten und pufften uns ohne alle Bosheit. — Jetzt hatten sich die Spielleute unter einander besprochen und sangen die sicilianische Hymne an die Mutter Gottes, welche Herder uns bekannt gemacht hat, mit der einfachsten Innigkeit. Die Dorfgesellschaft rief sich leise winkend Beifall, Alles ward nach der zweimaligen Wiederholung, welche der Pfarrer verlangt hatte, still, wie der duftende Abend um sie her. Das war schön! rief dieser. Nun geht nach Hause, Kinderchen! Das war ein Abendgebet. — Der Geistliche trank seinen Krug aus, legte das Geld auf den Tisch, langte nach seinem Stabe und ertheilte im Abgehen den Segen. Alles drängte sich liebevoll auf seinen Weg — ein paar junge Leute gingen, mit ihm sprechend, neben ihm auf sein Haus zu.

Jetzt saßen die Spielleute zusammen und aßen ein spärliches Abendbrot. Der Fremde, welcher Froale nicht aus den Augen ließ, sah seit der „Mater santissima,“ die ganze Gesellschaft sehr forschend an. Der Wirth, der seine Leute zu unterscheiden wußte, fragte ihn, die

Kappe unterm Arm, was er speisen wolle? und bald brachte er auf dessen Antwort einen ganzen gesottenen Schinken, den Rest des Jahrmarktschmauses und einige Flaschen Wein. Ihr seid Spielleute, sagte der Fremde, und ich bin ein Maler, das kommt fast auf Eins heraus; kommt, seid meine Gäste. — Oswald machte ein krauses Gesicht, Michel zog den durchlöcherten Filz und nahm die Ehre an. Nach einer halben Stunde war die Komödie im schönsten Gange. Der Maler kam aus Italien und pilgerte geniemäßig nach Sachsen. Der Comthur erzählte schwatzhaft: daß er auch in Italien gewesen, als Bedienter eines Maltheserritters, lebe nun nicht fern von dessen Schloß, in Knöringen, wo er ein Gütchen habe. — „Verschuldet, das Gott erbarm! setzte er hinzu, der Spielmann muß den Bauer nähren." — Die Fräulein glühten vor Scham und Angst. Und der wackere Jüngling? fragte der Maler, auf Oswald deutend — Wird mein Schwiegersohn. — Der Maler verfärbte sich und blickte auf Fronle, aber Traut reichte eben zur Beglaubigung von Michels Worten, dem Liebhaber ihre schöne Hand und der Maler schenkte kräftig ein. Nach einer Weile leitete der Fremde ein Gespräch ein, in welchem er Michel und Oswald zu bereden suchte, daß sie die Mädchen nicht also mit sich herumführen möchten; er entwarf ein rührendes Gemälde von den Gefahren, denen sie ausgesetzt wären, von dem Schaden, den diese Lebensweise, auch wenn sie diesem Allem entgingen, ihnen drohte. Die Mädchen konnten vor Scham nicht aufsehen; Oswald wäre gern empfindlich geworden, aber der Comthur nahm das Ge-

sprach mit einer komischen Suade ein, offenbarte eine so rein romantische Exaltation von Kammerdiener-Höflichkeit und romantischen Phrasen zusammengeflickt, in denen er das glückliche Leben der Spielleute, die Tugend seiner Töchter und die Gewalt der Musik herausstrich, daß Oswald nicht zu Wort kommen konnte. Im Gespräch hatte der Fremde oft den Weg hinab gesehen; jetzt kam ein Träger mit einem zweiten Fremden heran; der Maler rief diesem Letzten entgegen: Hast Du den Stein gefunden? — Da ist er! antwortete jener und legte einen schönen Marmor auf den Tisch. Gut! besorg meine Sachen und laß Dir zu essen geben. Wo geht's morgen hin? fragte er nun die Spielleute. Nach Barka an der Iller, da soll eine Hochzeit sein, antwortete Michel, der sehr neugierig und spöttisch aussah. Nun! da treff ich Abends auch ein. Ich steige über'n Gättenberg, um Felsen zu zeichnen und Steine zu suchen, und Abends finden wir uns wieder. — Hierauf schüttelte er den Männern die Hand und ging ins Haus, und da der Wirth den Spielleuten vorschlug, sie möchten ein Gleiches thun, so ward der Platz schnell leer.

Oswald und der Comthur lagerten sich auf dem Heuboden; der junge Mann hätte Lust gehabt, sich über den Maltheser zu erboßen, daß er seine Rolle so herrlich spielte, aber neben seinem Zorn war den ganzen Abend Bewunderung hergeschritten, über die Gewandtheit und den unabhängigen Geist des Alten, der in seine Verkappung eine persönliche Haltung zu legen wußte, in der Oswald, der Mädchen wegen, eine Art Sicherheit gefühlt hatte. Jetzt strich der gewöhnlich von Be-

dienten Umgehene seine grauen Haare lustig unter ein braunes Schnupftuch und sang eintönig das Todtengräberlied aus Hamlet:

> Dieser Kopf mit Haaren
> War vor wenig Jahren schön wie Engel .....

Aber theurer Oheim, wollen Sie denn diese Farce ausspielen? — Schön wie Engel sind — sang der Comthur fort und schnallte die messingnen Schuhschnallen auf — Balzer, Du mußt morgen früh wahrhaftig die Schuh abwaschen, sonst sehen wir wie die Lumpen aus; — Herr Comthur! — Oh mein Balzerle! wer A sagt, muß B sagen! rief Michel ihn lächelnd auf die Schulter klopfend, warf sich ins Heu, daß die Halmen über ihn aufflogen und schlief ein, wie Oswald noch knirschte.

Mädchen sind beobachtend und fein. Nanny und Wallis fingen an, des Oheims Absicht, sie für ihre romantische Lust büßen zu lassen, zu errathen, und das gab ihnen einen wetthaltenden Muthwillen, der ihre Angst — die vorigen Abend nicht gering gewesen war — aufwog. Nanny fand in der Nähe ihres Oswalds überhaupt die Sache nicht gefährlich, nun die Gefahr vorbei war, und konnte sich nicht abläugnen, daß die Wirkung ihrer Stimme auf den ganzen Haufen von staunenden Bauern ihr sehr geschmeichelt hatte. „Wallis, sagte sie zu ihrer Schwester, das war wie Schiller sang:

> Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
> Stürzte der Menge freudig Gewühl,
> Und die rohen Seelen zerfließen
> In der Menschlichkeit erstem Gefühl."

Ja, gewissermaßen, erwiederte diese, aber die Be-

wunderung der Tölpel drohte denn doch jeden Augenblick zudringlich zu werden und ohne die Dazwischenkunft des Fremden — „Aha! schöne Fronle! Sie verlieren sich ganz in Ihrer Rolle. Also des reisenden Malers galante Moral schien Ihnen nicht drohend? Hör! Oswald machte dem Menschen ein paar Mal so ein krauses Gesicht, daß ich ganz bange ward." — Und der Oheim dem Oswald.... „Nun, nahm Nanny abwehrend das Wort, so wie wir den Oheim kennen, müssen wir schon noch ein paar Tage aushalten. Laß uns ihm nicht den Triumph gönnen, unsere ersehnte Seligkeit so bald müde geworden zu seyn." — „O was das betrifft, Nanny, sagte Wallis erröthend und mit sonderbarem Ernst, was das betrifft, so ists nicht recht der Fall. Des Spielmanns Leben scheint mir freilich nicht so romantisch, wie wirs uns dachten, aber das Menschenleben in diesen Hütten mit diesem Pfarrer, hat doch eine Innigkeit, die wir auf unserm Schloß nie kannten."

Wie am frühen Morgen der Comthur unter den Fenstern zum Frühstück rief, traten die Mädchen frisch wie die Rosen unter die Bäume, wo eine tüchtige Suppe ihrer wartete. Der Maler ließ sich nicht sehen. Man war zum Abmarsch bereit, Wallis blickte an alle Fenster des Gasthofs hinauf, ohne ihren Onkel wahrzunehmen, der ihr einen kleinen Reisebündel hinhielt. „Nicht wahr, Fronle, die Schwalbennester freuen Dich?" sagte er jetzt etwas rauh und sehr spöttisch. Fronle fuhr zusammen; da kam die Wirthin mit einer großen Schüssel voll duftender Schmalzküchle und einer Flasche Wein

zu Michel getreten: Da, Spielmann, das hat der fremde Maler Euch, eh er fortging, bestellt; mit einem schönen Gruß. Die Küchle wären für die Mädeln, der Wein für Euch. — Einmal hatten die zarten Spielleute die braune Mehlsuppe etwas zu derb gefunden, zum Andern störte jetzt auch kein fremder Zeuge den Eindruck der schönen stillen Morgenumgebung, daher wirkte dieses Intermezzo ganz natürlich. Oswald hatte einen Arm um Nanny geschlagen und langte lachend nach dem appetitlichen Gebäck. Der Oheim blieb in seiner humoristischen Rolle, Wallis war sich auch ohne einen halbspöttischen Blick ihrer Schwester bewußt, daß die Küchle eigentlich für sie bestellt waren, und biß fröhlich hinein. Eben wie sie wandern wollten, kam der Pfarrer aus der Frühmetten, ging einige Schritte aus seinem Weg und grüßte freundlich. „Wohlehrwürden, sagte Michel, es ist uns hier so gut gegangen, dürften wir Ihnen nicht aus Dankbarkeit ein Morgenlied zum Abschied singen?“ Der Pfarrer sah sich zweifelnd um, alte Leute kamen aus der Mette, junges Volk trieb Vieh vorbei an die Tränke, oder ging mit der Sichel in Klee. Alles sah, sich aufhaltend, nach den Spielleuten um. Nun! wenns kurz und fromm ist, antwortete der Seelenhirt. Die Spielleute sangen die herrliche Anfangsstrophe aus Abraham auf Moria:

Lobt den Herrn, die Morgensonne —

Alles Volk umher faltete die Hände; die ihr Vieh hielten, nahmen den Hut ab. Die Lerche wirbelte in der blauen Luft über den Häuptern der Beter, der [illegible]hahn hielt diese ungewohnten Wohllaute für etwas An-

deres, als Menschentreiben; er kam stolz bis mitten in den Kreis der Zuhörer und ließ seinen bedeutungsvollen Ruf gellend erschallen. — Da verklang der letzte Ton der Worte:

Und vor allen meine Seele,
Töne Seinen Lobgesang.

Die beiden Mädchen hatten Thränen im Auge, der Pfarrer kreuzte sich, Alles schwieg so still, daß man die Bienen im nächsten Stande summen hören konnte, Michel packte seine Geige auf und ging, indem der Pfarrer ihm die Hand schüttelnd leise sagte: kommt wieder in mein Dorf.

Alle wanderten schweigend fort, der Oheim sah sonderbar heiter und gerührt aus. Nach einer Stunde kamen sie in einen weitläufigen Eichenforst, in dem hochstämmige herrliche Bäume auf kurzem weichem Rasen einzeln stehend, lauter kleinere und größere freie Plätze umgaben, die mit natürlich gewachsenen Hecken von Weißdorn und Haselstauden, Säle und Cabinete zu bilden schienen. — Ein zauberischer Aufenthalt! durch den Schatten der majestätischen Eichen, welche die Morgensonne auf das thauende Gras warf, magisch schattirt, von den tausend beperlten blitzenden Grasblumen durchduftet. Die Vermummung ward vergessen, ein Gespräch über Menschenleben begann und über die Vertheilung der Glückseligkeitsquellen, die in keinem Stande versiegt sind, und über die Mittel zur Herzenserhebung überall, wo das Herz von der rohen Materie zur Erhebung nicht zu gefesselt ist. — O der Oheim hat recht! rief Wallis, sah doch das ärmlichst gekleidete Müt-

torchen bei unserm Gesang wirklich verklärt in die Wolken. — Ach, ich fürchte, fügte Nanny hinzu, diese Menschen blicken vertrauter dort hinauf wie wir, weil ihr Wohl und Weh ihnen unmittelbarer von daher kommt. Wie ich gestern Abend die Mutter um ihr krankes Kind befragte, das so bleich auf ihren Armen hing, sagte sie so wehmüthig: ich thue ihm, was ich kann, und Gott wird helfen! — Wir, Oheim, wir hätten geantwortet: wir haben schon sechs Doktoren zu Rathe gezogen. — Liebe Nanny, sagte Oswald innig und drückte ihre Hand an sein Herz, und der muntere Bursche, der das braune Mädchen an der Hand hielt — ich fragte ihn: ob wir zu seiner Hochzeit spielen sollten? da schmunzelte er und sagte: Ja, da hochzeitet sichs auch! in zwei Jahren frag' wieder, dann haben wir die Aussteuer erspart — nicht wahr, Marthe? und dabei sah er dem verschämten Mädchen so froh ins Gesicht. Ach, Nanny, mir war in diesem Augenblick, als sei der Bursche glücklicher als ich, weil er arbeiten mußte, um sein Glück zu erlangen. — Unter solchem Gespräch waren sie auf den vielfältigen Fußsteigen unter den Eichgewölben von Salon zu Salon geirrt und nahmen wahr, daß sie den Weg nach Barka weit zur Rechten hatten liegen lassen. Nach langem Umherirren kamen sie auf eine kleine Ebene, wo mitten in Kornfeldern ein artiges Gebäude lag, neben einer Kapelle, die solches als ehemals einer Abtei angehörig bezeichnete. Allons! rief der Oheim schnell, sich in sein Michelskostüm werfend, Spielleute raus! Ein Mißton fuhr durch die jungen, jetzt von einem bessern als dem romantischen Enthusiasmus begeisterten Herzen.

Sie gingen auf den Hof zu und fanden vor der Thür eines artigen Wohnhauses eine sehr junge Frau, wie ihre Gestalt verrieth, und ein paar junge Mädchen mit häuslicher Näharbeit beschäftigt. Sie und Alles um sie her trug das Gepräge des Friedens und des einfachen Fleißes. Michel präludirte; die kleine Frau winkte abwehrend: Ihr sollt sogleich etwas haben, bemüht Euch nicht! — Fronle und Traut sahen gedemüthigt vor sich hin, der Comthur selbst schien diesen Casus noch nicht gehabt zu haben. Indeß war ein kleiner Knabe über den Hof ins Haus gelaufen, ganz begeistert rufend: Spielleute, Spielleute! — und nun erschien eine ältliche Frau am Fenster, gleich hinter der Bank, wo die Frauenzimmer saßen und rief Michel zu: Nun, Alter, etwas recht Schönes! — Aber, liebe Mama, sagte die junge Frau auf Französisch, das ist ja ein Gedudle! Sei doch nicht so vornehm, erwiederte diese in eben der Sprache, und laß dem Knaben die Freude. — Dieser war indessen zu Michel gesprungen und zog ihn in den Hof, seine Hand, in welche die Mutter ein paar Sechser gesteckt hatte, fest an die Brust haltend. Einen Marsch, einen Marsch, rief er ohne Unterlaß. Der Comthur fing aus Muthwillen schon im Gehen an, den marseiller Marsch zu spielen, Oswald fiel aus Ingrimm über den unschmeichelhaften Empfang mit Lebhaftigkeit ein und der Knabe deklamirte nach der Melodie mit heiterer Begeisterung:

Nous entrerons dans la carrière,
Quand nos ainés n'y seront plus;
Nous y trouverons leur poussière
Et l'exemple. . . . . l'exemple. . . .

hier stockte der Knabe, weil ihm sein Gedächtniß fehlte — Alma! l'exemple? er fragte ein elf= oder zwölfjähriges Mädchen, die eben auf die Haustreppe getreten war; zwei junge Akazien bildeten einen Bogen über ihrem lockigen Haupte; mit großen begeisterten Augen blickte sie zum Bruder herab und half ein: et l'exemple de leur vertu —

Die Spielleute wären bald aus ihrer Rolle gekommen, denn waren sie idealische Spielleute, so schienen dieses auch idealische Landleute zu sein. Alles bezeigte Einfachheit, Beschränkung, und Alles verrieth Sitte, Bildung. Nun sangen die Mädchen, nun begleiteten die Männer. Die jungen Frauenzimmer schienen über den Vortrag verwundert, blieben aber zurückhaltend; die Mutter brachte Brot und Wein aus dem Hause, sprach mit dem Alten, mit den Mädchen, gab ihnen ernste Tugendlehren, und stellte dem Alten vor, wie viel besser ein Stück Brot am Spinnrocken sei, als Wohlleben — das Euch unser armes Frühstück nicht gibt, setzte sie, auf den Wein deutend, hinzu — bei dieser Lebensart schmecken muß. Michel empfand, daß er hier mit der Wohlredenheit, die er gestern dem reisenden Maler entgegengesetzt hatte, nicht auskäme; die Frau in dem unansehnlichen Anzug sprach wie Jemand, der angehört zu werden gewohnt ist. Ohne eine Rolle zu spielen antwortete er wenig und entschuldigend. Plötzlich rief das schöne Kind von der Treppe: Lothar kommt! und ein junger Mann ritt rasch in den Hof herein, warf sich vom Pferd und die Kleine hüpfte ihm zuerst an den Hals, wo er sie liebkosend im Arm emporhielt. Alles

kam um ihn her, die junge Frau begrüßte den Gatten, Alma sanft schmälend, daß sie ihn zuerst hinnähme, Lothar aber wendete sich vor Allen zur Mutter, die er innig umarmte, der Knabe nahm schnell den Zügel des Pferdes und bat den Reitknecht dasselbe in den Stall reiten zu dürfen. — Das Ganze war ein Bild häuslichen Glücks von außen beschränkt, von innerem Reichthum grenzenlos ausgedehnt. Die Spielleute gaben sich nicht das Wort, aber von Einem Gefühl ergriffen, gingen sie stillschweigend und unbemerkt vom Hof, weil in diesem Zirkel ihr Possenspiel zu treiben ihnen nicht zusagte. Stillschweigend setzten sie sich in kleiner Entfernung von da im Buchenschatten, Jeder malte sich das liebliche Bild der wunderlichen Landleute aus; da kam das schöne Mädchen mit dem kleinen Knaben Hand in Hand, nach ihnen spähend, herangeschritten, Alma trug die angebrochene Weinflasche, der Knabe einen großen Blumenstrauß in der Hand. Alma zögerte, erröthete und reichte die Flasche hin. Da, lieber Mann, die Mutter bittet Euch auszutrinken. — Michel nahm die Gabe wirklich gerührt an. Nun, Edmund, so gib doch Deine Blumen der Jungfer! sagte das schöne Kind zu dem Bruder, der verschämt sich hinter sie gestellt hatte, jetzt auf Baltzer zueilte, auf Nanny zeigte und glühend vor Scham den Strauß ihm in die Hand gab: Da! gib Du sie Der. — Damit deutete er auf Nanny, nahm Alma bei der Hand und Beide liefen wie junge Rehe auf den Hof zu.

„Nun, das wäre wirklich ein Abenteuer! rief der Comthur. Diese Leute muß ich kennen lernen, und

wenn wir uns darum in Türken verkleiden müßten. Da ist ja ein Gemälde aus Eldorado an Lieblichkeit und Einfalt! Kommt! im nächsten Dorfe machen wir Mittag und erfahren's."

Aber verirrt waren sie, und da sie im Hof nicht gefragt hatten, verirrten sie sich beim Eintritt in den Wald aufs Neue. Sie kamen endlich höchst müde und hungrig in einer kleinen Mühle an, wo sie Milch und Brot, aber keine Nachricht von der Familie im Waldhofe erhielten. Wie sie, die Abendkühle erwartend, beim Geräusch des spärlich getriebenen Mühlrads unter einigen Hollunderbüschen saßen, hörten sie plötzlich einen lustigen, ziemlich rohen Gesang. Es war ein Körnersches Kriegslied, welche an der Donau nicht sehr allgemein gesungen, dem patriotischen Oswald aber sehr verehrlich bekannt waren. Das sind gewiß wieder Bettelstudenten von der Ketzerschule, sagte die Müllerin verdrießlich und sah den Kommenden entgegen. Es waren zwei junge Männer in altdeutscher Tracht mit großen Stöcken bewaffnet, die links und rechts die Aehren niederhauend von Weglaufen schrien, von den Feinden oder von den Freunden, das verstand man sie nicht. Fröhlichen Muths traten sie an den Tisch, wo die Spielleute saßen, brachen in einen unfein freudigen Ausruf aus über die schönen Mädchen und foderten Wein. Den hatte die Müllerin nicht. Nun ward geflucht, Milch gefodert, mit wunderlichen Ausdrücken vieler Spaß gemacht und Gläser und Milchtopf unter wüthendem Geschrei gegen das Mühlrad geschleudert. Die Müllerin stand [illegible]hend vor Zorn, aber da ihre Mannsleute ab[illegible]

ren, offenbar furchtsam vor der Tapferkeit der Herren und sah diesen Heldenthaten zu. Der Eine, ein schöner, aber roh aussehender Jüngling, sah sie zufällig stehen. Mütterchen, siehst ja aus, als fehlte das Mühlwasser! Meinst Du, wir zahlten Dir nicht? Behüt Gott! da! da kannst Du zehn Töpfe kaufen und zwanzig Gläser. — Die Alte nahm nur einige Batzen von dem Gelde und sagte bitter: Heb Er das Andere für den nächsten Rappel auf, indem sie in's Haus ging. Die Jünglinge lachten ungeheuer über die Lection. Nun spiel uns auf, alter Gesell! hieß es jetzt. Hier galts Fassung, die beiden Männer spielten, die Mädchen drängten sich immer näher zum Oheim, ihm ängstlich ins Ohr sprechend, und wie die Studenten Gesang von ihnen foderten, sagte Michel höflich: Meine Herren, meine Töchter sollen heut Abend in Barka auf einer Hochzeit singen; im Wald verirrt haben wir einen ungeheuern Marsch gemacht; erlaubt, daß sie ihre Stimmen zu Rath halten. Juchhei, die hübschen Mädel gehen nach Barka? Dahin gehen wir auch! Die Braut ist meine Base, rief der zweite Student, ein gemein aussehender Mensch; da gehen wir zusammen. Nanny faßte Oswalds Arm, Wallis glühte vor Angst, der Comthur stand entschlossen auf und sagte, sich höflich verbeugend: So wollen wir, indeß die Herren sich ausruhen, vorangehen. — Aber das gelang nicht, die jungen Leute gingen mit ihnen und die Spielleute fühlten diese Stunde als die höchste Verwicklung ihres Romans.

Völker und Guntram, so nannten sich die beiden neuen Germanen, offenbar um ihren alterthümlichen

Charakter zu unterstützen, schienen nicht übel Lust zu haben, von der Gesellschaft der beiden schönen Mädchen ihren Vortheil zu ziehn. Allein Michel und Oswald hatten sie in die Mitte genommen und wußten sich durch Ernst und Höflichkeit ein solches Ansehen zu geben, daß der lange Weg nach Barka ihnen gar keinen Genuß gewährte, als vor ziemlich untheilnehmenden Zuhörern ihre Heldenthaten im ersten französischen Feldzug zu erzählen. Er war ehrenvoll gewesen; der Comthur und Oswald hörten mit Ekel, wie diese Jünglinge dieses Ehrenvolle verkannten und sich roher Bedrückungen, gehässiger Verläumdungen der Unterjochten rühmten. Oswald hatte diesen Feldzug auch mitgemacht, er haßte den Feind auch, weil er zu seiner Vaterlandsliebe, wie viele redliche Leute, des Hasses bedurfte; aber er setzte seinen Stolz darein, menschlich geblieben zu sein gegen den gehaßten Feind. Nanny sah, wie seine Hand vor Zorn zuckte. Mit einem Engelblick bat sie um Behutsamkeit, indeß der Comthur mit überlegner Geschicklichkeit die Jünglinge in den nöthigen Grenzen zu halten bestrebt war.

Jetzt waren sie an dem Eingang des Dorfs, als — der reisende Maler aus einem Nebenwege auf sie zueilte. Die Spielleute fühlten sich bei seinem Anblick alle erleichtert. Der Maler bot dem Alten freundlich die Hand, und versicherte ihn: die ganze Hochzeit warte auf seine Musik! — Völker und Guntram machten ein wunderliches Gesicht und flüsterten einander ins Ohr, und der Maler heftete bei ihrem Anblick seine fragenden Augen unruhig auf die beiden jungen Mädchen, die kaum ihre

Freude, ihn wiederzusehen, verbergen konnten. Beim Eintritt ins Wirthshaus wurden die Spielleute mit Jubel empfangen, die Studenten aber, von dem Bräutigam schon aus dem Fenster begrüßt, verließen diese — denn der Landessitte gemäß fand das Hochzeitfest in dem Gasthofe statt. So lange die Tafel dauerte, erlaubten die Umstände der romantischen Gesellschaft ohne vielen Anstoß ihre Rolle zu spielen. Die jungen Herren der Gesellschaft machten sich freilich ein bischen bei den hübschen Sängerinnen zu thun; allein die Gegenwart einiger ehrenfesten Männer wehrte jede Indiscretion ab, und der reisende Maler, welcher mit vielen Zuschauern in der offnen Thür stand und seinen Blick nicht von den Spielleuten verwendete, gab den Mädchen Zuversicht, die ihnen durchhalf. Nach der Mahlzeit wurden die Spielleute eingeladen, Erfrischungen zu nehmen. Ein herangezogenes Gewitter nöthigte sie, dieses in der Wirthsstube zu thun. Kaum hatten sie sich niedergelassen, so setzte der Maler sich neben sie und erzählte mit einfacher Freundlichkeit von seinem heutigen Wege, fragte nach ihren Schicksalen und der ganze kleine Kreis erheiterte sich in halb leisem theilnehmendem Gespräch. Doch nicht lange, so drängten sich die beiden Studenten, durch deutschen Durst und Trunk in ihrem Muthe gesteigert, in die Thür und an den Tisch der lustigen Leute von Knöringen, denen nun gar nicht lustig mehr zu Muthe war. Der Wirth brachte auf ihr Geheiß große Kannen mit Wein, und die beiden Herren tranken den Spielleuten mit einer Zuversicht zu, als wär ein Mislingen ihres Plans unmöglich. Balzer gab die

Kanne trotzig zurück und sagte, daß er nicht mehr tränke; der Maler schien eine Hand breit größer durch seine stolze Haltung und ging um die Bank, um sich hinter Fronle zu postiren. Michel suchte durch gleichgültiges Gespräch mit einigen Bauern seine Spannung zu verhehlen. Plötzlich sah er die beiden Studenten ihre Sitze verlassen, hörte seine Nichten schreien, aber auch in gleichem Moment erblickte er Baltzer und den Maler, jeder einen der Studenten an Schultern und Knien wie ein Wickelkind umfassen und zum Fenster hinauswerfen oder setzen, denn hoch war es nicht, und vor ihm lag, wohlberechnet, ein Düngerhaufen. Die Bauern lachten unmäßig und sperrten sorgfältig die Fensterflügel auf, um die Luftfahrt zu erleichtern; die Studenten schrien unbändig; die Mädchen hingen zitternd an des Oheims Halse, die beiden Kämpen hatten sich einander mechanisch die Hände gegeben und buhsteten (bliesen, schnauften) von der anstrengenden That. Der Comthur sah einen Augenblick erstaunt um sich her, dann sehr ernst auf Oswald, zu dem er, ihm die Hand auf die Schulter legend, sehr nachdrücklich sagte: „Jetzt gilt es Ruhe." Indem flog die Thür auf, einige Beamte traten herein; diesen folgten die beiden Teutonen, etwas abgekühlt und etwas triefend, aber schnaubend vor Zorn. Ein ältlicher Herr, der Herr Landrichter, wie es sich auswies, sagte etwas herrisch zu Michel: Spielmann, auf solche Händel steht bei uns der Thurm. — Jetzt nahte Baltzer — sein Auftreten war keine Rolle mehr, sondern eine bedungene Form seiner wahren Empfindung. Männlich und frei setzte er den Fall aus einander und

foderte alle Bauern zu Zeugen auf, daß die beiden Herren sich zu ihnen gedrängt, daß der Vater mit sichtbarem Bestreben sie zur Ordnung angehalten, sie endlich aber mit Gewalt den beiden Mädchen Liebkosungen haben entreißen wollen. „Und das leidet kein braver Kerl für seine Braut und seine Schwester, und der wackere Gesell hat mir geholfen und den nassen Herren ist ihr Recht geschehen." — Ja so war's — So ist's — das bezeugen wir — wir hätten ihm Alle geholfen — die Mädchen sind sittsam gewesen wie die Nonnen. — Das alles schallte von allen Seiten der Trinkstube und zwang den Landrichter zum gütlichen Entscheid. Herr Baron von Hochwald, sagte er zu Völker, Sie sehen selbst, daß wir Oberschwaben keinen Spaß verstehen; ich dächte Sie verziehen dieser wackern Burschen rechtlichen Zorn, wenn er auch ein bischen befremdlich zu Werke ging.... Nicht so gar befremdlich, sagte der Maler bedeutend, indem er Hochwald scharf anblickte. Ich denke, der Herr Baron kennt nun den schwäbischen Volkssinn hinlänglich. — Herr! rief Hochwald ausbrechend und stellte sich drohend vor den Maler, der ihm eine Karte reichte und ruhig sagte: „Herr von Hochwald, Sie sagten in Lindau, Sie träfen den Johannistag in Reisersburg bei dem Comthur ein, auch mein Weg führt dahin, es ist deshalb unnöthig, den Frohsinn der Hochzeiter zu trüben." — Der Landrichter schien den Auftritt zu endigen gedrängt, denn das ganze Dorf sammelte sich vor dem Wirthshause, um „die fremden Junker" zu sehen; er führte die Nassen fort, um sich umzukleiden; die Mädchen aber baten den Oheim um Gotteswillen, sie

von hier wegzubringen, und obschon die Sterne am Himmel aufgingen, beschloß die Gesellschaft sogleich Barka zu verlassen. Der Maler ging mit, ohne sich anzubieten oder sich einladen zu lassen und Michel und Balzer schritten, ihm die Führung der Mädchen über die feuchte Wiese überlassend, in eifrigem Gespräche voran. Nanny und Wallis weinten über die peinlichen Vorgänge dieser Stunde, und in des Malers Seele fing ein Mistrauen über die Rolle aller dieser Menschen an zu entstehen. Jetzt blieben die beiden Männer unter einer großen Ulme stehen, unter welcher eine heilige Jungfrauenkapelle halb in den Zweigen versteckt war, und erwarteten die langsamer Gehenden. Wie sie herantraten, sagte Michel unvorbereitet mit dem Ton und mit der Stellung seines Standes zu dem Maler: Mein Herr, mein junger Freund und ich, wir finden's unwürdig einen Ehrenmann zu hintergehen, dem wir mehr Dank schuldig sind, wie er vermuthet. Nun erklärte er ihm einfach, welch ein romantisches Unternehmen sie in diese unangenehme Misverhältnisse gebracht hatte — nämlich, daß der zudringliche Räuber unfeiner Gunstbezeigungen kein anderer als Vetter Hochwald sei, der vorgeschlagene Bräutigam der holden Walpurga. Diesen letzten Umstand erwähnte er zwar nicht, allein Wallis hatte ihn nicht vergessen und rief mit Schauder: Wie? dieser rohe Mensch.... Doch ein Blick auf den reisenden Maler machte sie verstummen — und sie that auch wirklich jetzt besser, zu hören wie zu schwatzen, denn — o wunderbare Fügung! dieser reisende Maler wechselte Entdeckung gegen Entdeckung. — Meine Ab-

sicht war es nicht, meine Verhältnisse zu verschweigen, nahm er das Wort, der Zufall, der mich Ihnen bei unserm gestrigen Begegnen als wandernder Maler näher zu stellen schien, war mir zu anziehend (hier hätte man den Redner erröthen sehen, wenn es die Dunkelheit erlaubt hätte; daß seine Stimme merklich bebte, entging keinem der Zuhörer), zu anziehend, um sie ohne Auffoderung auszukramen; der Empfang meines Bedienten bewies Ihnen, daß ich sie nicht verbarg. Ich bringe Ihnen Briefe aus München, die Sie bitten, den jungen Dannburg gütig aufzunehmen. Mein Vater hat ein paar artige Herrschaften im Elsaß, und mein Onkel ist der gute alte Domherr von Würzburg, der Sie oft auf Ihren fränkischen Gütern besuchte.

Eine drolligere Art Bekanntschaft zu machen, mußte es kaum geben! Mitten im Kornfelde bei den heftigsten Blitzen — denn das Gewitter, welches abzuziehen geschienen hatte, brach plötzlich los — bei einem mit jedem Augenblick zunehmenden Regen, standen diese Menschen, welche Vorübergehende, nach der nächtlichen Promenade durch die lehmigen Feldwege, halb unter Buschwerk versteckt, leicht für Vagabonden hätten halten können, und die von den letzten Churfürsten als Großohm, und der Tante Oberhofmeisterin und dem Vetter als Marschall des französischen Heeres sprachen. Endlich trieb der Comthur zur Fortsetzung des Wegs — nun war kein Hinderniß mehr, Herrn von Dannburg den Arm zu geben, und aufs zierlichste geführt, traten die eingeweichten Spielleute in das Wirthshaus zu Clauseneck. Die beiden jungen Männer, die schon ein inni-

ges Freundschaftsband umschlang, waren Sinnes gewesen, die vermaledeiten Geigen vor dem Dorfe an einem Baumstamm zu zerschlagen; der Comthur verbat sich's sehr entschieden. „Unsere Rolle müssen wir ausspielen, meine jungen Herrschaften, sagte er, einmal, weil wir für unsere Thorheit Strafe verdienen, anderseits, weil wir nur so die Entdeckung derselben verhüten. ' Deshalb werden Sie, mein junger Freund, morgen aufs ungesäumteste nach Barka zurückwandeln. — Ach Gott! Oheim, da ist ja der junge Irwin und ..... Dannburg küßte ihr die Hand für diese Sorge, ohne sie jedoch prahlerisch zu beruhigen, und vernahm mit Vergnügen, daß der Oheim zwar darauf bestand seine Wanderung bis Feldkirch fortzusetzen, allein ohne von den Spielmannstalenten Gebrauch zu machen, sodaß sie am zweiten folgenden Abend in Sörnfeld, eine halbe Stunde von Feldkirch, eintreffen, und aus ihrem Wagen die Mittel zu ihrer Metamorphose herbeiholen könnten.

In Clausneck, wohin sie jetzt unter Donner und Blitz gelangt waren, hatte das heftige Gewitter alle Gäste aus dem Wirthshause getrieben. Das war eine große Erleichterung für unsere Freunde! Der Maler that dick bei der Wirthin, die Gesellschaft bewirthen zu wollen, was bei seiner, trotz des Durchnäßtseins noch sauber aussehenden Kleidung nicht auffiel, und ein paar große Thaler, die er ihr als Vorausbezahlung auf den Herd legte, hoben alle Hindernisse auf. Die Spielleute bekamen ein eignes Zimmer, die Reisebündelchen gaben nothdürftig eine trockne Kleidung. — Dannburg allein, der nichts mit sich trug, weil sein Bedienter in

Barka seinen Mantelsack hütete und sein nächtliches Außenbleiben kopfschüttelnd bekrittelte, Dannburg mußte einige Kleidungsstücke vom Wirth borgen, um seinen Frack am Herdfeuer trocknen zu lassen.

Da saßen nun diese edelsten Geschlechter Deutschlands im schrecklichsten Costum, in einem abgelegnen Dorfe an der Algauer Grenze, in so zweideutigem Ansehen, daß nur Vorausbezahlung ihnen eine freundliche Aufnahme gesichert hatte. Und in diesem Aufzug verlebten sie den geistvollsten, philophischsten, folgereichsten Abend ihres Lebens. Mit der heitersten Lebensweisheit zergliederte der Oheim seine Gründe, diese thörichte Reise begonnen zu haben — „wahrlich ich war der Phantasterei müde, sagte er, welche Eure Lekture in Euch nährte; sie durch zweckmäßigen Unterricht zu vernichten war't Ihr alle drei schon zu alt, und in unsern Standesverhältnissen ist das Menschenthum so verkrüppelt, daß es freilich warmen, gesunden Herzen nicht mehr genügen kann. Sie, lieber Oswald, gaben meiner Sorge eine Mischung von Possenspielerei, weil mir das Faseln bei meinem Geschlecht natürlicher Weise noch widriger ist, wie bei den guten Kindern, die wir immer uns ähnlich machen, mögen wir würdig oder unwürdig sein. Ich dachte: tauche Du die junge Sippschaft einmal recht in die Wirklichkeit ein. Wo ich unter dem Volk lebte — wahrlich, ohne Mittelalter und Minnesängerzeit, von Großohms Churfürsten Jagdpartien bis zu meinen Caravanen gegen Tunis und Tripoli, fand ich unter allen Lebensweisen mehr reines Menschenthum, als unter unsern gebildeten Zirkeln — das solltet Ihr er=

fahren, und so machte sich der Geniestreich, über dem Sie, lieber Dannburg, uns ertappten. Eure Mutter hat nur meiner Autorität nachgegeben, um drein zu willigen, und heut Abend dachte ich mit Schrecken an ihren billigen Zorn, wenn die Farce eine üble Wendung genommen hätte. Nun — er strich sich komisch mit der flachen Hand übers Gesicht, als wollte er die Vergangenheit hinwegwischen — nun! ich glaube mein Zweck ist erreicht, und wenn die Angst vorüber ist, hoffe ich fast, wir werden finden, daß die Irrfahrt nicht umsonst war. Hier sah er humoristisch Eines nach dem Andern an und hob sein Glas fröhlich zum Munde.

Des folgenden Morgens wanderten die Spielleute weiter, um Sörfeld zu erreichen, wohin sie ihren Wagen aus Feldkirch kommen zu lassen gedachten. Vergeblich bat Dannburg sie begleiten zu dürfen; auch seinen treuen Diener wollte der Comthur nicht annehmen, sondern bestand auf gänzliche Ausführung ihres Plans, um die sichre Verheimlichung ihrer Reise zu erlangen. Doch in Feldkirch verweigerte er eine Zusammenkunft mit dem neuen Freund, dessen Reiseziel das Donauufer gewesen war, nicht.

Mit leichterm Herzen pilgerten die jungen Leute diesen letzten, langen Weg. — Der Oheim hatte recht gehabt, ein jedes von ihnen hatte an Kenntniß der Wirklichkeit gewonnen. Wallis vor allen wußte sehr wohl, daß der wirkliche Dannburg sehr viel liebenswürdig[er] sei als der idealische Vetter. Sie vermieden die Dö[r]fer und rasteten in den einzelnen Hütten der waldu[m]grenzten Gebirgsthäler, wo ihr freiwilliger Gesang [...]

Kinder erfreute, und ihnen von den Alten die freundlichste Aufnahme erwarb. Mehr wie Einmal standen die beiden Mädchen auf den hohen Bergtriften, weilten unter den weidenden Schafheerden und vergnügten sich, bei den hellen Tönen ihrer Stimme, die schläfrigen Thierchen sich wie besinnend aufrichten zu sehen, und erstaunt das Maul voll Thymian und Steinklee, das Kauen vergessend, an sie hinauf schauen, indeß der schwarze Hirtenhund orpheisch bezähmt aber doch unruhig, in weiten Kreisen um sie her strich.

Endlich am zweiten Tage trafen sie in Görfeld ein, von wo aus Oswalden der letzte Akt des Schauspiels allein übertragen war. Er mußte von dem harrenden Kutscher ein bezeichnetes Päckchen abholen, das die Kleider enthielt, welche unsere Reisegesellschaft, dem Sprichworte gemäß, wieder zu Leuten machen sollte. Wenn das Zartgefühl der Damen nicht auf dem Spiele stand, hatte Oswald Heiterkeit und Muth, den Spielmann zu agiren. Seine Geige unter den Arm, mischte er sich muthwillig unter die fröhlichen Haufen, die ein Festtag gerade heute in die zahlreichen Schenken vor der Stadt versammelt hatte, und der hübsche Spielmann mit lockigem Haar elektrisirte manches Pärchen aus dem Stegreif ein Walzerfragmentchen zu drehen. Wie er das leichte Leben wahrnahm, was ihn seine Vermummung in diesen Stunden ungesucht finden ließ, wie die schmucken Bauerdirnen ihn anlachten und die Bursche ihm gastfreundlich zutranken, die Alten mit untergeschlagenen Armen und gespreizten Beinen, die Pfeife im Munde vor ihn traten und so ehrbar und gescheut nach den

fernen Landen fragten, woher er kam — denn er ergötzte sich daran viel, doch keinesweges Abgeschmacktes zu erzählen, wie die Frauen ihre kleinen Kinder auf den Arm nahmen und ihnen ihre Rußter zum Spielen hinreichten, um, zur Seite stehend, neugierig zu horchen, da war ihm erst seine eigene Sehnsucht nach dem Sängerleben und auch ihre Befriedigung erklärt. Ohne seine ungeduldig harrenden Reisegefährten hätte er auf diese Weise gern noch eine Zeit lang sein Spielmannsleben fortgesetzt — nicht um des zwecklosen Wanderns, sondern um des zweckmäßigen Studirens willen, das sich ihm hier darbot. Aber er mußte nach Feldkirch hinein, den Kutscher erfragen. Er fand ihn, übergab ihm des Comthurs schriftlichen Befehl und erhielt, ohne von ihm erkannt zu werden, das bezeichnete Packet, mit dem er sich schon bei Sternenschein auf den Rückweg machte. Er ging auf eben dem Wege zurück, wo er die vollen Schenken gefunden; Stille deckte jetzt die Hütten, Dunkel ruhte auf der friedlichen Landschaft, es war dem jungen Manne recht ahnungsvoll und recht froh zu Muthe. Er fühlte sich in einer Welt von Brüdern; zum ersten Mal hatte er in diesen Tagen das Volk und sein tägliches Treiben kennen, es mit Theilnahme betrachten, ehren lernen. Sein gesunder Verstand und des Oheims Andeutungen hatten ihn gelehrt, wie sein Stand nicht im Gegensatz stehe mit dieser ehrwürdigen Masse, sondern ein ergänzender Theil sei. Die Liebe that das Uebrige, um den festen Entschluß in ihm zu begründen, wie er der bessere Baron sein wolle, um dem bessern Landmann zu gleichen. Mit Jubel empfin-

gen ihn die Zurückgebliebenen. Den folgenden Morgen fand die Wirthin in der Mädchen verschlossenem Zimmer ein blankes Geldstück auf dem Tisch, das sie reichlich für die Zehrung bezahlte, aber die Spielleute waren verschwunden. Wie aber die Feldkircher in die Sieben-Uhr-Meß gingen, kamen zwei nett gekleidete Fräulein von einem alten und einem jungen Herrn begleitet in den Gasthof zum Trauben, und fragten nach des Baron Hochwalds Equipage und seinen Leuten, die sich auch bald einfanden, höchst vergnügt, die Herrschaft gesund eintreffen zu sehen.

Daß Dannburg nicht viel später in Feldkirch ankam, wie die verwandelten Spielleute, bedarf wol keiner Versicherung, eben so wenig, daß eine nun folgende Reise durch die große, ernste, strenge Natur von Tyrol, bei welcher er die Reisersburger Familie begleitete, ein köstlicher Gegensatz zu dem Spielmannsleben war, von einer gewissen Seite aber doch auf dieses gebaut, dieses die fruchtbringende Bereitung eines schönen Bodens für goldne Ernten. Denn hätte wol der Salon die Herzen so fest verkettet wie die Verlegenheit, die Gefahr, der Naturgenuß, die Spielmannsabenteuer? Wäre im Salon das Weib so reizend in seiner hülflosen Schüchternheit, der Mann so schützend in seiner hülfreichen Kraft erschienen? — Und nur von dem richtigen Standpunkt der beiden Geschlechter aus, bildet sich ihr heiliger, beglückender Verein.

Nach einer höchst ergötzlichen Reise kam die Gesellschaft in Reisersburg an, verlegen von allen Seiten, denn alle hatten Frau von Helm etwas zu beichten.

der Oheim, daß er einen Geniestreich mit dieser Reise begangen, Oswald, daß er die Plattheit seiner Verwirklichung der Romantik einsähe, Wallis? — nun, das haben wir lange geahnet — daß Fronle und der fremde Maler, Walpurga und Herrn von Dannburg aufgetragen hätten, ihr Romänchen auszuspielen. Herzlich und bescheiden führten sich unsere Ankommenden ein, etwas spöttisch und scharfzüngig wurden sie empfangen, doch neutralisirte Dannburgs Liebenswürdigkeit und eine gewisse bedeutende Nachdrücklichkeit, mit welcher der Oheim ihn ihr vorstellte, diese Herbe. Sobald die beiden jungen Männer sich entfernt hatten, rief der Comthur: Nun, Schwester, wie ist Dir Deine Einsamkeit bekommen? Mit unsern Abenteuern ging es vortrefflich! — „Um so besser! — ich habe indeß saubere Geschäfte gemacht! Bruder, es ist etwas vorgefallen, ich habe mir etwas herausgenommen.“ — Nun, um Gottes willen! was ist es denn? — „Bruder, ich habe dem Vetter Irwin Hut und Weide aufgekündigt und aus der Heirath wird nichts! — Wallis athmete hoch auf, Nanny sah lächelnd vor sich nieder, der Comthur lachte unmäßig und rief: gethane Arbeit! Bravo, Frau Schwester! da ist ja der größte Stein aus dem Wege. So erzähle doch!

Da fand sich denn, daß der Herr Baron von Hochwald nach jenem Hochzeitabend in Barka und wohldurchschwärmter Nacht sich nebst seinem Jonathan am frühen Morgen weiter gemacht habe; jeden Mittag in irgend einer Hütte, deren männliche Bewohner im Feld waren, Weiber und Kinder erschreckend, jeden Abend in

einer Dorfschenke durch abenteuerliche Märchen, Taschenspielerkünste, Kartenschlagen, den Bauern den Kopf verdrehend, oder durch sehr kavaliermäßige Zudringlichkeit bei den jungen Mädchen Zank stiftend, kamen sie nach Reisersburg, wo sich Irwin vorgesetzt hatte, durch einen Knalleffekt seinen Eintritt zu verherrlichen. Zu seinem Verdruß hörte er unten im Dorf, daß die Fräulein und der Comthur auf einer Lustreise im Tyrol begriffen wären; die Frau Tante aber im Schloß. Er machte sich hinauf, fragte nach der Baronin und ward in den ehemaligen Zwinger des Schlosses gewiesen, wo die ehrbare Dame mit ein paar Besuchen aus dem nahen Städtchen und dem Pfarrer der herrlichen Aussicht über die weite Donau-Ebene genoß. „Ein paar vagirende Studiosen aus Ingolstadt bitten um die Erlaubniß zu singen;" war die Ankündigung. — Auf dem Schloß war man weniger kührig wie im Forsthaus zwischen Göttenbach und Barka, wo Amphion Michel und seine Töchter mit Protest zurückgeschickt werden sollten. Die Bettelstudenten durften anfangen. — Irwin sang einen Gassenhauer, sein Gefährte spielte das Brummeisen (Maultrommel). Der Text misfiel der ehrbaren Dame, sie reichte den jungen Leuten ein Glas Wein und sagte trocken: „nun ist's genug." — Irwin kredenzte das Glas, trat der Gnädigen keck näher und reichte es ihr mit den Worten hin: Profit, Frau Tante! — Die ganze Gesellschaft, den vagirenden Musensohn für närrisch haltend, sprang erschrocken auf, ja der rüstige Kaplan nahm ihn beim Arm und sagte: Gesell, nur gemach! — — Gnädige Tante, rief nun Irwin nothge-

drungen, um der Dazwischenkunft der Bedienten zu entgehen, ich bin ja Vetter Hochwald! verstehen Sie doch ein kleines Späßchen! — Herr Neffe, das ist ein großer und ein grober Spaß. — So weit war der Eintritt des genialischen Neffen verdorben und sein Bleiben verbesserte ihn nicht. Der junge Mann war gar nicht sehr geneigt, die Wünsche seiner Familie, eine Verbindung mit Wallis, zu befördern, hatte es aber doch darauf ankommen lassen, ob sie ihm gefiel und ihre Verwandte sein Verdienst zu schätzen wüßten. In Landshut und Erlangen hatte er sich von diesem sehr bestimmte Begriffe gemacht, sein Feldzug vom Jahr 1815, in welchem er durch eine wunderliche Schickung nie über Freiburg im Breisgau hinausgekommen war, hatte ihm viel Zeit gegeben, seine Einbildungskraft über diesen Gegenstand zu erhitzen, sodaß er mit einer wahren Zuversicht, in Allem seiner Willkür folgen zu können, auf dem Schlosse erschien. Frau von Helm zählte die Stunden, die er sie mit Erzählung seiner Heldenthaten unterhielt, oder nebst seinem Jonathan mit Fechtübungen über ihrem Haupte zubrachte. Von Müßiggang getrieben schlenderten die beiden Jünglinge endlich auch hinunter ins Dorf und stellten mit den Bauerburschen Turnübungen an; diese mochten aber diese Künste instinktartig ebenso zweckmäßig getrieben haben, wie diese kunstgerechten Lehrlinge, denn Irwin kam mit einer geschwollenen Nase und sein Busenfreund mit einem hinkenden Bein auf das Schloß zurück. Wo war der Teufelskerl her, der mich mit dem Springstock auf die Nase schlug, David?. fragte er den Bedienten beim Abendessen. —

Es ist der Schulmeisterssohn aus Knöringen — Knöringen! Guntram, so hieß ja der Ort, wo die scharmanten Mädchen her waren, rief Völker; jener gab ihm einen bedeutenden Blick, der ihm Schweigen anrieth, aber so wie am folgenden Tage die Hitze etwas vorbei war, setzten sich die beiden Helden auf ihre, ihnen indeß nachgekommenen Pferde, und ritten ins Dorf der lustigen Leute herab. Vergeblich fragten sie nach einem Michel und seinen Töchtern. Niemand wollte im Wirthshaus dergleichen kennen; endlich trat ein Alter mit seiner Geige herein und sagte: Ach, das ist der Seppele; der hat sonst Michel geheißen, eh er herzog; hat sich aber Seppele genannt, weil schon ein Michel hier herumzieht! Jetzt gings schleunig zu dem jetzigen Seppel, einem gewöhnlichen Alten mit ein Paar häßlichen Töchtern; die beiden jungen Herren, in ihrer Hoffnung betrogen, wurden übermüthig, Seppel brauchte sein Hausrecht und ein fataler Hund, der Völkers kurzen Schooß zu erhaschen verstand, verwandelte den deutschen Rock gewissermaßen in einen englischen Spencer, sodaß die kecken Gesellen sehr verstimmt ins Schloß zurückkehrten. Ehe man sich zur Abendtafel setzte, ward Frau von Helm dieser ärgerliche Auftritt schon hinterbracht, sie setzte sich jedoch vor, ihn zu ignoriren, um nicht vor ihres Bruders Ankunft zu einer Erklärung gezwungen zu sein. Wie es aber thätigen Geistern geht, welche die Umstände zu einem leidenden Verhalten nöthigen; ihre Einbildungskraft arbeitet um so lebendiger; — so ging es auch Irwin von Hochwald. Er fing an mit seinem Gefährten in Anspielungen von seinem Liebesabenteuer

in Barka zu sprechen, suchte die Tante neugierig zu machen, erzählte ungebeten, trug die Farbe stärker auf, wie Frau von Helm nicht sehr aufmerksam ward, und hörte endlich damit auf, mit dem geckenhaftesten Wesen zu versichern: Fräulein Wallis, die er nicht die Ehre habe zu kennen, in allen Ehren, würde er sich für den glücklichsten Sterblichen halten, wenn sie nur die Hälfte der Reize besäße, welche er an Fronle von Knöringen bewundert habe.

Man denke sich die Fassung der guten Freifrau von Helm! bei dem ersten Worte vom „alten Spielmann und seinem krausköpfigen Gesellen,“ hatte sie schon ihre Vermummten erkannt und ebensowol aus Angst, was sie erfahren möchte, als aus Zorn gegen den Comthur, der das Alles angezettelt hatte und Unwillen gegen den Erzähler, der so offenbar prahlte und Wind machte, schwieg sie zu seiner Erzählung. — Doch bei diesem unverschämten Vergleich zwischen Fräulein Walpurga und Fronle von Knöringen, brauste sie auf: Herr von Hochwald, sagte sie stolz und bestimmt, Sie können Ihr Glück mit dem Ganzen von Fronles Reizen versuchen; die Hälfte, welche Wallis besitzen mag, kann mit Ihnen nie in die fernste Beziehung kommen. Ja, Sie werden mich verbinden, wenn Sie dem Comthur die Verlegenheit ersparen, einen Vetter zu bewillkommnen, den die Wachthunde aus der lustigen Leute Häusern bekomplimentirt haben. — Der unweise Jüngling sprang wüthend auf; indeß er für seinen Zorn Worte zu finden suchte, rief Frau von Helm mit dem Tone, der die Sicherheit der Hausfrau ausdrückt: Lichter! und ging,

David mit zwei Kerzen vor ihr her, vor dem aufgebrachten Irwin vorbei, mit höflicher Verbeugung aus dem Speisesaal.

„Schwester, Du hast ein Meisterstück gemacht!“ rief der Comthur entzückt. — Du aber nicht. Wie konntest Du Dich so rücksichtslos mit dem Malerburschen fanfiliren! — „Ach, den bin ich noch nicht wieder los! sagte der muntre Alte mit kläglichem Ton, beste Schwester, hier — denn eben ging die Thür auf und Dannburg trat mit Oswald herein, hier ist der unleidliche Mensch und bittet, von mir unterstützt, um Fronles von Knöringen Schwanenhand werben zu dürfen.“

Die neue Romantik hat seitdem in Reisersburg viel von ihrem Ansehn verloren; aber die alte gute Zeit ist hier und auf Dannburgs schönen Gütern am Fuße der Vogesen wiedergekehrt, indem die beiden lieben Paare: Oswald und Nanny, Dannburg und Wallis, alle ihre Tugenden, welche die Tugenden jedes Zeitalters sind, daselbst ins Leben zurückgerufen haben.

